Austr. 5275 d (2)

Zingerle

Austr. 5275 d 8°

Schildereien aus Tirol

von

Ignaz V. Zingerle.

Zweites Bändchen.

Innsbruck.
Verlag der Wagner'schen Universitäts-Buchhandlung.
1888.

ZB2F

Schildereien aus Tirol

von

Ignaz V. Zingerle.

Zweites Bändchen.

Innsbruck.
Verlag der Wagner'schen Universitäts-Buchhandlung.
1888.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Druck der Wagner'schen Universitäts-Buchdruckerei.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Den Herren

der

Walther-Tafelrunde zu Sufidaun

in

Verehrung und Freundschaft

gewidmet.

Vorwort.

Vor zehn Jahren veröffentlichte ich ein Büchlein „Schildereien aus Tirol“, kleine Aufsätze, die meist auf Ausflügen in den Ferien entstanden waren. Es waren Kinder heiterer Stunden. Die kleine Sammlung fand gegen Erwarten freundliche Aufnahme und oft ward der Wunsch ausgesprochen, ich möchte ein zweites Bändchen folgen lassen. Nach langem Zögern entschloß ich mich, demselben zu willfahren, weil ich hoffte, die Aufmerksamkeit mancher Leser auf noch wenig bekannte schöne Stätten meines lieben Vaterlandes zu lenken. Wie wenig besucht ist noch das malerische Eisackthal! — und der herrliche Nonsberg, in dem schon römische Größen ihre Sommerfrische gehalten, ist ein von den Touristen, man kann sagen, unentdecktes Land. Und doch welcher Gau Tirols kann sich mit diesem pittoresken, an alten Kirchen und Burgen reichen, von historischen Erinnerungen wild überrankten Thale messen?

Die nun in die weite Welt ziehenden Aufsätze, auf die ich H. Heines Verse:

„Phantasie sitzt an dem Steuer,
Gute Laune bläht die Segel,
. . . .
Ob Verstand an Bord? Ich weiß nicht!“

anwenden möchte, sind an Jahren und an Gestaltung sehr ungleich. — Einundzwanzig Jahre liegen zwischen den ersten und letzten Schildereien, vielleicht nennt ein strenger Kritiker dieselben Plaudereien. Eines haben sie aber meist gemein: „Ernst und Scherz“ in bunter Mischung. Ich hoffe, daß letzterer Niemanden beleidigen werde, denn er ist nicht bös gemeint. Dem Alter nach gebührt der Schilderei: „Eine Osterfahrt nach Südtirol“ der Vorrang. Sie war im April des Jahres 1866 geschrieben. Es hat sich seit dieser Zeit Vieles geändert und die deutschen Gemeinden in Wälschtirol besitzen nicht nur deutsche Schulen, sondern die Metropole erfreut sich durch die Gnade der hohen Regierung eines deutschen Gymnasiums. Es war eine schöne Fahrt — und wie ich dieselbe warm nach den Eindrücken beschrieb, theile ich sie hier ohne Aenderungen, respective Berichtigungen mit. — „Eine Ueberarbeitung glaubte ich nicht vornehmen zu sollen, weil dadurch die Unmittelbarkeit und Frische gelitten haben würde“. Was ich gehört und gesehen, suchte ich treu wieder zu geben, so das Gespräch S. 90, das Niemand mißdeuten möge, ebenso wenn ich das ehrwür-

dige Wort „Pfaffe“ S. 93, das im Idiome dort noch im edlen Sinne fortlebt, beibehalten habe.

Ein Hauptheil der „Schildereien“ ist dem schönen Eisackthale gewidmet, das mich immer sonderbar angemuthet hat. Fuhr ich in jungen Jahren um Ostern durch den Kuntersweg, zog mich Waidbruck mit den frischgrünen Trauerweiden eigenthümlich an. Den geheimnisvollen Zauber dieses Winkels konnte ich mir erst vollends erklären, als ich später das Geburtshaus meines Großvaters dort fand, der im Burggrafenamte anno Neun eine nicht unbedeutende Rolle gespielt hat [1]).

Im Jahre 1866 glaubte der hochwürdige Herr Johannes Haller, damals Pfarrer in Laien, nun Weihbischof in Salzburg, Walthers Heimat am Laiener Riede zu finden. Ein neuer Reiz des Eisackthales für Walthers Bewunderer! — Ich stieg zur Vogelweide [2]), besuchte zu wiederholten Malen Laien, — und ich war vollends in des Isarcus unbezwingbarem Banne.

Diese Reibe eröffne ich mit „Klausen“ (S. 236) [3]). Der aufmerksame Leser wird finden, welche Vorliebe ich für diese Isarcenstadt fühle.

Da ich im ersten Bändchen „Schildereien“ verschiedene Stätten des Eisackthales behandelt habe, griff ich diesmal nach anderen Orten aus, die zum Bezirke

---

[1]) Näheres über ihn „Brixner St. Cassiankalender 1886“.
[2]) Schildereien I, 137. 161.
[3]) Schildereien I, 122 ff.

Klausen gehören, — und zog zum Schlusse noch die „Peggelhaube" herbei.

Besuchern des Eisackthales möchte ich die Besteigung der unvergleichlichen Cassiansspitze und der Raschötzer Alm empfehlen. Von letzterer ist nun ein Panorama in der „Zeitschrift des deutschen und österreichischen Alpenvereins" erschienen, das nicht verfehlen wird, viele Wanderer dorthin zu locken.

Wünschenswert wäre, daß hier und am Fuße der Cassiansspitze Unterkunftshütten zum Troste der Besteiger, die Sonnenuntergang und Sonnenaufgang auf diesen vielgepriesenen Höhen genießen möchten, erbaut würden.

Neben den malerischen Mittelgebirgen und der Aussicht auf wunderbar geformte Dolomiten besitzt das Eisackthal Burgen und Kirchen, die in graue Vorzeit zurückreichen. Freunde kirchlicher Architektur mache ich auf die Hefte „der deutsche Antheil des Bisthums Trient von Philipp Neeb und Karl Atz" (Bozen 1879 ff.) aufmerksam, die uns reiche Belehrung bieten.

Ich ersuche, manche Ungleichheiten in der Schreibweise zu entschuldigen, da ich die Correctur oft nicht selbst besorgen konnte. Und so möge das Büchlein in die Ferne ziehen — und was mein Wunsch — dem lieben Vaterlande neue Freunde und Besucher gewinnen!

Am 19. November 1887.

1.

H. Leuthold in Tirol.

(1878.)

Im Juli 1876 ward ich mit dem Dichter Leuthold bekannt. Er war damals mit der Frau Baronin v. *** nach Innsbruck gekommen und wohnte in dem Buchhofe auf dem Berge Isel, eine halbe Stunde von der Stadt entfernt. Die Stätte war gut gewählt: ländliche Abgeschiedenheit, Waldesnähe und prächtige Aussicht auf das Thal und die in der Tiefe liegende Landeshauptstadt bevorzugen dies Gehöfte. Wollte der Dichter, der Einsamkeit müde, geselligen Verkehr, so stieg er nach Innsbruck nieder. Es geschah dies allmälig desto öfter, je mehr er verwandte Seelen gefunden. Mit Wehmuth blicke ich auf die schönen Stunden zurück, die ich mit dem gewaltigen, originellen Dichter im duftenden Hofgarten oder im Kastanienschatten des Delevogärtchens verlebt habe. Letzteres besuchten wir um so lieber, da Balthasar Hunold, der gemüthreiche, tiefsinnige Lyriker, gern dort weilte und der feurige Rothwein wegen seiner Güte gepriesen war. So

saßen wir selbdritt oft im schattigen Garten, und an heiteren oder anregenden Gesprächen fehlte es nicht. Leuthold wußte von München, dessen Dichtern und Schriftstellern viel Neues zu erzählen, war er ja Geibel, Heyse, Bodenstedt und anderen Größen so nahe gestanden. Er zeigte bei Schilderungen von Personen eine bewundernswerthe Gabe, mit wenigen, treffenden Strichen Erscheinung und Charakter zu zeichnen. Manchmal liebte er mit mephistophelischem Witze Schattenseiten und Mängel eingebildeter Celebritäten bloßzulegen. An ätzender Satire fehlte es nicht, wenn es galt, in's Dunkle zu malen. War Leuthold guter Laune, hatte er die Güte, uns eines seiner schwungvollen Gedichte vorzutragen. Später schlossen sich Professor Hermann Sander aus Feldkirch, als Biograph des Dichters Felder rühmlichst bekannt, und der kunstsinnige Professor Engensteiner, ein Freund des Dichters Martin Greif, unserem Kreise an. Leuthold fühlte sich in der Runde behaglich und stieg nun beinahe jeden Abend von seiner olympischen Höhe zu anderen Sterblichen hernieder. Hatte man Dies und Jenes besprochen, trug er auch sein unübertreffliches „Landknechtslied" vor und man sang im Chore die letzten Verse jeder Strophe nach. Diesem Unicum eines Trinkliedes zu Ehren ward manche Kanne geleert.*)

*) Dies Lied fand den verdienten Anklang. Als L. dasselbe einmal vortrug, riefen lauten Beifall Bauern, die an anderen Tischen saßen, und kamen mit vollen Gläsern heran und ließen den „Herrn" hoch leben. — Als Universitätsprofessor

Mit liebevoller Hingabe versenkte ich mich damals in die Lektüre der „Fünf Bücher französischer Lyrik vom Zeitalter der Revolution bis auf unsere Tage, in Uebersetzungen von Emanuel Geibel und Heinrich Leuthold" (Stuttgart 1862). Obwohl die Angabe des Uebersetzers bei den einzelnen Gedichten fehlt, fand ich die Leistungen unseres Dichters, den ich ja kennen gelernt, mit Sicherheit heraus. Leuthold tritt viel kräftiger und sinnlicher, gewandter und origineller auf, als der feinere und weichere Geibel. Leuthold zeigt sich als gewaltigen Sprachbändiger, als Uebersetzungskünstler ohne Gleichen. Wer ihn kennt und z. B. die Strophe liest:

„Einst liebt' ich blos an ihr den Liebreiz der Gestalt,
Des morgenfrischen Munds bezaubernde Gewalt,
Das dunkle Haar, die feinen Linien,
Die mir das Ebenmaß des schönsten Leibs gezeigt,
Der zagend, wie im Wind die Weide, bald sich neigt,
Und bald erhebt, gleich stolzen Pinien."

(S. 182.)

müßte dieselbe Leuthold zuerkennen, selbst wenn der Name Geibel darunter stände. Das Meiste und Beste in diesem Kleinode deutscher Uebersetzungskunst gehört wohl Leuthold an.

Die Wochen entflogen schnell. Am 20. August machte ich auf „Leutholdshöhe" meinen Abschiedsbesuch.

Dr. Oellacher das Lied bei einer Versammlung der Studenten-Verbindung „Germania" mitgetheilt, wurde auf den Dichter ein dreifaches Hoch gebracht und B. Hunold ersucht, Leuthold diese Ovation zu berichten, was leider unterbleiben sollte.

„Und nun eine Bitte, lieber Freund! — Wir feiern am 27. in Klausen ein kleines Goethefest. Erscheine doch dabei und verherrliche es mit einem Gedichte!"

„Ja, Du gehst nach Klausen," erwiderte Heinrich. „Ist es schön dort? Dir muß es ja sehr gefallen."

„Freilich, es ist ein Stück des schöneren Südens. Komm nur dorthin — und Du wirst meine Liebe zum trauten Neste erklärlich finden", antwortete ich. Er versprach, mir ein Festgedicht zu senden, wenn anders die Stimmung nicht fehlen würde.

Ich begab mich mit ihm zur Frau Baronin und da sagte Leuthold: „Hören Sie, Frau Baronin, Herr Professor ladet uns zu einer kleinen Goethefeier in Klausen ein, das ist ja herrlich — in Tirol! — Dazu müssen wir schon kommen." Ich nahm Abschied und fuhr am folgenden Tage über den Brenner nach meinem Ziele.

* * *

Am 27. August Vormittags herrschte reges Leben und Treiben in Kantioler's Gasthofe. Wahre Hügel von breitblättrigen Birnepheu-Aesten lagen in dem Walthersaale. Die zwei Töchter des Hauses saßen bei einem und flochten Kränze aus den dunkelglänzenden Zweigen, während muntere Burschen mit den langen üppigen Ranken die Wände schmückten, die Fensternischen und Thüren umsäumten. Man schien in ein epheuübersponnenes Zauberschloß allmälig versetzt. Zwischen das dunkelnde Grün wurden Schilder mit Sprüchen

aus Goethe's Gedichten befestigt und in eine Nische wurde des Dichters großes Brustbild, gefertigt vom jungen Künstler Rabensteiner, aufgestellt und davor ein reicher Garten duftender Blumen geordnet. Ich sah dem geschäftigen Treiben zu, als ein Bote mir ein Telegramm überreichte. Ich öffnete und las: „Wir fahren soeben ab. Besorge eine Kutsche zum Bahnhofe. Leuthold." — Die Kunde rief allgemeine Freude hervor.

Um 3 Uhr fuhr die Staatskarrosse des Herrn Postmeisters am Bahnhofe vor, und damit dem schönen Gefährte ein stattlicher, gebildeter Kutscher nicht fehle, hatte sich der weitgereiste Hutmachermeister Heil in das Postillonskleid geworfen. Bald darauf rauschte der Zug heran — und Leuthold mit der Frau Baronin und deren zwei Kinder entstiegen dem Waggon. Er stand und starrte das hochragende Castell von Säben an und wonnetrunken rief er: „Prächtig, einzig — eine wahre Akropolis." Die Herrschaften fuhren in das alterthümliche Städtchen und fanden am schmucken, redegewandten Kutscher besonders Gefallen. „Einen so gebildeten Kutscher mit so gefälligen Manieren habe ich noch nie getroffen", bemerkte die Dame.

Abends saßen wir im stillen Walthergarten und sprachen über die dämonischen Reize dieser Gegend. Die weiche, laue Luft sagte Leuthold so zu, daß er sprach: „Diese göttliche Luft sollte man nicht trinken, sondern nur schlürfen."

Um sieben Uhr füllten sich die festlich geschmückten

Räume in Kantioler's Gasthofe. Außer den zahlreichen Festgästen Klausens waren Theilnehmer aus Bozen, Brixen und Innsbruck erschienen. Die Feier eröffnete Prof. Michaeler aus Bozen mit einer tiefdurchdachten, zündenden Festrede. Darauf trug Leuthold sichtlich begeistert und tief ergriffen sein klassisches Festgedicht vor. Mit tiefer Stimme und gehobenem Pathos begann er:

„Hier, wo noch um die Bergtitanen
Das Volkslied rauscht, frei wie der Wind,
Wo noch am Grenzstein der Germanen
Des Volkes große Sängerahnen,
Gewürdigt und gefeiert sind;

Hier, wo der Dichter, der die „Xenien“
Und „Faust“ schuf, einst im großen „Styl“
Die letzte Hand an „Iphigenien“
Gelegt, hier blieb bis heut' den Genien
Der Dichtung noch ein letzt Asyl.“ 2c.

Feierlichste Stille herrschte, Alle lauschten tiefergriffen, fortgerissen von dem selbst von Begeisterung fortgerissenen Dichter. Doch als die Schlußstrophe:

„In dieser Hoffnung laßt mich heben
Als Gast das Glas aufs Landeswohl, —
Das Land der Alpen und der Reben,
Der Dichter Heimath laßt uns leben: —
Es lebe hoch das Land Tirol!“

beendet war, rauschte ein nicht enden wollender Beifallssturm. Die Wirkung war eine überwältigende gewesen. Das Fest nahm seinen schönen Verlauf, und erst, als der ceremonielle Theil beendet, die Toaste

verhallt waren und die festlichen Paare im reizenden Tanze dahinschwebten, konnten wir uns wieder nähern, und wir saßen bis tief in die Nacht beisammen. Leuthold war von diesem harmonischen Goethe-Kulte „im Kleinen" ganz entzückt und gab seiner Stimmung begeisterten Ausdruck. Für den folgenden Tag wurde noch in später Stunde der Ausflug auf die „Vogelweide" festgesetzt.

* *
*

Der 28. August – Goethe's Geburtstag — gieng prachtvoll auf. Tiefblauer Himmel! – und die Gehänge funkelten im Morgenglanze. Eine kühle, erfrischende Brise zog durch's enge Thal, als um sieben Uhr das junge Volk, meist Studenten, auszog, um über das Mittelgebirge am linken Flußufer nach der Vogelweide zu wandern. Wir älteren Herren und die Damen fuhren aber in offenen Wagen auf der Heerstraße durch die lachende, strahlende Morgenlandschaft. Der würzige Duft der Blüthe des Haidekornes wehte uns entgegen. Bei dem Anblicke dieser südlichen Region voll Licht und Duft rief Leuthold: „Alles hellenisch! Dort die hohe Akropolis, hier die dunkelnden Epheuwände, und die Hügel triefen vom Weine! — O göttliches Land mit tiefblauem, griechischem Himmel! Und ein Duft umströmt uns, als ob wir am honigreichen Hymettus lagerten." Und zur Frau Baronin gewandt, fuhr er fort: „Hier ist es gut wohnen! Kaufen Sie doch so einen alten Edelsitz auf epheuübersponnenem Felsen mitten in einem Weinberge, und wir

werden selig leben, wie die Götter auf dem ewig heiteren Olympos! — Hier webt überall, überall Poesie, da müssen einem die Lieder anfliegen, wie die Herbstfäden! — Göttlicher, göttlicher Süden!“ — Und wieder staunte er schweigend mit verklärten Augen in die reizende, prächtige Landschaft. Bald darauf beschatteten riesige, breitkronige Kastanienbäume, reich besäet mit den edlen, lichtgelben Früchten, die Straße. Da begann unser Dichter träumerisch zu summen:

„Fern im Süd das schöne Spanien,
Spanien ist mein Heimathland,
Wo die schattigen Kastanien
Rauschen an des Ebro Strand“,

korrigirte sich aber schnell: „Rauschen an des Eisack's Strand.“

Und als zur Rechten wieder traubenreiche Weinberge sich zeigten, lag er von neuem der Frau Baronin an: „Nein, Sie müssen sich hier ankaufen. So schön ist es nirgends. Und wenn dieser Wein all unser wäre!“

„Ei,“ fiel Hermann ein, „was würde es dann, Herr Doktor, jeden Abend geben?“

„Poesie, Poesie,“ antwortete Leuthold, wie ins Schauen verloren. Oft aber drückte er die feurigen Augen zu und schien auf ferne Dinge zu sinnen, oder wollte er sich sammeln und die glänzenden Bilder tiefer und fester einprägen, als der flüchtige Anblick es gestattete? —

Nun tauchte die stolze Trostburg, Oswald's

v. Wolkenstein Heimath, vor unseren Blicken auf. Wir fuhren über den Fluß und bogen in die kühle, schattige Schlucht des Grödner Thales. Welcher Kontrast! Anstatt des weiten, sonnigen Eisackthales und der weichen Gelände eine Thalenge, von steilen Felsen umstarrt, vom wildschäumenden Bergbache durchrauscht.

„Bist Du ein Zauberer?" sprach Leuthold. „Mit einem Schlage hast Du uns aus strahlendem Süden in düsteren Norden versetzt."

Wir verließen bei einem Hofe die Grödner Straße und stiegen am rechten Bachufer durch Felder und Weinberge zum Laiener Ried empor. Da ward die nordische Thalschlucht bald vergessen. Denn lachende, weiche Mittelgebirge breiteten sich vor unseren Blicken aus, weit schweifte das Auge über das in der Tiefe liegende Eisackthal gegen Süden. Je höher wir kamen, desto schöner, reicher und großartiger gestaltete sich das südliche Landschaftsbild.

„Herrlich, herrlich, einzig!" rief oftmals Leuthold. Als wir niederschauten in die tiefen, blauenden Gründe und auf die Trostburg, klang ein Chor aus der Nähe:

„Herr Walther von der Vogelweide
War ein wackrer Sängersmann,
Sich und Anderen zur Freude,
Stimmt' er frohe Lieder an."

Die Studirenden begrüßten uns von der nahen Vogelweide mit dieser „Klausner Volkshymne". — Schnell war das Ziel erreicht, und wir lagerten uns im Schatten des mächtigen Kastanienbaumes am rauschenden Brunnen — eine zahlreiche, bunte Gesellschaft

in begeisterter, weihevoller Stimmung. Wir erquickten uns am Weine und an dem köstlichen Obste, und als wir ausgeruht, bewunderten wir zuerst die Aussicht auf Thal und Berg und betraten alsdann die getäfelte Stube, wo wir einige schöne Stunden verlebten. Denn Leuthold war in gehobener Stimmung, und er spendete uns des Liedes Segen in reichster Fülle. Außer kleineren Gedichten, z. B. „Auf den Tod", „Entsagung",*) trug er drei Gesänge aus „Hannibal": „Der Zug über die Alpen", „Die Schlacht bei Cannä", „Das Lager in Capua", und eine längere Probe aus „Penthesilea" vor. Daneben richtete er allerlei anregende und belehrende Bemerkungen an die Studirenden, die ihrerseits durch Gesang Wechsel in die geistreiche Unterhaltung brachten. Die Stunden flohen wie im Traume an dieser geweihten Stätte, und wenn die Frau Baronin zur Abreise mahnte, sprach Leuthold: „Nur noch dieses darf ich nicht vorenthalten," und unter stürmischem Bravo von unserer Seite begann er eine neue Dichtung zu rezitiren. Erst als alle Damen, die eine große Sehnsucht nach einem Mittagsimbisse zu haben schienen, unisono zur Rückkehr mahnten, ergaben wir uns dem unerbittlichen Verhängnisse. Doch ehevor mußte der Bauer noch eine große Zinnkanne mit „rothem Vogelweider" bringen, und Leuthold begann unter lautem Jubel:

---

*) Es sei hier bemerkt, daß Leuthold immer den Refrain „Mein stolzes Herz, sei du dir selbst genug!" gebrauchte.

„Das Land in hellen Haufen
Durchzieh'n wir wohlgemuth
Mit Balgen und mit Raufen;
Nach beidem schmeckt das Saufen,
Saufen, Saufen
Uns noch einmal so gut.“ ꝛc.

Der Chor der Studirenden fiel ein, und die Kanne kreiste, bis an ihr die Schlußverse:

„Herr Wirth, die Kanne
Ist leer bis auf den Grund!“

Anwendung fanden. Zum Schlusse zeichneten sich die „Fahrenden“ ins schöne Gedenkbuch ein und zogen unter den Klängen des Waltherliedes von der stillen Weihestätte am Laiener Riede und stiegen nieder in den flußdurchrauschten Thalgrund, wo wir im „kalten Keller“ bescheidenen Imbiß nahmen. Als wir unter der Rebenlaube vor dem Hause standen und das Bild von Waidbruck und Trostburg bewunderten, fragte er rasch: „Freund, was ist das für ein Getöne?“ —

„Die Cicaden zirpen so.“ —

„Ei, wirkliche, echte Cicaden?“

„Ja“, entgegnete ich, „es sind echte Cicaden, wie in Italien — und h i e r, soweit ich unterrichtet bin, kommen sie zuerst häufig vor.“

Er horchte den eigenthümlichen Tönen, die aus Busch und Bäumen halten, und sprach für sich: „Auch Cicaden hier! Ich glaube in Griechenland zu sein! — Frau Baronin, hören Sie, Cicaden! Hier ist gut wohnen. Lassen Sie uns hier drei Hütten bauen, —

eine für den Professor, denn er hat uns gut geführt. Wir haben nur ihm diesen zauberreichen Tag zu verdanken." —

Lange weilten wir dort unter ernsten und heiteren Gesprächen, oft aber schwieg der Dichter, fuhr mit der Rechten über die Stirne — und schien ans ferne, ferne Hellas, — das Wanderziel seiner Sehnsucht, zu denken. — Ich dachte dann unwillkürlich an Hölderlin's unglückselige Liebe zum bestrickenden Lande. —

Das monotone Konzert der Singcicaden war schon verstummt uud vernehmbarer klang durch die Abendstille das melodische Rauschen des Eisacks, als wir dem „kalten Keller" Lebewohl sagten und nach dem alterthümlichen Klausen zurückfuhren. Ein langdauerndes, durch heiteren Scherz und durch Poesie verklärtes Symposion bildete den würdigen Schluß des unvergeßlichen Goethetages.

Am folgenden Morgen saßen wir im Garten und bewunderten das gegenüber aufsteigende, mit Wald und Feld geschmückte Gebirge. Ich erlaubte mir, einen Ausflug nach dem wegen seiner Lage und seines Getäfels berühmten Schlosse Velthurns vorzuschlagen. Darauf erwiderte die Frau Baronin: „Wie verführerisch Ihr Antrag ist, so kann er für heute nicht ausgeführt werden. Ich ha e mich entschlossen, nach Bozen zu reisen — und Sie, Herr Professor, müssen uns begleiten. Dagegen hilft keine Ausrede."

Sie erzählte nun, daß sie als Kind von vier Jahren mit einem reichen Onkel einige Tage in Bozen verlebt

habe. Oft denke sie an jene glückliche Zeit zurück. Diese Stadt sei ihr unvergeßlich, — und sie müsse dieselbe wiedersehen.

„Wir wohnten“, fuhr sie fort, „in einem großen Gasthofe, vor dem ein gevierter Platz lag. Auf demselben standen marmorne Pfeiler mit massiven Eisenketten und schlossen den Vorraum des Hotels ab. — Ja, diese Ketten sind mir auch unvergeßlich,“ setzte sie lächelnd bei.

„Wie so, Frau Baronin?“ fragte ich.

„Nun, die Geschichte ist kurz,“ erwiderte die Dame. „Ich war ein munteres, lebhaftes Kind und die Ketten schienen mir Schaukeln zu sein; als meine Bonne einige Augenblicke nicht auf mich achtete, hatte ich mich auf eine Kette gesetzt und versuchte mich zu schwingen, später saß ich rittlings darauf, und es däuchte mich, ich wäre eine Reiterin. Und mitten aus meiner Wonne wurde ich durch eine Ohrfeige erschreckt, die erste und letzte in meinem Leben. Die erzürnte Bonne hatte damit meine Träume zerstört und führte mich weinend auf's Zimmer. — Wenn die Erinnerungen an Bozen und Italien auftauchen, gedenke ich auch immer des Gasthofes, der Ketten und der unvergeßlichen Ohrfeige.“

„Schöne, dankbare Seele,“ murmelte der Dichter. Die Frau fuhr aber an mich gewandt fort: „Kennen Sie diesen Gasthof? Steht er noch? — Wie freue ich mich, ihn und Bozen wiederzusehen! O goldene Bilder der nur einmal blühenden Kindheit! —“

Ich antwortete: „Ja, ich kenne ihn wohl, es ist die „Kaiserkrone“, ein noch bestrenommirtes Hotel.“

„Also heute Nachmittag drei Uhr fahren wir nach dem lieben Bozen, — und Sie müssen mit.“

Ich wies eine kurz früher erhaltene Korrespondenzkarte vor, mit der ein Kurarzt in Meran, Dr. Kl..., mir angezeigt hatte, daß er am 30. August mich in Klausen besuchen werde, und entschuldigte mich. Allein kein Gegengrund wollte verfangen . . .

Leuthold drängte auch zur Fahrt.

Nachmittags begleitete ich die Reisenden zum Bahnhofe und ward — entführt. Als wir im Waggon saßen, schlug der Dichter ein homerisches Gelächter an. „Ei, ei“, sagte er, „da hast Du die verkehrte Welt. Sonst entführen Männer die Frauen und heute entführt eine Dame Dich. Was wird dies geben!“

Unter heiteren Scherzen fuhren wir durch's enge Eisackthal. In Atzwang schwärmte Leuthold bei dem Anblicke der alten Cypressen, dieser Boten des Südens. Aber vollends begeistert ward er, als das Thal sich weitete und „der Bozner Boden“, wie ein reicher Garten, vor uns lag. Weites Weingelände mit Feigen- und Mandelbäumen und hohen minaretsähnlichen Cypressen. Hier entfaltet sich die vollste Ueppigkeit und Pracht des Südens. Leuthold gab seiner Stimmung Ausdruck, indem er vor sich hinsummte:

„Daß am Zauber dieser Natur das kranke
Herz ihm genese.
Ringsum wohnt ein emsiges Volk von Winzern,

Freien Sinnes, glücklich und wohlgemuthet,
Denn die busenförmigen Hügel alle
Triefen vom Segen
Goldnen Weins."

Die Verse, die er einst „am Genfersee" gesungen, klangen bei dem Anblicke dieser südlichen Fülle und Schönheit in seiner Seele wieder an.

In der alten Handelsstadt angekommen, führte ich meine Gesellschaft in meine gemüthliche Stammherberge in der Binderstraße und alsbald durchstreiften wir die Gassen und Straßen Bozens, besahen uns die „Kaiserkrone" und die eisernen Ketten, sowie Kirchen und Gärten. Da wir die ganze Stadt durchwandert, sagte ich zu Leuthold:

„Du hast die deutsche Poesie mit dem nagelneuen, preiswürdigen Reime: „Linien und Pinien" bereichert, zum Danke dafür werde ich Dir eine sehenswerthe Pinie zeigen."

„Ei, wo?" fragte Heinrich.

„Im Garten des Franziskanerklosters".

„Darf man hinein? Wirst mich in's Kloster führen?"

„Ja!"

„Aber die Frau Baronin? — Die darf nicht hinein."

„Leider nicht," entgegnete ich, „denn es herrscht strenge Klausur."

„Aber könnte man sie nicht über die geweihte Schwelle tragen, wie Ekkehart Frau Haduwic?"

„Das geht nicht an und — wäre ein schweres Stück Arbeit,“ versetzte ich. „Die Frau Baronin kann indessen die schöne gothische Klosterkirche und den bewunderten Altar in der Franziskuskapelle, ein preiswürdiges Schnitzwerk des Michael Bacher, besehen.“

„Ein köstlicher Gedanke,“ bemerkte Leuthold.

„Wir Männer besehen den Garten, genießen die schöne Natur — und die Weiber sollen beten.“

Wir begaben uns zum Kloster, die Frau Baronin betrat die Kirche, Leuthold und ich giengen zur Pforte. Ich fragte den Frater Pförtner, ob Pater Vinzenz in seiner Zelle sei? Auf die Bejahung des Mönches führte ich Leuthold in das Gemach des Paters, das mit alten Kunstwerken und naturhistorischen Sammlungen reich ausgestattet war. Selbst ein kleines Aquarium fehlte nicht. Leuthold war über dies klösterliche Museum verblüfft, — noch mehr über den intelligenten, geistreichen Pater mit seinen eleganten Manieren, denn Pater Vinzenz ist nicht nur ein berühmter Naturforscher, sondern ein Freund der Kunst, ein feiner Kenner der Literatur. Diese Gaben und Vorzüge in enger Klosterzelle zu finden, überraschte Leuthold nicht wenig. Der bewunderte Pater führte uns in den sorgfältig gepflegten Garten zur weitkronigen Pinie, zu den duftenden Rosmarinsträuchen und den fahlgrünen Oelbäumen. An den röthlichen Quadermauern aus Sandstein spann sich buschiger Epheu bis zum Kirchendache empor, dazwischen blühende Guirlanden der Rosen ebenso hoch,

daneben ragten die schlanken Schäfte des „heiligen Lorbeers“, und da und dort zog die gewaltige Glycinia ihre bestrickenden Schlingen. Im duftenden Garten, unter dem Rebenbogen mit den schwellenden, großbeerigen Trauben wandelten im eifrigen Gespräche der graugekleidete, hochgewachsene Dichter und der kleinere Mönch in brauner Kutte. Leuthold's markirtes, gröber geschnittenes Antlitz bildete einen seltsamen Kontrast zu dem feingeschnittenen Profile des sinnigen Naturforschers. Ich gab mir mit den bunten Blumen des Gartens zu schaffen, bewunderte ihre untadelige Pracht und sammelte reifen Samen, während die beiden anderen im raschen Gespräche lustwandelten und Pater Vinzenz mit seinem weißen Gürtel spielte. Die Abendsonne warf ihre letzten Strahlen, ich sah auf die Uhr. —

„Leuthold!“ sprach ich, „wir müssen Abschied nehmen. Eine Stunde beinahe ist vorüber, — die Frau Baronin wird sich übermüde gebetet haben.“

Er klagte: „Wie schnell entflieht die eilige Stunde!“ und wir verabschiedeten uns, befreiten die Dame aus der Kirche — und wanderten dann selband noch eine Viertelstunde durch die stilleren Gassen. Als wir allein waren, sprach er: „Du hast mir einen seltenen Genuß bereitet. Dieser Mönch imponirt mir. Er besitzt staunenswerthe Bildung, ist geistreich — und wie kann er glauben! — So vieles Wissen und Glauben! — Ist er nicht ein Heuchler? Ich könnte es selbst nicht glauben. Aber ich muß noch mit ihm zusammen-

kommen. — Du mußt noch ein zweites Rendezvous vermitteln, — er ist zu interessant, — er ist ein wunderbares Räthsel für mich."

„Ich werde es versuchen," antwortete ich. „Ihr besucht morgen Vormittags Runkelstein und die wildromantischen Schönheiten der Talferschlucht bis zum bewunderten St. Johanneskofel. Ich muß aber fort, ich kann Dich nicht begleiten, um Ein Uhr muß ich in Klausen sein. Ich werde versuchen, daß P. Vinzenz Euch begleite, wenn es der Frau Baronin genehm ist."

„Ja, thue dies. — Ich muß ihn näher kennen lernen, es ist diese Erscheinung zu interessant, einzig, — ich muß ihn nochmals sehen."

Ich entschuldigte mich Abends bei der Frau Baronin, daß ich die Sarnthaler Partie nicht mitmachen könne, schlug den gelehrten Pater vor — und Leuthold rief „Bravo." —

Bei dem Wirthe wurden Pferde für den morgigen Ausflug bestellt, und ich begab mich in's stille Kloster und ersuchte P. Vinzenz, die Herrschaft zu begleiten, was er nach einigem Zaudern freundlichst zusagte.

Den Abend zeigte Leuthold die goldenste Laune. In unsere Gespräche brachte Herr Hölzl, ein bekannter Blumenmaler aus Bozen, neuen Wechsel. Er erzählte von seinen Ausflügen auf die Berge, von der Pracht der Gebirgsflora, von den Titanen der Dolomitenwelt und von den unvergleichlichen Fernsichten. Der Dichter war von diesen Schilderungen derart an-

geregt, daß er wiederholt versicherte, er werde im folgenden Herbste auf längere Zeit nach Klausen kommen und die Seiser Alpe und andere Höhen besuchen. „Ich kann zwar nicht steigen, aber wenn es Reitsteige gibt, komme ich doch empor.“ Er unterhielt sich mit dem Künstler so gut, daß er noch lange, nachdem ich zur Ruhe gegangen, bei ihm im heiteren Gespräche sitzen blieb.

* * *

Am folgenden Morgen setzten wir uns gegen Runkelstein in Bewegung. Während die drei Anderen ritten, fuhren Leuthold und ich in einem offenen Wagen. Die wechselreiche südliche Landschaft mit den schwellenden Hügeln und den mächtigen Bergen füllten ihn so mit Bewunderung, daß er nur Weniges sprach. Wir fuhren hinter St. Antoni unter breitästigen Kastanienbäumen dahin, vor uns stieg das durch Dichtung und Kunst berühmte Schloß Runkelstein empor — mit seinem Wahrzeichen: der hochwipfeligen Cypresse. Beim Anblicke dieser altersgrauen Wartburg von Tirol löste sich des Dichters Zunge, und dithyrambische Rede begann von seinen Lippen zu fließen, da trat Pater Vinzenz, der am sprudelnden Bronnen unser geharrt hatte, aus einer schattig kühlen Bucht hervor und bot „Guten Morgen“. Ich stieg nun aus, mein Stellvertreter bestieg den Wagen — und wir schieden. Wehmüthig blickte ich auf die thaleinwärts fahrenden Reisenden und auf die vor ihnen emporragende, in ihrem Verfalle noch stolze Dichterburg „Runkelstein“

mit der einsam ragenden Cypresse. Ich ahnte damals des Dichters unglückliches Ende nicht, aber das Scheiden von ihm — vor Runkelstein am sonnigen Morgen immte mich trübe.

„Ja, wie des Menschen Dasein und Beginnen
Ein kurzes Träumen, Hoffen, Sichberauschen,
So muß in ewigem Vergeh'n und Tauschen
Das Größte selbst, das Herrlichste von hinnen."

2.

Eine Osterfahrt nach Südtirol.

1866.

I.

Der Zug hielt — und eine wahre Stentorstimme schrie: „Egna, Egna!" Die Schalter flogen auf, wir stiegen aus und standen auf dem Bahnhofe, dessen Aufschrift lautet: „Station Egna-Neumarkt." Sollte da der Fremde nicht glauben, er befinde sich schon auf wälschem Grund und Boden? Doch nein! Neumarkt und dessen Umgebung ist noch deutsch — und die italienische Sprachgrenze liegt drei Stunden entfernt unter Salurn. Sind es nicht italienische Uebergriffe, wenn somit auf deutschen Bahnhöfen das Italienische den Vorrang führt, wenn die Ortsnamen in wälscher Form ausgerufen werden? Nur die Lammsnatur des Deutschen läßt sich so etwas gefallen. Der Weg nach Neumarkt führt durch das Moos, das nun größtentheils entsumpft und in Wiesen und Maulbeerpflanzungen verwandelt ist. Früher war die Gegend wegen ihrer Sumpfluft, die tödtliche Fieber erzeugte, verrufen; nun

athmet man gesundere Luft, und das alte Vorurtheil gegen diese Ortschaft ist verschwunden.

Das reizende Mittelgebirge, an dessen Fuße der Markt liegt, die trutzige Burg Kaldiff, die Schlucht des Trudener Thales geben dem einsamen Orte einen malerischen Hintergrund. Neumarkt selbst hat ein langweiliges, düsteres Gepräge und auch keine bedeutenden historischen Erinnerungen. Laut der Peutinger'schen Karte stand in der Nähe einst die römische Mansion Endide. Oeftere römische Funde bestätigten, daß hier eine römische Niederlassung bestanden habe. Die Einwohner haben ihre deutsche Sprache und Sitte reiner bewahrt, als manche Ortschaften, die nördlicher liegen, wie Branzoll und Leifers. Wo die Geistlichkeit die deutsche Sprache in Schule und Kirche aufrecht hält, macht das Wälschthum trotz seiner verlockenden Töne kein Glück. Leider gab es aber Priester, die es sich zur Ehre schätzten, der italienischen Propaganda die Schleppe zu tragen. In ganz deutschen Ortschaften wurde von solchen Propheten das Wälsche zuerst in die Kirche und dann in die Schule eingeschwärzt. So ist der Bauer seit einem Decennium bedeutend verwälscht worden, denn der Herr Pfarrer soll lieber in italienischer als deutscher Sprache predigen. Die fürstbischöfliche Curie zu Trient fand gegen derartiges Vorgehen nichts einzuwenden, sondern aus Vorliebe für ihre wälschen Schäflein beeilte sie sich, an deutschen Orten, wo sich zwei oder drei italienische Familien niedergelassen hatten, alsogleich einen italienischen Priester

anzustellen und italienische Predigten einzuführen. Wir können diese zärtliche Vorsorge vom seelsorglichen Standpunkte aus nicht tadeln, finden es aber auffallend, daß man deutschen Gemeinden in Wälschtirol nicht dieselbe mütterliche Rücksicht widmete, ja ihnen sogar die deutschen Seelsorger allmälig entzog. Den frommen Großmeister der italienischen Propaganda in Trient hat vor Jahren schon Gott zu sich genommen, seitdem hat sich manches gemildert und gebessert; allein dennoch ist es Pflicht der Regierung, zu wachen, daß nicht italienisch gesinnte Priester als Schul-Inspectoren angestellt werden oder Uebergriffe in der Schule sich erlauben. Hätte die Regierung sich des deutschen Elementes angenommen, wäre das wälsche nie soweit vorgedrungen. Allein man schloß die Augen, und so wurde eine große schöne Strecke deutschen Landes italienisirt, und der unerwartet günstige Erfolg brachte die Italiener bald auf den kühnen Gedanken, den Brenner als die nördliche Grenze Italiens zu proclamiren. Hätte man die Deutschen geschützt und die deutschen Gemeinden, die sich am linken Etsch-Ufer bis Roveredo hinzogen, gewahrt, so hätte ein solches Project nie auftauchen können. Daß Neumarkt noch die deutsche Sprache festhält, bestätigt unter Anderm das Casino zur „goldenen Krone", das, verhältnißmäßig reich ausgestattet, mit Ausnahme von zwei italienischen Landeszeitungen, nur deutsche Blätter bietet. Daß aber die Neumarkter auch schon ein Stückchen italienischer Pfiffigkeit sich angeeignet haben, zeigt folgendes Factum:

Neumarkt bezog einen großen Theil seiner Einkünfte, als Niederlage und Handelsplatz des Holzes, das aus dem wälderreichen Fleimser Thale kommt. Die Bewohner von Auer kamen nun auf den Gedanken, von ihrem Dorfe aus eine stattliche Kunststraße ins Thal zu bauen und so den Holzhandel an sich zu reißen. Man schritt an das Unternehmen und stellte eine preiswürdige Straße mit hohen Kosten her. Die Neumarkter ließen den Bau vollenden und zogen dann von ihrem Markte aus eine kurze Verbindungsstraße bis zur Fleimser Straße, und die Auerer waren um ihre reichen Hoffnungen betrogen.

Wir sagen dem tiefgelegenen Markte Lebewohl und schlagen in nordöstlicher Richtung den Pfad gegen das eine halbe Stunde entfernte, auf dem Mittelgebirge gelegene Pinzon ein. Wir überschreiten den Trudener Bach, der aus wilder, schauriger Thalschlucht rauschend bricht, und steigen am rechten Ufer sachte hinan. In den Weinbergen schimmern zahllose Mandelbäume in schneeweißer Blüthenpracht. Pinzon liegt wie das eine Viertelstunde entfernte Montan auf einer reizenden Terrasse, geschmückt mit lachenden Wiesen, berühmten Weinbergen, mit Kastanien- und anderen Fruchtbäumen, besäet mit vielen Gehöften und Herrenhäusern. Reizender noch als die schöne Mittel-Ebene ist die überraschende Aussicht, die man hier genießt. Gegen Norden ruht das stattliche Montan, überragt und beherrscht von der selbst im Verfalle noch majestätischen Burg Enn. Ein Mittelgebirge von den schwungvollsten Linien,

geschmückt mit den Ruinen von Castell-Föder und der Leuchtenburg, springt in nördlicher Richtung vor und verdeckt den Lauf des Hauptthales; aber über die lieblichen Conturen dieser Hügel schweift das Auge hinweg nach den Gebirgen von Bozen, streift einen Theil von Gries und schweift weit hinein in das wegen seiner Naturschönheiten gepriesene Sarnthal. In nordwestlicher Richtung ragt das interessante Profil der Mendel, die wegen ihrer schönen Form den Namen Freudenberg wohlverdient. Zu ihren Füßen liegen das weinberühmte Kaltern und andere Ortschaften zweiten Ranges. Im rebenbekränzten Thalkessel blitzt aber wie ein Saphir der Kalterer See, das bezaubernde Auge der Landschaft — und tiefer am rechten Ufer der Etsch hinab lagern hart am Gebirge das langgedehnte Tramin, Margreit und Kurtinig, während das Mittelgebirge darüber mit den niedlichen Gemeinden Graun und Fennberg geziert ist.

Das Panorama, das Pinzon gewährt, ist eines der schönsten und originellsten in Tirol und verdient wohl, daß man sich den kurzen Umstieg von Neumarkt aus nicht verdrießen lasse, umsoweniger, da man von hier aus nach dem Fleimser Thale kommen kann. Außer der preiswürdigen Aussicht besitzt Pinzon noch ein Kleinod, um das man es beneiden möchte. Ich meine den alten gothischen Altar, der unter den Meisterwerken dieser Art in Tirol wenigstens den dritten Platz einnimmt. Ueberhaupt bietet die Gegend von Neumarkt Manches, was den Kunst-Archäologen interessiren dürfte.

Ich verweise nur auf die schöne gothische Kirche in Pinzon, auf die alten Fresken am Thurme, auf die Kanzel in der Kirche zu Montan und auf die Kirche in der Vill, die zu den schönsten gothischen Bauten in Tirol zählt. Leider dient dies Kunstwerk alter Baukunst als Wagen- und Bretter-Remise, und Knaben werfen zur Kurzweile nach den Kreuzblumen und Säulchen des bis zur Decke hinansteigenden Sacramentshäuschens, das seinesgleichen in Tirol nicht findet und an die schönsten Werke dieser Art in Süddeutschland erinnert. Möchte endlich dieser ehrwürdige Bau vor ähnlichen Unbilden geschützt und wenigstens den steinschleudernden Knaben verschlossen werden! Pinzon und Montan haben noch geschlossene große Güter, während das zur Pfarre Montan gehörige Glen schon der wälschen Grundzerstückelung huldigt und Haus und Aecker unter die Erben theilt. Daher hier Armuth und Verkommenheit, dort Wohlstand und Selbstgefühl. Auch dies reizende Mittelgebirge, auf dem Pfirsiche und Mandeln reifen und die süße Feige schwillt, ist in den letzten Jahren nicht nur von der Traubenkrankheit, sondern noch schwerer von der Seidenraupensucht heimgesucht worden. Wie tief letztere an den Lebensnerv Südtirols griff, kann man daraus ersehen, daß die Seidenraupenzucht in ganz Südtirol jährlich fünf Millionen Gulden eintrug, während in den letzten Jahren vielleicht nicht mehr als so viele Tausende eingebracht wurden. Wir sagten am folgenden Morgen dem gastlichen Pinzon Lebewohl. Tiefblau wölbte sich

der Himmel über uns, von dem Thurme klang festliches Geläute und die Amseln flöteten um die Wette. Wir schlugen den Weg nach Truden ein, dem hochgelegenen deutschen Dorfe, das schon zum wälschen Gerichte Cavales gehört. Zur linken liebliches Gelände mit Weinbergen und Feldern, rechts klafft die fürchterliche Schlucht des Trudener Thales, und darüber ragt die malerische Ruine Kaldiff, die durch einen unterirdischen Gang mit Neumarkt verbunden ist. Dahinter breiten sich die gesegneten Güterflächen von Mazon mit stattlichen Villen und Häusern aus. Den Fremden überraschen die Sandsteinpartien jenseits des Trudener Baches, die sich wie Cyclopenmauern erheben. Sie scheinen kein Spiel der Natur, sondern ein Werk der Kunst, so regelrecht und an Farben wechselnd zeigen sich die mächtigen Lagen dieser steilen Felswände. Noch einmal lohnt den Besteiger der reizendste Ausblick auf die wundersame Gegend — eine Wendung — und rasch ist das Thal entrückt, und man wandert durch stille Bergeinsamkeit dahin, bis uns das auf der Höhe liegende Truden freundlich begrüßt. Im Sommer lockt dieses idyllische Dorf viele Bewohner von Neumarkt herauf, um sich am köstlichen Wasser, an der reinen Bergluft und dem harzigen Walddufte, der von allen Seiten herandringt, zu erfrischen. Truden ist wie zu einem Sommerfrisch-Orte geschaffen. Hoch und frei gelegen, bietet es einen entzückenden Ausblick auf kräuterreiche Matten und dunkle Forste, hinunter in die malerische Thalschlucht und hinaus über eine Hügel-

welt von schönsten Formen. Das Dorf selbst ist beinahe gleich weit von Neumarkt und von Cavales, dem wohlhabenden, stattlichen Hauptorte des Fleimser Thales, entfernt, und ist nach dieser Richtung der vorgeschobenste Posten deutscher Sprache. Als ich in das bescheidene Wirthshaus trat, waren die Tische mit Gästen besetzt, und doch vernahm man keine wälsche Silbe. Wie die Gestalten durchaus deutschen Typus zeigten, so war auch die Rede dieser Hochländer durchaus deutsch. Der Dialect weicht von dem der Bauern des Burggrafenamtes wenig ab, nur das durch die Nase gesprochene au statt o (Mau statt Mond) mahnt an das Idiom der Ultner und Tisenser. Die Leute haben mitunter recht intelligente, feingeschnittene Gesichter und verrathen in Wort und That Verstandesschärfe und ruhige Besonnenheit. Genügsam und zufrieden, leben sie vom Erträgnisse ihrer Felder und Wälder. Holzverkauf und Viehzucht bilden ihre Haupteinkünfte. Ihre Redlichkeit wird gerühmt, und besonders bilden sie sich auf das Zeugniß ihrer Nachbarn viel ein, daß in ihrer Gemeinde keine Holzdiebe zu finden seien. Da sind die San Luganer andere Kerle, die sollen den entfernten Altreiern die Bäume sammt den Wurzeln stehlen. Es ist mehr als auffallend, daß diese kerndeutsche Gemeinde einem ganz italienischen Bezirksamte und Decanate einverleibt ist. Die Leute beklagten sich bitter, daß früher alle amtlichen Acten in wälscher Sprache ihnen zugestellt wurden. „Wissen Sie,“ sprach ein Bauer, „wir verstehen wol an walschen Holzhandler,

aber die Schrift verstehen wir nicht," und ein früherer Gemeindevorsteher beschwerte sich, daß er oft nach Cavales oder Neumarkt habe gehen müssen, um sich den wälschen Erlaß verdeutschen zu lassen. Mit dankbarer Freude erzählte man, daß der Statthalter diesen Uebelstand abgestellt habe, aber manchmal kommen halt doch wälsche Zustellungen. Der deutsche Ortsname „Truden" wird in den Amtsstücken immer durch das italienische Trodena gegeben. Was soll dies? Was würden die Italiener sagen, wenn in amtlicher Sprache statt Riva — Reif, statt Arco — Bogen, statt Verona — Bern geschrieben würde? — Leider finden wir derartige Verwälschungen deutscher Ortsnamen selbst im deutschen Ortsverzeichnisse des Landesgesetzblattes. Da lesen wir Trodena für Truden, Aterivo für Altrei, Lauregno für Laurein, Senale für Unser liebe Frau im Wald, Rovere della Luna für Eichholz. — Daß die Italianissimi durch Verwälschung deutscher Namen ihre Brenner-Hypothese zur Geltung zu bringen suchen, und statt Mauls bei Sterzing Mulio schreiben, begreifen wir, daß aber amtlich dies wälsche Vorgehen nachgeahmt wird, ist und bleibt ein Räthsel. Unseres Wissens war Giuseppe Frapporti der Erste, der in seinen „Discorsi della storia e della condizione del Trentino 1840" diese Metamorphose deutscher Ortsnamen sich erlaubte, und nun soll diese von einer deutschen Regierung sanctionirt werden! Es klingt unglaublich. — Als im Mittelalter der deutsche Aar seinen Flug bis Palermo und Messina wagte, da er-

hielten die wälschen Städte deutschen Klang, z. B. Bern (Verona), Raben (Ravenna), Neapel (Niuwenburc), Meisters (Mestre) u. s. f. Dürften wir jetzt aus der Verwälschung deutscher Ortsnamen einen Schluß ziehen, wie man ihn aus der damaligen Verdeutschung italienischer Namen zu folgern berechtigt ist, wäre das wälsche Element im siegreichen Fortschritte begriffen, und selbst die deutsche Amtssprache müßte ihm Concessionen machen. Doch soweit ist es noch nicht gekommen, aber ein trauriges Zeichen der Zeit bleibt es, wenn grunddeutschen Gemeinden wälsche Namen octroyirt werden. Für den Ordnungssinn der biederen Trudener gibt das musterhafte Gemeinde-Archiv einen Beleg, in dem man außer dem Dorfrechte auch ein „Schneckenrecht“, eine neue Species deutscher Weisthümer, findet. Während wir in behaglicher Stimmung mit den Trudenern plauderten und über Sitte und Sprache manche Belehrung erhielten, fiel der Schnee in dichten Flocken nieder und versperrte uns den Weg nach Altrei, der zweiten deutschen Gemeinde des Gerichtes Cavales; die eiserne Nothwendigkeit zwang uns, wieder nach Neumarkt zurückzukehren. Statt der zarten Blüthenblätter der Mandelbäume deckte fußhoher Schnee die Gegend von Pinzon. Am folgenden Tage lagerte dichter Nebel über dem Thale, als wir dem Bahnhofe zuschritten. „Wann kommt der Zug von Bozen?“ fragte ich. „In 25 Minuten,“ lautete die Antwort. „Befindet sich hier keine Restauration?“ — „Ja,“ und in höflicher Weise führte man uns in ein dumpfes Gemach. Zer=

rissene Strohsessel und ein paar Tische bildeten die ganze Einrichtung. Endlich erschien die Wirthin im schmutzigen blauen Zwilchrocke und fragte in italienischer Sprache, was wir begehrten. „Wir sind Deutsche — und in Neumarkt spricht man doch auch Deutsch," versetzte ich. — „Ja, ich aber versteh' wohl ein Bisserl Deutsch, kann aber nit sprechen." Im Verlaufe erzählte sie uns, daß sie aus dem benachbarten Eichholz gebürtig sei und ihre Eltern Deutsche gewesen seien. Aber da sei ein wälscher Geistlicher gekommen, die Schule sei auch wälsch geworden, und jetzt spreche das ganze Dorf nur mehr Italienisch und heiße auch Rovere della Luna. Binnen 30 Jahren hat diese Gemeinde Sprache und Namen geändert. „Da hat man's," rief entrüstet mein Gefährte und schlug auf den wackeligen Tisch wie ein Kirchenfürst im Vorarlberger Landtage. Ich fragte mich aber: Wohin wird es mit den Deutschen im Etschthale noch kommen, wenn man nicht von Seite der Regierung das deutsche Element mit größerer Energie wahrt? In wenigen Jahrzehnten sind Eichholz, Pfatten, Piglon, Branzoll und Leifers beinahe ganz verwälscht worden, und die italienischen Vorposten stehen schon in Gargazon und Burgstall in der Nähe von Meran.

II.

„Anders Natur und Gebrauch, wo italienisch die Sprache,
Schöner wird Alles, es spricht Alles erheiternd uns an.“

So sang der königliche Sänger von Trient. Das in der ersten Zeile Gesagte ist richtig. Die Natur hat hier einen ganz anderen Character als in Deutschtirol, und das Leben auf Gassen und Straßen zeigt italienische Beweglichkeit und Färbung. Aber spricht auch Alles erheiternd uns an? Die Gegend von Trient mit ihren schroffen, nackten Kalkmassen macht einen sehr ernsten, man könnte sagen melancholischen Eindruck. Das an lachende Gefilde und heitere Hügel oder mit Wald und Feldern geschmückte Berge gewöhnte Auge fühlt sich von diesen nackten Fels-Colossen nicht erheitert angezogen, sondern eher abgestoßen. Nur die reizende Partie an der Ostseite, mit Weinbergen, Maulbeerpflanzungen, heiteren Villen und dunkeln Cypressen reich geziert, lockt den Blick und zieht ihn immer wieder mit magischer Gewalt auf sich zurück. Ja, diese sonnigen Leiten geben ein zauberhaftes Bild italienischer Landschaft.

Ernst und majestätisch, wie die Landschaft, erscheint

die Stadt mit ihren grauen Mauern und zahlreichen Thürmen. „Trento è bello“, sagt ein altes Sprichwort, — und Niemand kann der Conciliumsstadt dies Attribut verweigern. Es ist die schönste Stadt Tirols und eine der schönsten Süddeutschlands (sit venia verbo! — denn da ganz Tirol zum deutschen Bunde gehört, wird es erlaubt sein, diese Stadt mit anderen deutschen Städten zu vergleichen). Die schönen Straßen sind mit prachtvollen Palästen geschmückt, an denen der Marmor verschwendet ist, während die Façaden anderer mit alten Fresken, die selbst jetzt noch das Auge entzücken, überdeckt sind. Alle Gebäude aber überragt der majestätische Dom, ein Bauwerk ersten Ranges im reichsten romanischen Stile. Der Bau desselben begann unter dem Bischofe Ulrich II. im Jahre 1048, ist aber bis auf den heutigen Tag nicht ganz vollendet. Die reizendsten Partien des Baues sind die dem geräumigen Domplatze zugewendete Façade und der reichgeschmückte Hintertheil. Professor Essenwein gebührt das Verdienst, dies großartige Werk mittelalterlicher Baukunst ausführlich gewürdigt zu haben. Dem Dom reiht sich die mit rothem Marmor überkleidete Kirche Maria Maggiore an, in der das oft genannte Concilium gehalten wurde. Welch reiches prächtiges Leben mußte damals in Trient geherrscht haben, als Kirchenfürsten und weltliche Herren, Doctoren und fahrende Fräulein aus allen katholischen Ländern hier zusammengeströmt waren! Man glaubt ein orientalisches Märchen zu hören, wenn man von den hoch-

gehenden Wogen des damaligen Trientner Lebens, von seinem Reichthum und üppigen Gepränge hört oder liest. Vor Jahren gieng das Gerücht, daß der berühmte Historiker Theiner die Acten des Concils veröffentlichen werde und daß eine eigene Druckerei in Rom zu diesem Zwecke schon eingerichtet sei, aber Professor Flir, der diese Nachricht zuerst veröffentlicht hatte, wurde in den katholischen Blättern aus Tirol eines Besseren belehrt, und trotz Flir's Gegenerklärung blieben die Acten ungedruckt. Welche Gründe mögen diese interessante Publication verhindert haben? Man sagt, ein vielgenannter Orden habe dagegen operirt. Allein sollte es nicht demselben, der das Concilium Tridentinum so hoch feiert, selbst willkommen sein, wenn die merkwürdigen Acten dieser Kirchenversammlung veröffentlicht würden? So sehr die Beschlüsse dieses Concils als normgebend gelten und strenge eingehalten werden, um so mehr fällt es auf, daß die dadurch vorgeschriebenen Diöcesan-Synoden bis auf den heutigen Tag nur ein frommer Wunsch geblieben sind. Außer dieser historischen Erinnerung besitzt diese Kirche noch ein anderes Kleinod: die im Jahre 1531 erbaute, weitberühmte, selbst durch Sagen gefeierte Orgel, die ihresgleichen selten finden soll. Das Presbyterium strahlt seit jüngster Zeit im Schmucke kunstvoller Glasgemälde, die aus der Glasmalerei-Anstalt zu Innsbruck hervorgegangen sind. Der schöne Platz ist nun mit hübschen Anlagen versehen, die das Auge mit ihrem Grün erfrischen. Ueberhaupt zeigt sich in

der Metropole Südtirols ein erfreuliches Streben, die Stadt zu verschönern und in jeder Beziehung zu heben. Eine reichhaltige Bibliothek ist gegründet; ein prachtvolles Gymnasial-Gebäude, das durch seine Großartigkeit überrascht, hergestellt, und viele humane Anstalten zeugen vom Gemeinsinne und der Menschenliebe der Trentiner. Die neue Façade der alten Kirche von S. Pietro beweist neuerdigs, daß man hier das Geld nicht abzählt, wenn es gilt, einen Bau zu führen oder ältere Bauten zu renoviren. Es ist nur zu bedauern, daß der Baumeister kein Verständniß der Gothik hatte, und deshalb übt diese schnörkelhafte Marmorfaçade auf jeden Kenner einen widerlichen Eindruck.

Unter den Profanbauten überragt an Umfang und Kunstwerth das Schloß Buonconsiglio, einst die Residenz der Fürstbischöfe, alle übrigen. Das riesige Gebäude mit wunderschönen Decken- und Wandgemälden, die von italienischen Meistern herrühren, dient nun als Kaserne. Möchte dies würdige Monument alter, reicher Fürstenherrlichkeit endlich dem Verfalle und dem Verderbniß entrissen und in passender Weise renovirt werden. An diesen Prachtbau, der selbst im verwahrlosten Zustande noch jeden Kunstfreund entzückt, reihen sich die Paläste Gallas und Taberelli, Meisterstücke der Baukunst, und das Haus Salvetti an, dessen Außenseite mit preiswürdigen Gemälden von Felix Brusasorzi geschmückt ist. In diesen und andern Palästen findet der Kunstfreund Gemälde von Tizian, Cignaroli, Pozzi und anderen Meistern der venetianischen

und veronesischen Schule, die dem Fremden mit huldvoller Liberalität gezeigt werden. Eine Zierde der Stadt bildeten die hohen Ringmauern mit ihren schönen Zinnen und Thürmen, die an die Mauer des Theodorich zu Verona lebhaft erinnern. Der Sage nach rühren auch diese theilweise vom großen Gothenkönige her, dem in der deutschen Heldensage so hochgefeierten Amelungentrost. Wie diese Mauern an ihn erinnern, so ist das von ihm befestigte Trient und dessen Umgebung oft in unseren alten Heldenliedern genannt. Ich verweise nur auf Wolfdietrich, Dietrich's Ausfahrt und das einst vielgesungene Eckenlied.

Indeß fallen diese ehrwürdigen Mauern dem destructiven Zeitgeiste, und Trient verliert eine seiner Hauptzierden. Sie scheinen nicht mehr nothwendig, denn nach einem Trientner Historiker sind sie in den feudalen Zeiten gegen die Einfälle der Barbaren erbaut worden, und heutzutage fühlt sich der Italiener gegen die deutschen Barbaren mehr als gesichert. Für die historische Weihe dieser Riesenbauten scheint man keinen Sinn zu haben, vielleicht eben deßhalb, weil sie von einem Dietrich von Bern erbaut sein sollen. Ihr ergiebiges Material wird das alte Etschufer füllen. Daß Trient einst großentheils von Deutschen bewohnt war, beweisen uns noch die Namen der nahegelegenen Berge, Calisperg und Monte Chegul (Kegel), und die Stelle in der Praefatio ad Concilium Tridentinum, wo diese Stadt „Sentina Italorum et Germanorum“ genannt wird. In neuerer Zeit griff das wälsche Element sehr

um sich, und die zahlreichen hier wohnenden Deutschen wurden gänzlich beiseite geschoben. Ja, den Namen der Contrada Tedesca wandelte man in den Contrada delle Osterie Tedesche um, als ob diese Gasse einst nicht ganz deutsch gewesen, sondern nur nach zwei Wirthshäusern benannt gewesen wäre. Die Ursache zu derartigen Zuständen ist aber in der Apathie und Servilität der Deutschen selbst zu suchen, die sich nicht schämen, ihre guten deutschen Namen zu italienisiren. Es erregt ebenso große Heiterkeit, als gerechten Unwillen, wenn man, durch die Straßen wandernd, diese verhunzten deutschen Namen auf Aushängeschilden und Anschlägen liest. In neuester Zeit haben endlich die Deutschen hier durch das aufopfernde Bemühen des deutschen Predigers Don Patiß eine eigene Schule erhalten, die zahlreich besucht wird und schöne Früchte verspricht. Möchte sie auch gebührendermaßen unterstützt werden und möchte im nahen Roveredo eine ähnliche Anstalt ans Licht treten. Es ist eine traurige Wahrheit, daß der Deutsche so leicht seine Nationalität einer anderen hinopfert und zu wenig Selbstgefühl besitzt. Gerade Südtirol gibt uns dafür viele Belege. Desto nothwendiger ist es, daß sich die besseren Elemente enge an einander schließen und daß dafür gesorgt werde, daß deutsche Kinder nicht in wälsche Schulen geschickt werden müssen.

Will man die Stadt und die Umgegend übersehen, so begibt man sich in westlicher Richtung über die Brücke San Lorenzo nach Pié di Castello, wo die

uralte, nun mit feinem Verständniß restaurirte Kirche des heiligen Apollinar steht, die sowohl durch ihre Bauart, als die eingemauerten Reste römischer Inschriften und Bildwerke Aufmerksamkeit verdient, und steigt von dort auf den nun mit Schanzen befestigten Hügel Dos Trento, der der Stadt drohend in die Gassen schaut und das Thal weithin beherrscht. Hier stand einst das römische Castell Verruca und römische Funde werden nicht selten dem Boden entgraben. Am Hügel vorüber führt die Straße nach Judicarien, dem wechselreichsten und großartigsten Thale Südtirols. Einladender noch als auf Dos Trento ist ein Ausflug auf das reizende Mittelgebirge, das östlich von Trient liegt. Man schlage den Weg nach Pontalto ein, der hohen Brücke, welche über die von der wilden Fersina ausgefressene Felsenschlucht sich wölbt. Das Auge dringt nicht bis auf den Grund der schwindelnden Tiefe, nur das dumpfe Brausen des Wildbaches schallt aus der unergründlichen Schlucht. Man würde sich in die großartigsten Schauder wilder nordischer Bergwelt versetzt glauben, wenn nicht die Rebenhügel und blinkenden Landhäuser uns mahnten, daß wir uns im lachenden Süden befänden. Von dieser echtromantischen Stelle steigt man nach den villen- und gärtenreichen Dörfern Povo und Villazano empor, die wahrhaft südliche Reize und die schönste Aussicht auf das majestätische Trient gewähren. Gebietet der Wanderer über einen freien Tag, so soll er den unvergleichlichen Weg von Villazano über Vigolo nach Bosentino einschlagen, das

ein Landschaftsbild bietet, von dem der Sprachforscher Schmeller behauptet, daß er in der Schweiz keines gefunden habe, das südliche Anmuth mit nordischer Großartigkeit dergestalt verbindet, wie dieses. Von dort steigt man nieder an den tiefblauen See von Caldonazzo, wandert nach dem von der großartigen Burg überragten Pergine, das an Schönheit der Gegend und an Milde und Weichheit der Luft mit Meran wetteifert, erfrischt sich dort im trefflichen Gasthofe „zur Rose" und kehrt Abends nach Trient zurück. Wohl kein kurzer Ausflug in Tirol bietet so mannigfaltige Schönheiten, wie dieser. Der Ausblick auf Trient und das Etschthal, die Schauder von Pontalto, die cypressen- und rebenreichen Hügel von Povo und Villazano, das enge Bergthal von Vigolo, die durch Schönheit blendende, mit zwei bedeutenden Seen geschmückte Landschaft von Caldonazzo-Levico und dann das liebliche Pergine mit dem reichen Kranze lachender Dörfer und Villen, mit den weichen Conturen seiner Hügel und Berge, — Pergine, dies südtirolische Paradies, an das man mit wehmüthiger Sehnsucht zurückdenkt, wenn es einem einmal vergönnt war, seine Schönheit zu sehen. Zur Fußwanderung von Trient bis Caldonazzo bedarf man 4 Stunden, in zwei leichten Stunden wandert man von hier den See entlang nach Pergine, und eben so viele Zeit erfordert der Weg von hier nach Trient zurück. Es sei aber bemerkt, daß Abends ein Omnibus von dem stattlichen Pergine in die Stadt fährt, den der müde Wanderer gegen billiges Entgelt

benützen kann. Diese im Ganzen nur 8 Stunden lange Strecke übertrifft andere Partien weit an Schönheit und Mannigfaltigkeit, und ist besonders Landschaftsmalern auf's dringendste zu empfehlen. Die Reize des Zillerthals und Oetzthals erblassen vor den wechselvollen, großartigen und lieblichen Bildern, die diese Route gewährt.

III.

Wie Trient durch seine Straßen, Kirchen und Paläste den Eindruck einer italienischen Stadt macht, so auch durch das laute Treiben auf den Gassen und Plätzen. Es ist ein rühriges, munteres, schrei- und lachlustiges Völkchen. Man begebe sich Morgens auf den Gemüsemarkt. Welch buntes, lautes Leben und Treiben, welch Drängen und Rufen entfaltet sich hier, während selbst auf den Kräuterplätzen größerer deutscher Städte monotone Ruhe und Stille herrscht. Ein hübsches Bild italienischen Lebens bot der Palmsonntag. Nach langen trüben Tagen und heftigen Regengüssen lachte der Morgenhimmel recht frühlingsblau, feuchtverklärt in die Straßen nieder. Die Glocken klangen feierlich von den Thürmen, und Knaben trieben sich lustig herum und bliesen auf Schalmeien. Ich besuchte die Palmweihe in der Conciliumskirche. Welch Wogen und Drängen gab es hier, als endlich der celebrirende Priester die geweihten Oelzweige vertheilte. Es schien, man befinde sich auf offenem Markte. Und hatte ein Knabe einen Zweig erhascht, sprang er in lustigen Sätzen fort. Man sah es ihm an, daß er

nur mit Mühe einen Jubelschrei zurückhielt. Desto lauter und munterer ging es draußen auf der Straße und den Plätzen zu. Jubelnd und singend sprangen die Kinder, hoch die heiligen Zweige schwingend, herum, während Händler solche laut zum Verkaufe ausriefen. Das bewegteste Bild bot aber der schöne Domplatz, wo die Knaben um den colossalen Marmorbrunnen liefen, während mit Oelzweigen ein förmlicher Markt, reich an Lärm und Geschrei, gehalten wurde. Zum tollen bewegten Treiben bildete das dunkle, ehrwürdige Riesengebäude einen ernsten Gegensatz. Wer aber das vielbewegte, reiche Leben dieser Stadt kennen lernen will, besuche sie am Virgiliusfeste (26. Juni), wo das Volk aus Nah und Fern herbeiströmt, um diesen Patron der Stadt und des Bisthums zu verehren und die Freuden des Lebens zu genießen. August Lewald hat in seinem „Tirol" eine farbensatte Schilderung von diesem italienischen Volksfeste gegeben, das gewiß in ganz Deutschland nicht seinesgleichen findet. Daß die gebildeteren Trienter regen Antheil an Wissenschaft nehmen, zeigt der zahlreiche Besuch der Abendvorträge, die nach Vorgang anderer Städte auch hier von Professoren und anderen Gelehrten gehalten werden. Wie zu einem Opernhause eilten Herren und Damen zum großartigen Gymnasial-Gebäude, wo am Palmtage Professor Sembianti, als Uebersetzer mehrerer deutscher Lehrbücher rühmlichst bekannt, einen Vortrag hielt. Die lebhafte Theilnahme — die Zahl der Besucher belief sich über dreihundert — dürfte das Verhalten

mancher größeren deutschen Stadt derartigen Vorlesungen gegenüber in Schatten stellen. — Am folgenden Tage verließ ich Trient. Die Gegend bewahrt noch längere Zeit ihren schroffen Character; mächtige, nackte Kalkgebirge dehnen sich zu beiden Seiten hin, während die Thalsohle mit Maulbeerbäumen und Reben bepflanzt ist und einem üppigen Garten gleicht. Bald rücken die unwirthlichen Berge näher zusammen und bilden den berühmten strategischen Posten von Calliano. Calliano, der ansehnliche Markt, liegt an der Heerstraße, da, wo der aus dem Thale Folgarei strömende Roßbach in die Etsch mündet. Eine tiefe Schlucht bezeichnet den Beginn des genannten Thales, an deren linker Seite auf steilem Felsen das Schloß Beseno, zu deutsch Pisein, majestätisch emporragt. Es ist eine der großartigsten Burgbauten in Tirol, und ihr Ursprung soll in die Zeiten der Römerherrschaft zurückreichen. Im Mittelalter war sie längere Zeit im Besitze der gefürchteten, mächtigen Castelbarker. Die Gegend von Calliano ist merkwürdig durch die berühmte Schlacht, welche 1487 zwischen den Venetianern und den Truppen des Erzherzoges Sigmund geschlagen wurde und die dem venetianischen Feldherrn Robert Sanseverino das Leben kostete. Unter Calliano weitet sich das Thal; die Berge verlieren ihre Nacktheit und sind weiter hinauf mit Feldern und Landhäusern geschmückt. Ehe man es vermuthet, hält der Zug, und man befindet sich in dem lieblichen Thalkessel von Roveredo. Die Gegend, regelmäßig angebaut, übertrifft an Lieb-

lichkeit die meisten Tirols. Ein Kranz von blühenden Dörfern umgibt die Stadt, die Berge sind mit Weinbergen, in denen die edelsten Trauben reifen, mit zahlreichen Dörfern, lachenden Villen, altersgrauen Burgen in reichster Weise belebt. Es wird Einem so recht wohl ums Herz, wenn man in diese paradiesische Landschaft hinausblickt und die milde Luft mit süßem Behagen einathmet. Und damit diesem herrlichen Garten, in dem der unvergleichliche Wein von Isera wächst, der edelste Schmuck nicht fehle, blühen hier — wie behauptet wird — die schönsten Mädchen und Frauen Südtirols. Am prächtigsten strahlt aber das Thal, wenn die zahllosen Mandel- und Pfirsichbäume ihre weiß-rothen Kränze in die Landschaft weben, und das saftige Frühlingsgrün aus der Ebene und von den Bergeshängen mit einem Glanze entgegenleuchtet, wie ihn deutsche Augen nicht gewohnt sind. Kein Wunder ist's, daß hier in diesem Eden unserm Lyriker Gilm der Dichtung Born am vollsten sprudelte und er hier die Sonette aus Wälschtirol sang, die zum schönsten Schmucke seiner Muse gehören:

Hier, wo der Wind Orangenblüthen sä't,
Wo der Cypresse unbekannter Kummer
Gleich einem Schatten durch den Garten geht;
Hier will ich singen, wo die Myrthe blüht
Und durch der Rose jungfräulichen Schlummer
Der süße Traum der ersten Liebe zieht.

Daß aber dem lieblichen Thale das Großartige nicht fehle, erhebt sich gegen Südwesten der mächtige Montebaldo, dessen Fuß mit Reben und Villen ge-

schmückt, dessen Mitte mit den kräuterreichsten Wiesen bedeckt, dessen kahle Gipfel aber acht Monate lang mit schimmerndem Schnee überzogen sind. In der Richtung gegen Verona erspäht aber das Auge schon das schaurige Steinmeer, das Dante mit einer Partie des höllischen Reiches vergleicht.

Qual' è quella ruina, che nel fianco
Di qua da Trento l'Adige percosse,
O per tremoto o per sostegni manco;
Che da cima del monte, onde si mosse,
Al piano è si la roccia discoscesa,
Che alcuna via darebbe a chi su fosse:
Cotal di quel burrato era la scesa. Inferno XII, 4.

Wer die schönste Aussicht genießen will, der steige auf den Hügelvorsprung bei St. Maria. Die Stadt selbst bietet nicht die bedeutenden Bauwerke Trients; dagegen ist sie durch ihre blühende Seiden-Industrie berühmt. Durch diese gewann sie ihr Ansehen und ihren Wohlstand. Im Jahre 1548 führte der Venetianer Girolamo Savioli die Seidenspinnerei in Roveredo ein, allein, wie es scheint, ohne bedeutenden Erfolg, da die Stadt noch im Jahre 1559 nur 1847 Einwohner zählte. Erst als die Brüder Johann und Paul Verleger (Ferlegher!) sich in Roveredo niederließen und die Sache in ihre Hände nahmen (1580), erfuhr diese Industrie einen blühenden Aufschwung, und Fremde und Einheimische wetteiferten, um dieselbe zu heben. Um den Seidenhandel machte sich Joh. Friedrich Sighart (Sichart) aus Nürnberg verdient (1679), der eine neue Seidenhandlung errichtete, und

das Beispiel der Fremden weckte bald lebhafte Nacheiferung. Die Blüthe des roveredanischen Seidenhandels fällt in das 18. Jahrhundert — und es herrschte damals der regste Wechselverkehr zwischen der Stadt am Leno und den deutschen Handelsstädten Bozen, Augsburg, besonders aber mit Nürnberg. Mit dem Steigen der Industrie wuchs in auffallender Weise die Bevölkerung. Die Stadt, welche im Jahre 1559 nur 1847 Bewohner hatte, zählte im Jahre 1766 schon 5139. — Am Ende des vorigen Jahrhunderts knüpfte der unternehmende C. Tacchi directen Verkehr mit London an und warf südtirolische Seide auf den englischen Markt. Ist auch in neuerer Zeit durch Concurrenz der Seidenhandel der gewerbsthätigen Stadt beeinträchtigt worden, so steht er dennoch, wie die Seiden-Industrie, in verhältnißmäßig schöner Blüthe. Zu besonderer Ehre gereicht es aber den Einwohnern, daß sie, als im vorigen Jahrhunderte ihr Gewerbe und Handel den größten Aufschwung genommen hatten, über die Industrie nicht das Höhere, Geistige, Ideale vergaßen. Mit der schönsten Blüthe mercantiler Thätigkeit gieng das Streben nach Bildung und Wissenschaft Hand in Hand. Valerian Vanetti gründete 1752 die Akademie degli Agiati, die im folgenden Jahre von der Kaiserin bestätigt wurde. Es entwickelte sich nun das regste literarische Leben, und Roveredo bildete damals den geistigen Brennpunkt Tirols, und mit gerechtem Stolz blickt die Stadt auf die berühmten Namen Tartorotti, Vanetti, Fontana, Baroni, Stofella und

ähnliche zurück. Das letzte leuchtende Gestirn an diesem literarischen Himmel ist Rosmini, der als der erste neuere Philosoph Italiens gilt und dem die dankbare Vaterstadt nächstens ein würdiges Monument errichten wird.

In neuester Zeit ist das literarische Leben Roveredos ins Stocken gerathen, selbst die Akademie scheint auf ihren alten Lorbeern tiefe Siesta zu halten. Hat ja auch hier das politische Getriebe die Oberhand gewonnen und hemmt ernsteres stilles Studium. In letzter Zeit ließen dagegen in der italienischen Stadt zwei deutsche Nachtigallen sich vernehmen, Hermann v. Gilm und Christian Schneller. Letzterer, der Dichter des reizenden „Alpsee" (Innsbruck bei Wagner 1860) und der patriotischen Lieder „Jenseits des Brenners" (Innsbruck 1864), wird uns nächstens mit einem reichen Sammelwerke wälschtirolischer Sagen, Märchen und Sitten erfreuen*). Hieraus werden wir dann wieder sehen, wie die umliegenden Thäler großentheils deutsch waren und wie selbst das italienisirte Landvolk an alten deutschen Volkstraditionen festhält. Es stimmt einen freudig und wehmüthig, wenn in diesen wälschen Sagen deutsche mythische Gestalten, wie Perachta, der wilde Jäger und die saligen Fräulein gespenstig auftauchen. Selbst die Stadt war einst großentheils von Deutschen bewohnt, und ihr wurde noch vor zwei Decennien nachgerühmt, daß sie deutschgesinnt und regierungsfreundlich sei. Doch tempi passati! Im Jahre 1668 stiftete Ferdinand von Orifici, ein Chorherr von

*) Erschienen im Jahre 1867. Innsbruck, Wagner.

Salzburg, das Gymnasium mit der Forderung, daß die Lehrer der ersten und zweiten Classe der deutschen Sprache mächtig sein und darin den Unterricht ertheilen sollen; im Jahre 1861 aber eiferte der Messaggiere Tirolese gegen die deutsche Sprache als Obligatgegenstand auf das heftigste. Ja, an dieser Lehranstalt, die von einem Salzburger Domherrn gegründet ist, entblödete sich ein Geschichtsprofessor nicht, zu lehren, daß die Barbaren im Mittelalter, sobald sie in den rauhen Bergen Hunger litten, nach Italien gezogen seien, um dort zu rauben und zu plündern. Wir gratuliren italienischer Geschichtsforschung zu dieser scharfsinnigen Hypothese der deutschen Römerzüge. Neu und originell ist sie jedenfalls. Es darf uns gar nicht überraschen, wenn auch ein Professor, als Wälschtirol sich nicht für die italienische Einheit erhob, dies dem zu wenig energischen Wirken der Lehrer zuschrieb und meinte, es sei ihre Aufgabe, in Zukunft dafür zu sorgen, daß ein andermal bessere Erfolge erzielt werden. Darf man sich bei solcher Gesinnung ehemaliger Lehrer wundern, wenn die Gährung, der Haß und die Verachtung gegen alles Deutsche auch die sprudelnde Jugend ergriff, wenn die wälsche Gesinnung durch dieselbe weiter und weiter gefördert wurde! —

Es gieng gegen Abend. Wir saßen am Bergeshange, und die schöne Gegend schien im zauberhaften Lichte der scheidenden Sonne doppelt schön. Ein magischer Duft verklärte Berg und Thal, und wie ahnungsvoll flüsterten die Blüthenzweige der Mandel- und

Pfirsichbäume. Unwillkürlich kam mir da Schneller's Sonett in den Sinn, das für unsere Situation wie geschaffen schien:

Ja, schönes Land, der Frühling kommt dir wieder!
Sobald die Osterglocken hell geklungen,
Ist längst des Eises Rinde abgesprungen,
Und Blumen bringt er dir und neue Lieder.

Doch mit dem Frühling steigt der Krieg hernieder,
Verworren stammeln es der Menschen Zungen.
Weh', wenn er über's schöne Land geschwungen
Sein roth vom Blute triefendes Gefieder! —

Hier wird in einer Rebenlaube Schatten
Ein deutscher Krieger in der letzten Stunde
Gedenken seiner Heimath grüner Matten.

Dort legt die Hand auf seine Todeswunde
Des Südens Sohn und taucht in Blut die Kronen
Der heiter aufgeblühten Anemonen.

IV.

Es war 10 Uhr Morgens, als wir Roveredo verließen und den Weg gegen Vallarsa einschlugen. Weinberge bedecken anfangs noch die Hügel und der Ausblick auf das Etschthal erfreut noch das Auge, doch bald ist das reizende Bild entrückt und wir wandern durch ein wildes Thal, in dessen Tiefe der Lenobach rauscht. Am rechten Ufer windet sich am Felsen die fortwährend steigende Straße hin, ein Prachtwerk in ihrer Art. Sie bildet die nächste Verbindung zwischen Roveredo und Vicenza und ist von hoher strategischer Bedeutung. Schon im Jahre 1694 dachte man daran, diesen Verbindungsweg herzustellen, allein der Plan scheiterte, weil Venedig denselben als staatsgefährlich verwarf. Sieben Jahre später drang der große Eugen an der Spitze eines Heeres durch dieses Thal, um über die Berge nach Vicenza vorzurücken, da ihm die Felsenpforte von Borghetto versperrt war. Dadurch neuerdings auf die strategische Wichtigkeit einer solchen Straße aufmerksam gemacht, machte die österreichische Regierung 1744 der Republik von Venedig abermals Vorschläge, jedoch vergebens. Als Südtirol 1810 ein

Theil des italienischen Königreiches geworden war, schien eine Verbindung durch Vallarsa mit Vicenza von doppeltem Interesse, und Napoleon unterzeichnete das Decret zur Anlegung derselben in Moskau. Im Jahre 1817 befahl endlich Kaiser Franz die Herstellung derselben, und nach sechs Jahren war der kühne Bau vollendet. Die Berge erheben sich steil auf beiden Seiten, am linken Ufer zeigen sie Waldschmuck, am rechten ragen sie kahl und sonnenverbrannt empor. Zwerg-Eichen und Gestrüppe beleben nur die Felswände; wo irgend ein wenig Erde an den steil abschüssigen Berghängen sich findet, sind Aecker oder Weinberge angelegt. Mitten zwischen schroffen Klippen hängt ein mühsam bebautes Stück Feld. Da und dort begegnet dem Auge ein einsames Gehöfte, seltener ein Weiler. Wie in Hinterpasseier und Oetzthal ist jede fruchtbare Stelle dem unwirthbaren Boden abgerungen Wir verließen die breite Heerstraße und stiegen den steilen Seitenweg gegen Serrada hinan. Je höher man klimmt, desto schauriger scheint die Tiefe der Thalschlucht. Männer und Weiber aus Terragnuolo begegneten uns, — darunter blondhaarige Mädchen mit ausgeprägtem deutschen Typus. Die armen Mädchen schleppen täglich Eier, Obst und Anderes auf den Markt der Stadt, um einige Kreuzer zu erwerben. Zu unsern Füßen zeigte sich endlich auf einer Terrasse Piazza, der Hauptort des Thales am rechten Ufer des Leno. Er wird geradezu Terragnuolo genannt, und die kleine Fläche hieß wohl einmal „das Landl“, denn deutsche Einwohner

saßen ehemals hier und noch vor wenigen Decennien sprach man hier die deutsche Sprache. In den Zwanziger Jahren jedoch wirkte ein italienisch gesinnter Pfarrer mit eiserner Consequenz, und ihm gelang die „fromme" Aufgabe, die Gemeinde dem lutherischen Deutsch zu entfremden. Schneller sagt: „Es ist wohl nicht glaublich, daß in Terragnuolo denjenigen, die nicht italienisch zu beichten im Stande sein würden, mit Verweigerung der Absolution gedroht sei. Das Unglaubliche ist aber dennoch wahr, und wir wollen unsern Lesern den unsterblichen Namen dieses italienischen Reformators nicht vorenthalten. Er lautet: „Don „Slosser". „Ja," wird man von clericaler Seite einwenden, „wie konnte er einem in deutscher Sprache Beichtenden die Absolution ertheilen, wenn er das Sündenbekenntniß nicht verstand?" — Wir lassen diese Frage gelten, müssen aber die Gegenfrage thun: „Wie kommt eine bischöfliche Curie dazu, in eine deutsche Gemeinde einen der deutschen Sprache unkundigen Seelsorger hinzustellen? Mit welchem Rechte ließ sie Predigt und Schule verwälschen? Zu bedauern ist, daß die Regierung sich um das deutsche Element in Terragnuolo und ganz Vallarsa nicht kümmerte. Wie bedeutungsvoll und schätzbar wäre in unseren kritischen Zeitläuften eine deutsche Bevölkerung in diesem so wichtigen Thale! Man wird diese Sorglosigkeit vielleicht bald bitter bereuen, aber die Reue kommt zu spät. Mögen sich diese Leute auch noch manchen deutschen Charakterzug erhalten haben, schließlich gravitirt das Herz doch dorthin, wo es die locken-

den Klänge der Muttersprache vernimmt. Daß in den Terragnuolen noch deutsche Gesinnung trotz ihrer italienischen Sprache lebte, zeigt uns ihr Betragen im Jahre 1848, wo die Saat in die Aehren schoß, die man seit den Zwanziger Jahren in Italien ausgestreut hatte. In Terragnuolo ließen sich 6000 Freischärler anmelden, die durch Vallarsa einen Einfall in das Etschthal versuchen wollten. Da gab der wackere Bürgermeister Matteuzzi den Sendboten die lakonische Antwort, sie sollen nur kommen, man würde die Aexte schleifen. — Die Freischaaren vermieden weislich die Gefahr eines solchen gastlichen Empfanges, und Matteuzzi ward für seine patriotische Gesinnung mit dem Verdienstkreuze geschmückt. Als im Jahre 1858 der Erzherzog-Statthalter in Roveredo weilte und große Aufwartung stattfand, stand auch der decorirte schlichte Bauer im Vorsaale; allein ein italienischer Herr konnte sich nicht enthalten, quel traditore zu knirschen, während Andere mit giftigen Blicken ihn maßen.

Die Gegend gewinnt an wilder Großartigkeit, je höher man steigt. Obwohl der Weg ziemlich breit ist, wandelt den Wanderer manchmal unheimlicher Schwindel an, wenn er in die schaurige Tiefe blickt. Nackt starren die grauen Kalkwände zur Linken und werfen die brennenden Sonnenstrahlen zurück. Kein Bächlein rauscht, keine Quelle sprudelt. Ganz wasserlos scheinen diese Berghänge. Daraus erklärt sich, daß nirgends ein Baumschlag das Auge erfreut. Nur Gestrüppe zeigt sich hier und dort, bei dem Ziegen ihr karges Futter

suchen. Als wir an einem Dickicht von Berberitzen und Stein-Eichen vorüber bogen, sprangen neugierig zwei Ziegen hütende Knaben hervor, sonnenverbrannt, von mehr schwarzer als brauner Hautfarbe, mit schwarzwolligem Haare. Zerlumpte Beinkleider aus abgeschlissenem Zwilche bildeten ihr einziges Kleidungsstück. Ihr Anblick schien schlagend die Hypothese zu bestätigen, welche die Bewohner der Umgegend von Terragnuolo als Abkömmlinge der Hunnen bezeichnet.

Endlich hörten wir in dieser sonst wasserlosen Oede bei einem Runste Wasser sickern, — ein Himmelston für die lechzenden Steiger. Allein noch lieber war uns die Kunde, daß droben, wo Fichtenwaldung zu dunkeln begann, Serrada liege und der mühsame Anstieg bald überwunden sei. Wirklich war dem so. Nach einer kurzen Strecke traten wir in die Bergsattelung ein, schneebedeckte Felder breiteten sich hin und das Dörflein lag vor unsern Blicken. Im Sommer, wenn zwischen den dunklen Wäldern die kräuterreichen Matten grünen, muß Serrada ein reizender Aufenthalt sein, und es läßt sich leicht begreifen, daß gerne Roveredaner Familien, die nicht über Villen gebieten, hier ein bescheidenes Asyl gegen Sommerhitze und den Qualm der Tiefe suchen. Die idyllische Lage, die prächtige Aussicht in die großartige Bergwelt und herzerfrischender Walddust belohnen für den drei Stunden langen mühsamen Aufstieg in mehr als hinlänglicher Weise. Serrada, das so hoch und freundlich auf dem Joche zwischen dem Thale Terragnuolo und dem von Folgaria liegt,

ist eine echt deutsche Gebirgslandschaft, mit Wiesen und Wäldern reich geschmückt und mit einer glänzenden Aussicht in nähere und fernere Bergwelt. Doch die Formen der Berge bieten größere Mannigfaltigkeit, Keckheit und Schwung in den Linien, als wir dies in Nordtirol gewohnt sind. Mir wurde einst die Bemerkung gemacht, daß man, wenn man in einem wälschen Dorfe gute reinliche Wirthshäuser finde, annehmen könne, sie seien deutschen Ursprunges. Die bescheidene, aber reinliche Osteria in Serrada führte auch auf diesen Schluß, — und er gieng nicht fehl. Im Dorfe wurde noch vor 30 Jahren Deutsch gesprochen, nun sind nur noch alte Leute ihrer ehemaligen Muttersprache mächtig. Nachdem wir uns mit köstlichem Käse von Vesena und trefflichem Weine gelabt hatten, wanderten wir noch eine kleine Strecke, — und auf einmal lag das vier Stunden lange Thal von Folgaria seiner Länge nach vor uns. Links vom Eingange herein das langgestreckte Dorf Folgaria, gewöhnlich Villa genannt; zur Rechten auf der Höhe, die das Thal abschließt, schimmerte die stattliche Wallfahrtskirche Madonna delle grazie. Die Berge sind ringsum dicht bewaldet, nur die tiefern keck abschießenden Felsen der Thalschlucht starren nackt und kahl. Ein interessanter Anblick! Und doppelt interessant ist dies Thal für uns Deutsche, denn Folgaria lautete einst Vilgareut, so genannt von den vielen neugerodeten Grundstücken, die deutscher Fleiß aus Wald in fruchtbares Feld verwandelt hatte. Der schlanke Bau der Bewohner, ihr schönes flachsblondes

Haar, der kräftige große Wuchs, sogar ihre Sitten und ihr Benehmen lassen den Sohn der deutschen Berge und Ebenen auf den ersten Blick erkennen. Ihre Sprache ist seltsam gemischt mit deutschen und italienischen Ausdrücken und Wörtern, doch so, daß im Ausdrucke das Deutsche vorherrscht und die italienischen Brocken darin schwimmen; z. B. i gaf a vacca (ich kaufe eine Kuh), i gea a casa (ich gehe nach Hause), mai maestro (mein Meister). Auch manche Ortsnamen, wie Chueli (Kühle), Olterthal, Kaimi, Wirti haben noch deutschen Klang. Die Gemeinde Mezzomonte hieß Mittelberg, und das Taufbuch ward einst deutsch geführt, dann ward es lateinisch geschrieben und endlich im alleinseligmachenden Italienisch. So wurde nach und nach das ganze Thal, das 3580 Einwohner zählt, um seine alte Muttersprache gebracht. Der Ursprung dieser deutschen Bewohner gab den Gelehrten viel zu schaffen. Manche sahen in den Folgareitern Reste der von Marius geschlagenen Cimbern, Giovanelli und Hormayr hielten sie für von den Franken versprengte Alemannen. Den alten Glanz der cimbrischen Herrlichkeit zerstörte Schmeller, indem er von andern sogenannten Cimbern nachwies, daß es vermuthlich nur Holzarbeiter, Zimmerleute waren, wie die Bewohner der sieben Communen auch „Slegher“ (Holzfäller) genannt werden. Es liegt daher nahe, zu vermuthen, daß deutsche Holzarbeiter auch in diesem wälderreichen Thale sich fest ansiedelten, obgleich sich eine ständige Bevölkerung dieses Thales vor 1140 nicht nachweisen läßt.

Allein der Umstand, daß die Thäler und Höhen am linken Etsch-Ufer zwischen Trient, Bassano und Verona von Deutschen bewohnt waren, besonders aber der Umstand, daß inmitten dieser weitgedehnten Colonien nirgends eine Spur eines fremden, nichtdeutschen Elementes sich im Mittelalter nachweisen läßt, entkräftet auch die Holzhauer-Hypothese. Wir haben es hier nicht mit einzelnen Ansiedlern, sondern mit einer compacten Masse deutscher Einwohner zu thun, die weithin das südliche Gebirge bewohnte, und nicht von einzelnen Ansiedlungen, sondern von einer wahren, großen Volkseinwanderung herrührt.

Der Weg nach der hochliegenden Kirche Madonna führt in der schönen Jahreszeit über kräuterreiche Wiesen oder durch kühlen Wald. Der Genuß des das Auge erfreuenden Grüns war uns versagt, denn tiefer Schnee bedeckte noch Feld und Flur. Daß aber im Sommer diese Hochgegend mit der Aussicht über ganz Folgaria bis in das Etschthal und auf die jenseits liegenden Berge eine entzückende sein müsse, sahen wir dennoch, obwohl Schnee und Eis die Höhen umhüllte und selbst dem tieferen Thale das Frühlingsgrün noch fehlte. Ist der Bergübergang erreicht, so öffnet sich ein neues, großartiges Panorama, geschmückt mit stolzen Bergen, durchschnitten vom Thale Val di Retorte. Der Weg leitet noch eine Viertelstunde sachte abwärts nach San Sebastiano, der letzten Gemeinde von Folgaria. Es mochte sieben Uhr Abends sein, als wir das einsame Dorf betraten. Im Gasthause gieng es lebhaft zu,

denn Bauern spielten die beliebte Morra mit lautem Rufen. Zwischen wälschen Worten klangen anheimelnd deutsche. Bald nach unserer Ankunft begrüßte uns die Wirthin in italienischer Sprache. Da mein Begleiter ihr aber erklärte, sie könne Deutsch und solle Deutsch sprechen, da ich aus weiter Ferne gekommen sei, um auch den Dialect der San Sebastianer zu hören, erwiderte sie, sie verstehe wohl Deutsch, vermöge aber nur im „Slambrot" — so nennt man die deutsche Mundart in der dortigen Gegend — zu sprechen, und das würde ich doch nicht verstehen. „Nun, so probiren Sie", versetzte ich, und lächelnd begann sie mit italienischer Lebhaftigkeit und Eile in ihrer Sprache zu reden. Man sah ihr an, daß sie mit Behagen sich in ihrer Muttersprache bewegte, und sie verbarg nicht ihre Freude, als sie merkte, daß wir ihre beflügelte Rede verstanden. Die Conversation wurde immer lebhafter, und erst gegen eilf Uhr schlossen wir die anregende Unterhaltung. Um etwaige Neugierde nach diesem Dialekte zu befriedigen, mögen einige wörtlich nachgeschriebene Sätze hier stehen: Mai Diarn ist gond gan troagen a Wasser (meine Magd ist gegangen Wasser holen). Vil Mon von insere Lond san niemar dahuom im Wintar, ma sie san in Wälschlond bei den Oeiwen (viele Männer aus unserer Gegend sind im Winter nicht zu Hause, sondern in Wälschland bei den Schafen). Hiezu sei bemerkt, daß die San Sebastianer viele Schafe ziehen, die sie im Winter in die vicentinische Niederung hinabtreiben, um sie dort weiden zu lassen.

Der Pfoaff hot kheid'nt (der Priester hat gepredigt). Alle Blumen heißen hier Roasen, der Salamander Tattermann, der Widder Putsch. Aus der langen Unterredung ergab sich, daß der Slambrot entschieden zum baierischen Dialekte gehört und im Großen und Ganzen von der Mundart der Meraner Bauern wenig absticht; der Hauptunterschied besteht nur darin, daß anstatt uo ui gesprochen wird, z. B. guit (gut), Bui (Bube). Dies mahnt an die Aussprache der Pusterthaler. Wie sich der Dialekt ziemlich rein erhalten hat, so leben viele deutsche Sitten und Gebräuche fort. Ungezogene Kinder schreckt man mit der Drohung: „Schau gea, ös kümmt der Wolf oder der Wau.“ Anstatt dieser beiden Drohgestalten nennt man auch den Schaloder Mon (Vagabund). Am Beginne der schönen Jahreszeit werden alljährlich Frühlingsfeuer angezündet, was man Märzverbrennen nennt. (Wiar verbrennen olle Joahr inn Merz.) Die Kinderbeschenkung wird nach italienischer Sitte der heiligen Lucia zugetheilt, aber die Heilige ist vom Esel des heiligen Nikolaus begleitet. Wie es in vielen deutschen Ländern Sitte ist, diesem Heiligen einen Schuh hinzustellen, damit er die Geschenke hineinlege, so richtet man auch hier der Lucia einen Schuh auf. Auf die Frage über das Verhältniß des Slambrots zu den andern deutschen Dialekten der Nachbarschaft antwortete unsere heitere Wirthin: „Wier verstien nit die Sleger, ma dieselben von Lusarn und die Mocheni.“ Die Sprache der Luserner und der Bewohner des Canezza-

thales bei Pergine ist demnach den San Sebastianern verständlich, aber nicht der Dialect der sieben Communen. Mit einem Anfluge von Wehmuth theilte die lebhafte Frau uns mit, daß die meisten Kinder nur mehr Italienisch sprechen, denn der „Pfoaff“ verbiete ihnen im Slambrot zu reden und schelte jedes, das diesem Verdicte zuwiderhandelt. Daß ein solches Vorgehen des „Pfaffen“ die älteren Leute höchlichst ärgert, läßt sich umsomehr erklären, da die Gemeinde schon öfters um einen deutschen Pfarrer bei der Curie zu Trient nachgesucht hat. Die deutsche Gemeinde will einen deutschen Priester, sie will bei ihrer deutschen Sprache bleiben; allein die Curie ist taub gegen ihre Bitten, und ein wälscher „Pfoaff“ bietet nun Alles auf, um dem heranwachsenden Geschlechte die deutsche Mundart zu verleiden. Muß sich bei solchen Vorgängen nicht das Herz eines jeden Deutschen empören! Die zerstreuten Sprach-Inseln in der Nähe des Monte Rosa haben unter der italienischen Regierung deutsche Schulen und deutsche Priester und können ihre deutsche Nationalität bewahren, während das deutsche San Sebastiano unter dem Scepter einer deutschen Regierung verkümmern muß und ungeachtet seines Bittens und Flehens nicht einen deutschen Seelsorger erlangen kann. Es ist immer dieselbe Taktik, die man seit einem Jahrhundert beobachten kann. Durch ihre consequente Durchführung wurden diese ausgedehnten, zusammenhängenden Colonien an der Ostseite der Etsch vom Celrus verwälscht, und die Regierung sah ruhig zu.

Und welchen Dank erntete sie dafür? Daß sie von manchen dieser nun wälschredenden Deutschen der Unterdrückung der italienischen Nationalität beschuldigt wird, während die verkürzte Nationalität wahrlich die deutsche und nicht die wälsche ist. Es ist dringend geboten, daß ein deutscher Staat seine deutschen Unterthanen in ihrer Sprache und Sitte schütze, wenn er nicht selbst sich schaden will. Durch das Dulden der Verwälschungs-Theorie erntet man weder Dank noch Hochachtung, sondern nur Spott und Hohn. Unzeitiges Nachgeben, stilles Zusehen wird nur als Schwäche und Feigheit angesehen und steigert den Muth des schleichenden Feindes. Es wäre aber ungerecht, zu behaupten, daß die Regierung in allerjüngster Zeit zu Gunsten des deutschen Elementes gar nichts gethan habe. Mit sprudelnder Lebhaftigkeit berichtete uns die Wirthin, daß die „Lusarner" drüben nun eine deutsche Schule hätten, und die Kinder auch die deutsche Sprache lernten. Hätte man früher den Gemeinden deutsche Schulen gegeben, wäre die Gegend weit und breit noch ganz deutsch. Sie wußte uns auch mitzutheilen, daß in Lusarn ein vornehmer Herr, „a consigliere", gewesen sei, und konnte das Staunen nicht zurückhalten, daß ein Mann solchen Ranges hoch ins Gebirge steige, um sich um eine so einsame deutsche Gemeinde zu kümmern. Ihm hätten die „Lusarner" vorzüglich die Errichtung der deutschen Schule zu verdanken. Wir kannten die im lebhaften Slambrot vorgetragenen Neuigkeiten ehevor, freuten uns aber an dem

Interesse, das man hier an der deutschen Schule fand, und Herrn Schulrath Stimpel, der unter dem Consigliere gemeint war, mag es im fernen Triest zur lieben Kunde dienen, daß die isolirten Deutschen auf diesen Bergen sein Verdienst mit freudigem Danke anerkennen. Das deutsche Volk dieser Berggegenden, das sich von seinen deutschen Stammesbrüdern so lange vergessen und verlassen sah, rechnet es sich überhaupt zur größten Ehre, wenn ein deutscher Herr dasselbe besucht. Es fühlt sich dadurch geschmeichelt und sichtlich in seiner Nationalität gehoben.

V.

Am folgenden Morgen stiegen wir nach dem eine Stunde entfernten Labraun (Lavarone) hinüber. Die Waldgegend am sonnigen Morgen machte einen großartigen Eindruck. Sie ist eine der schönsten Berglandschaften, die ich kenne, reich an Reizen jeder Art. Die Natur scheint hier an der deutschen Grenze noch ein Meisterbild deutscher Alpenlandschaft geschaffen zu haben. Labraun zählt mit den dazu gehörigen Weilern 1370 Bewohner und 200 Häuser. Letztere, die weit über Höhen und Thälchen zerstreut sind, oder aus Waldeinöden stattlich ragen, überraschen durch die Solidität des Baues und größere Reinlichkeit, als man sie in wälschen Dörfern gewohnt ist. Die Labrauner zeigen durch ihre Größe und Körperbildung, daß sie deutschen Stammes sind, wie sie auch ihr Slambrot in den meisten Familien noch sprechen.

Inde genus durum sumus experiensque laborum
Et documenta domus, qua simus origine nati.

Der hohe karge Boden, der noch großentheils mit Wald bedeckt ist, kann die Einwohner nicht ernähren,

und deßhalb ziehen die kräftigen Männer im Frühlinge schaarenweise in die Ferne, wo sie ihre weitberühmte Cyklopenkunst, aus ungeschlachten Felsstücken trockene Mauern, Dämme und Brücken zu bauen, in lobenswerthester Weise bewähren. Oft steht eine ganze Gesellschaft von solchen Baukünstlern zusammen und übernimmt größere Bauten. Bei ihrer Unermüdlichkeit und Sparsamkeit bringen die im Spätherbste heimkehrenden Männer hübsche Summen nach Hause, aber auch schöne Frauen aus dem tieferen Italien. Manche Genueserin soll nun auf einsamem Gehöfte dieser Höhe als Hausfrau schalten. Allein, so weit unsere Labrauner wandern, hängen sie doch treu an ihren alten Sitten und den germanischen Tugenden ihrer Altvordern. Rein und untadelhaft ist ihr Character, bieder ihr Herz; ihr Benehmen ist gewandt und höflich.

„Ist der Weg nach Luserna gangbar?“ fragte ich den Wirthssohn.

„O Gott, was fällt Ihnen ein!“ entgegnete er staunend. „Jetzt nach Luserna! Es liegt hoch und der Schnee ist tief.“ Da er sah, daß ich auf meinem Vorhaben bestand, sagte er: „Den kürzeren und gewöhnlichen Weg, den wir im Sommer machen, können Sie nicht einschlagen; Sie müssen das Thal (val di Retorte) umgehen, — und auch da möchte ich Sie nicht begleiten.“ Bald brachte er jedoch zwei muntere lebensfrische Buben von etwa dreizehn Jahren als Wegweiser, die als Schaf- und Ziegenhirten der Gegend wohl kundig waren. Singend und pfeifend giengen oder

sprangen sie voran. Freude leuchtete aus ihren Augen, vermuthlich wegen des in Aussicht gestellten Botenlohnes. Wir stiegen sachte in nordöstlicher Richtung empor. Auf dem sonnigen Hange war der Schnee geschmolzen. Als wir aber das Thal umgiengen, endete der Pfad, der Schnee ward höher und höher, und von den Feldzäunen sah man nur selten dürftige Spuren. Wir schritten oft über Zäune und Gehege, ohne daß wir dies bemerkten. Der frische Muth der Knaben tröstete uns in dieser Schneewildniß, wo wir oft bis zur Mitte einbrachen. Erst als wir nach langer, mühsamer Wanderung am kahlen, steilen Felsen anstiegen, war der Schnee dünner oder ganz verschwunden, und an den sonnigen Hängen blühte die Nießwurz in seltener Pracht. Schneeweiße, grüne und röthliche Blumen trug oft derselbe Stengel, und mitten in dem Schrecken des Winters lachten uns diese heiteren Boten des Frühlings an. Nach einem Marsche von 6 ½ Stunden kamen wir zum Weiler Massetti. (Bei günstiger Jahreszeit beträgt der Weg von Lavarone bis Luserna nur drei Stunden.) Zwei Mädchen standen neugierig auf einer Ackermauer und sahen die Fremdlinge mit großen Augen an. „Wie heißt ihr?" fragte ich die schüchternen Kinder. — Keine Antwort. — Ich zog nun ein paar hübsche Bilder hervor und sprach: „Mögt ihr eines?" Ihre Augen leuchteten, ihre Lippen verzogen sich zum Lächeln, aber sie schwiegen. Da rief vom Söller des nahestehenden Hauses eine Alte: „Bitt' um an' Heiligen!" Die Kinder klatschten nun die

Hände zusammen und riefen: „I bitt, i bitt!“ Der Bann war gebrochen. Auch zwei alte Frauen kamen heran, baten um dieselbe Gabe und sprachen in ihrer Mundart. Oft begegnet es dem Wanderer in diesen isolirten Gemeinden, daß Kinder, wenn man sie deutsch anspricht, schüchtern schweigen. Sie scheinen sich ihrer von den Wälschen vielgeschmähten Muttersprache zu schämen, und erst durch freundliches Entgegenkommen ermuthigt beginnen sie ihre Antwort. Dies verschämte Schweigen erinnert an alte Sagen, in denen die von den Menschen zurückgedrängten Zwerge sich der Rede enthalten und nur selten den milden freundlichen Menschen die räthselhaften Laute ihrer mißachteten Sprache vernehmen lassen. Es liegt etwas ungemein Trauriges in diesem Gedrücktsein, in diesem Schweigen der deutschen Kinder. Das heiligste Erbgut der Väter, die geliebte Muttersprache, glauben sie verbergen zu müssen, um es nicht fremdem Spott und Hohne preiszugeben. Als wir in das Dorf kamen, liefen die Kinder schaarenweise zusammen. Denn das Erscheinen von Fremden ist hier in dieser Berg-Einsamkeit ein seltenes Ereigniß. Traulich lächelten Einen diese blitzäugigen, vollbackigen Jungen an und standen bald in deutscher Sprache Rede, anfangs schüchtern und einsilbig, doch alsbald gewannen sie Muth und sprachen und erzählten in munterer, kindlicher Weise. Der laute Lärm, das jubelnde Gedränge rief auch bald den Herrn Seelsorger Don Zuchristian herbei, der uns in gastfreundlichster Weise in das Pfarrhaus lud, denn im Wirthshause

fände man keine passende Unterkunft. So saßen wir bald zu Dreien in warmer Stube, und der würdige Priester erzählte uns von seiner Gemeinde, ihrer Sprache und der neuen deutschen Schule. Don Zuchristian hat um das Zustandekommen derselben sehr große Verdienste, und da nicht leicht ein geeigneter Lehrer zu finden war, nahm er selbst die neue Pflegestätte deutscher Sprache in seine Hand und wirkt in dieser Richtung mit warmer Hingebung. Im ersten Jahre besuchten schon 130 Kinder die neue Schule, darunter mehrere aus den Nachbargemeinden. Einige herbeigerufene Kinder lasen in recht befriedigender Weise, wie auch vorgelegte Schreibhefte von dem guten Fortschritte in diesem Fache zeugten. Ich ersah daraus, welch günstiger Boden für das Deutsche hier ist, und wie diese Bauernkinder verhältnißmäßig mehr leisteten, als die Jugend in mancher Landstadt. Aufgabe der Freunde dieser „Hochschule", nahe der vicentinischen Grenze wird es sein, dieselbe mit Büchern und Preisen zu versorgen. Besonders dürfte eine kleine Sammlung von Jugendschriften, die den Lesern nach Hause geliehen würden, von bestem Erfolge sein. Wenn die Italiener zu Zwecken ihrer Propaganda Geld und Gut nicht sparen, sollten wir hier mit einigen Gulden knausern, wenn es gilt, diese alten deutschen Gemeinden unserer Nationalität zu retten? Daß wir hier auf altem deutschen Grund und Boden stehen, bezeugen uns die Hof- und Feldnamen, z. B. Afm Bill (auf dem Bühl), Reutt, Brach, Rualach, Knüotlach, Oberwiesen, Oetz. Und wen er-

innern die höher gelegene Alm Bisele und das Vesena, berühmt durch seine Weiden, nicht an den Namen „Wiese“? Wegen der hohen Lage ist Lusarn, so nennen es die Bewohner, sehr rauh und unfruchtbar, und nur Gerste und Erdäpfel gedeihen hier. Desto blühender ist die Alpenwirthschaft, und weit berühmt sind die köstlichen Käse, die unter dem Namen Käse von Vesena in den Handel kommen und an Güte selbst den Parmesankäse übertreffen. Im Sommer wohnen die meisten Lusarner auf den Almen und Bergwiesen, so daß das Dorf beinahe öde steht. Nachdem wir uns gelabt hatten, beschauten wir das Dorf, umringt von der Jugend Lusarn's. Da rief es von einem Söller herunter: „Grüaß Gott! Kemmt heruf, i pin de Burgarmoaster!“ Wir folgten der Einladung. Der Bürgermeister begrüßte uns aufs freundlichste und entschuldigte sich, daß er uns wegen Unwohlseins nicht aufsuchen konnte. Er geleitete uns in ein enges Zimmer, und alsbald brachte die Frau eine Flasche heurigen Rothen zum deutschen Willkomm: Der Bürgermeister Giacomo Nicolussi ist ein ganzer deutscher Mann. Mit welcher Freude ergieng er sich über die neue Schule, mit welch heiliger Entrüstung eiferte er über die Verwälschung und deren Diener. Da sprudelte seine Rede so schnell, daß wir ihrem Sinne oft schwer folgen konnten. Auch er erkundigte sich um den guten Herrn Rath Stimpel, und als ich ihm sagte, er befinde sich nun in Triest, meinte er, der Herr sei aus Innsbruck weggekommen, weil er sich der deutschen

Gemeinden in Wälschtirol angenommen habe. Und wieder kam er auf die Schule zurück, um welche die Lusarner beneidet würden. „Ja,“ setzte er bei, „die Labrauner und die von Pedemonte, auch die von Casotto werden um deutsche Schulen bitten, aber wir Lusarner waren doch die Ersten.“ Mit sichtlichem Stolze sprach er das Letzte. Man sieht daraus, daß das Beispiel andere Gemeinden fortreißt, daß diese Deutschen sich ermannen, die deutsche Sprache in die Schule einzuführen, und wir hoffen, daß die Regierung auch diesen patriotischen Wünschen der anderen Ortschaften hilfreich entgegenkommen werde. Wie die Leute auf diesem kargen Boden ein scharfes Auge fürs Praktische haben, so auch in Beziehung der deutschen Sprache. „Wenn Einer Deutsch kann, bringt er sich viel leichter in der Fremde fort,“ sagte Nicolussi und setzte bei: „Wir brauchen nur auf die Soldaten zu sehen. Kommt Einer aus diesen deutschen Gemeinden zum Militär, so wird er bald Unterjäger, weil er Deutsch versteht — aber Einer aus Folgareit bleibt immer Gemeiner, und deßhalb reut es die Folgareier nun, daß sie die deutsche Sprache aufgegeben haben.“ Ein anderer Lusarner antwortete in Betreff der deutschen Schule mit dem italienischen Spruche: „Lingua non mangia niente“, und erklärte ihn damit, eine Sprache verzehrt nichts, bringt aber großen Nutzen. Die schöne Stunde, die ich im düstern Gemache des Bürgermeisters von Lusarn verlebte, wird mir unvergeßlich sein, denn nie habe ich in so schlichter, aber begeisterter Weise von deutscher

Sprache und deutscher Größe sprechen gehört. Hier, hart an der italienischen Grenze, sieht das Volk noch in der Muttersprache den heiligsten Hort, und es zeigt sich ein nationaler Stolz, wie wir ihn anderswo selten finden. Ich mußte dem patriotischen Gastfreunde versprechen, im Sommer, wenn es auch in Lusarn schön sei, wiederzukommen, und mit den Worten: „Guot aufleben und vergessen Sie die Schuole nit“, nahm er mit deutschem Händedrucke Abschied. Eine Schaar von munteren Kindern führte mich eine kleine Strecke hinaus in südöstlicher Richtung. Tief klafft vor Einem die schaurige, eine Stunde tiefe Schlucht eines tiefen Thales, die mit dem Val d'Astico zusammenstößt. An dem Vereinigungspunkte beider Thäler liegt das großentheils deutsche Dorf Cassotto. Jenseits des Val di Retorte erheben sich steil die dichtbewaldeten Hänge, auf deren Ebene die Dörfer San Sebastiano und die Weiler und Gehöfte von Labraun zerstreut liegen. Links, jenseits des Astico-Thales, erheben sich die mächtigen Berge, auf denen die sieben Communen liegen. Die ganze Hochlandschaft hat einen großartigen Character, und die beiden schaurigtiefen Thäler, die unmittelbar vor uns liegen, geben ihr ein originelles Gepräge. Ja, im Sommer, wenn die Alpenwiesen in Blüthe stehen und die dichten Forste im frischen Grün strahlen, wenn auf den nahen Bergmähdern die Hirtenlieder klingen, muß Lusarn eine durch Schönheit leuchtende Hochgegend sein und seinen Namen wohl verdienen.

VI.

Am frühen Morgen verkündete feierliches Geläute, „den heiligen Pfinztag“, — so nennt man hier den grünen Donnerstag. Weißgekleidete Mädchen, verschleierte Frauen und festtäglich gekleidete Männer eilten zur Kirche. Diese ist hell, geräumig und reinlich und gereicht dem armen Bergdorfe zur Ehre. Wurden die Ceremonien darin auch nicht mit städtischem Pompe gehalten, so doch mit feierlicher Andacht und Würde, und der ernste, wohleingeschulte Choral der Lusarner wog die Opernmusik mancher Stadtkirche auf. Es mochte auf halb 9 Uhr gehen und wir saßen bei dem Frühstücke, da kam ein prächtiger Mann, stark, wohlgewachsen, daher und erklärte, daß der Burgarmoaster ihn sende, uns das Geleite zu geben, da Jener daran verhindert sei. Wir sagten nun dem trefflichen Priester Lebewohl und zogen mit unserem Begleiter über harstige Schneefelder hinaus in nordwestlicher Richtung. Unser Führer sprach mit Liebe von seiner hochgelegenen Heimath, besonders von den herrlichen Almwiesen auf Vesena, auf denen im Sommer oft über 400 Leute beschäftigt sind, und von der Sprache der Lusarner.

Mit liebenswürdiger Zuvorkommenheit gab er uns Aufschlüsse über dieselbe und dictirte uns seltenere Worte oder Formen. Ich führe aus dem zahlreichen Verzeichnisse nur einige an. Der Salamander, der in San Sebastian Tattermann heißt, wird hier Eggelstung genannt, die Haselmäuse führen hier den mythischen Namen „Wille Freulen“ (wilde Fräulein). Der Uhu, welcher „der Vugel vom Röschner“ (Fuhrmann, Roßknecht) heißt, erinnert an die deutsche Sage, daß dem wilden Jäger oder Fuhrmanne dieser Vogel voranfliegt. Der Adler heißt Nadel, der Baumbart Rak, ein junges Schaf noch Frischunk, der Porphyr grisate Stuon, der Felsen heißt Stuon, der Stein Knoat, Knoetle, die Berberitze Spiendoarn, die Fichte Weicht, das Fenster Feder. Für Heu gebrauchen die Lusarner die doppelten Formen: Höuwe und Heu, wie für Hemd die beiden Wörter Hemad und Pfoat. Als ein Geier über uns kreiste, fragte ich den Begleiter, wie dieser Vogel heiße? „Hennantroagar,“ lautete die Antwort. Der Vortrag dieses Mannes war lebhaft, laut, und bei jedem längeren Satze erhob sich die Stimme gegen Ende um etliche Töne. Diese Eigenheit findet sich auch bei den Bewohnern der sieben Communen. Das laute Reden, das oft ins Geschrei ausartet, kommt davon her, daß diese Leute sich oft von Haus zu Haus, von Feld zu Feld, ja über Runste und Thälchen verständlich machen müssen und dadurch „das Schreiende“ sich angewöhnen. Von deutschen Sagen haben sich besonders die vom „Will Moo“ und dem „Will Weib“

erhalten. Daß Hexen- und Spuksagen auch in dieser reinen Bergesluft floriren, braucht nicht erst bemerkt zu werden.

Nachdem uns der wackere Führer eine Stunde Weges begleitet hatte, ersuchten wir ihn, zurückzukehren, wir konnten ja nicht mehr irren. Erst nach langer Wechselrede gelang es uns, ihn dazu zu bestimmen, denn er sah es als Ehrenpflicht an, uns recht lange als Bürgermeister-Stellvertreter das Geleite zu geben. Mit einem herzlichen „Guot aufleben" schied er von uns, und wir wanderten wieder allein durch schneebedeckte, schweigende Wälder. Nach einer starken Stunde kamen wir zu einem einzeln stehenden Gehöfte, an der Stelle, wo die Wege nach Labraun und Caldonazzo sich trennen. Ermüdet vom Schneewaten, traten wir ein, um auszuruhen, und fanden, daß dies Haus eine Schänke war. Im Italienischen heißt diese Einöde Monte robore, im Deutschen Monteruof. Die Insassen sprachen durchweg ein ganz verständliches Deutsch und zeigten die größte Freude, Stammesverwandte bewirthen zu können. Es fiel uns auf, daß die Leute abwechselnd in ein Nebenzimmer giengen und dort beteten. Ehe wir schieden, begaben wir uns auch dorthin und sahen auf einem mit blendend weißem Tuche bedeckten Tische ein Crucifix, neben dem eine Oellampe brannte und ein Gefäß mit Weihbrunnen stand. Andächtig sprachen zwei knieende Weiber laut ihr Gebet. Die Wirthin erklärte uns, nachdem wir die improvisirte Capelle verlassen hatten, daß heute der heilige

Donnerstag sei und allerorten die Leute Kirchen besuchten; hier sei aber in weiter Umgebung kein Gotteshaus, und deßhalb hätten sie dies heilige Grab, bei dem sie ihre Andacht verrichteten. „So müssen wir uns helfen, und der liebe Gott wird wohl mit dem guten Willen zufrieden sein," lautete der Schluß ihrer Rede. Gerührt durch diese fromme Sitte, nahmen wir Abschied und zogen wieder durch den dunklen Fichtenwald, der ringsum diese Höhen und Kämme bedeckt. Wir bogen um eine Ecke, — und durch die nur dünn stehenden Bäume leuchtete es tiefblau, wie italienischer Himmel an einem heiteren Tage.

„Der See von Caldonazzo!" rief freudig mein Begleiter. Noch wenige Schritte, — und wir standen auf der Felsen-Ecke; vor uns lag der wunderblaue Spiegel des Sees von Caldonazzo, durch einen schmalen, niedrigen Hügel getrennt vom See von Levico. Beide Gewässer schienen an Farbenpracht wetteifern zu wollen. An ihren Ufern erhoben sich schimmernd in der Mittagssonne die stattlichen Märkte Caldonazzo und Levico, denen ein reiches Gefolge von Dörfern und Weilern sich anschließt, bis hinauf zu dem stolzen Schloßhügel von Pergine. Die Hügel und Berge niederen Ranges zeigen die anmuthigsten Linien und sind hoch hinauf mit Feldern, Weinbergen und Wäldern bekleidet; aber hinter ihnen ragen die Schauer der großartigsten Bergwelt herein in dies südtirolische Eden. Entzückt diese Landschaft selbst jetzt, wo der reiche Schmuck einer üppigen Vegetation fehlt, dergestalt, daß das schwel-

gende Auge nur mit Mühe sich trennen kann, um wie zauberhafter muß sie wirken, wenn die mächtigen Kastanienwälder im glänzenden Laube stehen, wenn die Rebenhügel und weitgedehnten Maulbeerpflanzungen im glänzenden Grün strahlen und das Sammtgrün der Wiesen mit dem dunklen Blau der Seen wetteifert, während ferne Gletscher im Hintergrunde ihre beeisten Häupter erheben und lüsternen Blickes in diesen wonnigen Garten hereinzublicken scheinen. Von einem dieser Höhenpunkte schrieb Schmeller: „Herrliche Aussicht von diesen Höhen hinab ins große Suganathal mit seinen beiden Seen und seinem Kranz von Burgen und Kastanienwäldern um das von Maulbeerbäumen, Reben und Mais bedeckte Gefilde und hinein in die wilden Schluchten der Centa, welche weiland den volkreichen Flecken Caorza mit fortgeschwemmt. Solchen Anblick, wo das Milde, Südliche mit dem Wildesten des Nordens gepaart ist, bietet selbst keine Schweizergegend dar." Man glaubt in einer halben Stunde in die lockende Herrlichkeit von Caldonazzo niedereilen zu können; allein der Blick trügt, und der geübteste Wanderer braucht wenigstens zwei Stunden, bis er den Fuß auf den Thalgrund setzt. Die nächste Umgebung bietet eine ganze Scala wechselnder Bäume und Pflanzen dar. Zuerst schreitet man durch Fichtenwälder, dann tritt man in Föhrengehölze, und endlich wandelt man unter Buchen und Eichen. Die Bärentraube (Arbutus uva ursi) überdeckt mit ihren glänzenden Sträuchen

die Felsenhänge in seltener Ueppigkeit, während tiefer das Rhododendron hirsutum weite Strecken begrünt. Welche Pracht, wenn dieser Alpenrosengarten in voller Blüthe steht! — Blühende Eriken begleiteten uns weit herunter, während an tieferen Stellen Anemonen und Veilchen blühten und das zierliche Cyclamen allerorten seine langgestielten, herzförmigen Blätter zeigte. Immer lag aber das Zwillingspaar der Seen im anmuthigen Thale vor uns und erfreute Auge und Herz; selbst die Schauer der Centaschlucht und die schwindlichsten Abstürze konnten dem wonnigen Eindruck nicht wehren. Der Contrast des Wilden scheint nur die Anmuth der Gegend noch zu steigern.

VII.

An der südlichen Bucht des Sees von Caldonazzo schimmern die weißen Häuser des Dorfes Calceranica. Wer möchte heute aus diesem italienischen Klange den deutschen eigentlichen Namen enträthseln? — Er lautete „chalchrain“, und das Dorf ist heutzutage noch wegen seiner Kalkerzeugung berühmt. Caldonazzo selbst wird von Bartolomei als „Kaltenhus“ (domus frigida) erklärt und Vattaro von Vater abgeleitet. Mit letzterem kann man jedoch nicht einverstanden sein, denn der Dorfname Vattaro rührt von Watar (Wasser) her, was die Ortslage bestätigt. Ist man in die Tiefe gelangt, und will man nach Pergine (im Dialecte gilt noch durchaus die deutsche Form Persen), so stehen Einem drei Wege offen, jeder von eigenthümlicher Schönheit. Der erste führt nach Caldonazzo und am linken Ufer des gleichnamigen Sees dahin, der zweite geht über den niederen reizenden Hügel von Tenna, der beide Seen trennt, der dritte nach Levico und von dort am rechten Ufer des gleichnamigen Sees nach Persen. Der zweite Weg, der die Dörfer Tenna und Ischia berührt, muß der angenehmste sein, ist aber der

längste. Wir schlugen den letzten ein und wanderten nach dem stadtähnlichen Markte Levico, der am Fuße des Gebirges sanft ansteigt. Zur Rechten hatten wir einen schönen Einblick ins heitere Suganathal gegen Borgo hin. Levico zählt über 5000 Einwohner und bildet durch seine stattlichen Gebäude den Anblick einer Stadt. Die meisten Bewohner leben vom Ackerbau, Handel und Seidenzucht. Die nächste Umgebung, vor hundert Jahren noch wüster Sumpf, ist gesegnetes Wiesen- und Ackerland, doch ausgedehnte Maulbeerpflanzungen und Weinberge mangeln nicht. Ueber dem Markte erheben sich die grauen Ruinen des uralten Schlosses Selva, das Bischof Egno befestigt hatte und später von Bernhart von Cles, dem berühmten Cardinal, aufs herrlichste eingerichtet und mit kostbaren Gemälden geziert wurde. Dieser Fürst verlebte hier gerne die Sommermonate und war den Levicanern dergestalt gewogen, daß sie zum dankbaren Gedächtnisse sein Wappen auf ihr Gemeindehaus setzten. Eine Menge Privilegien erhielten sie von ihm und seinen Nachfolgern, z. B. freies Jagd- und Fischrecht, die Freiheit Waffen zu tragen, zwei Friedensrichter zu wählen und Aehnliches. Den Einwohnern wird ein aufgeweckter Geist und Energie nachgerühmt. Unter den ausgezeichneten Männern, die dem Markte angehören, muß vor allen Sicco Palentone genannt werden, der im Jahre 1382 seine „Catinia“, angeblich das erste italienische Drama, veröffentlichte und deßhalb in der Geschichte der italienischen Poesie nicht ver-

schwiegen werden darf. Als bildender Künstler versprach der Maler Justinian von Avanzini Großes zu leisten. Schade, daß der außerordentlich begabte Mann in der Blüthe seines Lebens weggerafft wurde.

Abends wandelten wir den See entlang gegen Persen. Das anmuthige Thälchen mit seinem langgestreckten Wasserspiegel, umschlossen von niedrigen Hügeln, an denen die Rebe sich rankt oder Eichen- und Nußbäume stehen, mahnt lebhaft an manch liebliches Stillleben des Mittelrheins. Ich konnte mir jetzt erst aus Autopsie erklären, warum ein Rheinländer vor Jahren mit größtem Enthusiasmus, mit einer Art Heimweh von diesem kleinen, aber bezaubernd schönen Thale sprach. Die Vegetation ist nur eine südlichere, und die Felspartien, oft von üppigen Epheudecken umkleidet, haben ein bestimmteres, schärferes Gepräge, als dies am Mittelrhein der Fall ist.

Nach einer Wanderung von einer guten Stunde wendet sich die Straße um einen Hügel; zur Rechten ragt auf steiler Höhe die mächtige Halbruine von Persen, — und bald liegt der große Markt gleichen Namens mit seiner malerischen Umgebung vor uns. Die Ortschaft mit ihren Kirchen, Palästen und stattlichen Häusern macht den Eindruck eines häbigen Städtchens. Unter den Bauten nehmen die gothische Kirche mit der gelungenen Façade aus rothem Marmor und das alte Gemeindehaus den ersten Platz ein. Dieses erregt durch seine schöne Doppeltreppe von Außen und die Altane, von der die Entscheidungen und Urtheile ver-

lesen wurden, sowie durch das mit weißen Marmorplatten belegte Podium davor die Aufmerksamkeit; das solide Gebäude führt uns die Zeiten in das Gedächtniß, in denen alle inneren Angelegenheiten die Gemeinde entschied, die Friedensrichter öffentlich die Streite schlichteten und alle Vorstände des Bezirkes hier erschienen, um Recht zu sprechen.

Aus dem Markte steigt man gerne zum umfangreichen Schlosse empor, das mit seinen mächtigen Vorwerken, seinen Thürmen und Zinnen zu den bedeutendsten Bauten dieser Art zählt. Es steht auf einem von dieser Seite sanft ansteigenden, mit Kastanienbäumen bepflanzten Hügel und soll auf dem Grunde eines römischen Castells ruhen, das den Zugang ins Thal Alsucum, so nennt Paul Diaconus das Val Sugana, sperrte.

Noch heute imponirt der festungsartige Bau durch seine colossalen Mauern, seine kühnen Bogen und von mächtigen Säulen getragenen Gewölbe, sowie durch seine geräumigen Säle und Gemächer und geschmackvollen Erker. Das Schönste, Unübertroffene aber, was die Burg bietet, ist die Aussicht vom Dache, das ohne jede Gefahr und bequem bestiegen werden kann. Man beherrscht hier die ganze Gegend. Gegen Westen breitet sich die üppige Ebene von Persen, umkränzt mit herrlichen Gebirgen, die bis zur Höhe bewachsen und mit lachenden Ortschaften, stolzen Landhäusern und niedlichen Kirchen besäet sind, aus. Die Gestaltung der Gegend von Persen nennt der Italiener ein

schönes Theater, und mit Recht, denn sie ist trotz aller Mannigfaltigkeit so regelmäßig und schön gebaut, daß sie an ein römisches Amphitheater erinnert. Wendet sich der Blick von dieser Seite, die in südlicher Anmuth und Ueppigkeit strahlt und durch die weichsten Linien und Formen sich auszeichnet, nach Nordosten, so liegt das von der wilden Fersina durchbrauste Canezzathal vor ihm, das Thal voll schroffer Berge und sanfter Hügel, voll hängender Bergwiesen und einsamer Gehöfte, geschlossen von einer hohen Bergeskette, deren Gipfel größtentheils mit Schnee bedeckt sind. Es hat viele Aehnlichkeit mit einem Hochthale Deutschtirols. Wendet man sich gegen Süden, so blickt der klare See mit seinen grünlich-blauen Fluthen herauf, darüber die reiche Waldung von Castagné und schöngeformte Hügel, preiswerthe Partien zum unvergleichlichen Panorama. Ich wüßte keinen Punkt in Tirol, der nach allen Seiten hin so schöne, wechselreiche Bilder böte, wie die alte Burg von Persen. Aber nicht nur diese läßt man gern hier vorüberziehen, sondern auch die Bilder aus den alten Tagen. Daß die Gegend von Römern schon bewohnt gewesen, bestätigen uns alte Funde und die Kirche San Christoforo, die, in die See hineingebaut, ursprünglich dem Neptun und der Diana geweiht gewesen war, welche Gottheiten noch im Mittelalter an einer Wand der alten Kirche dargestellt waren. Frühe siedelten sich hier, nachdem das Weltreich zerstört war, Deutsche an. Denn nach einer Urkunde vom 3. Mai des Jahres 1166, die Bartolomei mittheilt, traten im

Kloster Wald bei Persen unter dem Vorsitze des Abtes Treutwig die Männer der umliegenden Gemeinden Sivernach, Atzenach, Roburn, Greutung, Hochlait 2c. zusammen und wendeten sich an die Stadt Vicenza mit der Bitte, in ihren Schutz zu treten unter der Bedingung, daß sie nie gezwungen würden, ihre Waffen gegen den Kaiser und das Gotteshaus von Trient zu kehren, und vom Zehnten an den Bischof von Feltre frei sein sollten, wie sie es vor dem gewesen. Der Podestà von Vicenza soll mit hinreichender Macht herbeieilen, ehe ihr Tyrann Gundobald aus Baiern zurückkehrte und sich rächte. Auch sollten sie fürder nach den alten Gesetzen, so ihre Väter seit vier Jahrhunderten beobachtet, den longobardischen und salischen, leben dürfen. Die deutschen Ortsnamen lassen hier keinen Zweifel über das hohe Alter der deutschen Ansiedlungen.

Aus dem Jahre 1212 theilt Bartolomei folgende merkwürdige Urkunde mit, die für die Sprache und die Abstammung der deutschen Bewohner von hoher Wichtigkeit wäre, wenn die Echtheit derselben bewiesen werden könnte. Sie lautet: „Vo wegen de Zank, in welchen Kristel vo Falesin ob de groaten platz vo Burgen Persen ist vo Jacob vo Drischel hollet worden: weilen de selbe sain boat in groater sea hat precket, und halven des ditzer ist za obrekait klagt: han ich Lindrick pfarrer und notar zu Persen uzdingt, dat Jacob begen süllo dem Kristel furs ploeb gelt funf koarer liver: halve der Pfarrei Koerck in zwy monat:

item de Unkoesten Arzney unt too wercke zahlen, unt gegen da sülle Kristel de klag soeven fuden väs unts ander habens mir versprecket dat ze thuen unt furenthin goete fraint ze sein. Geschehen in de Burgen Persen zu mir in Jahr vo unser lieben herr der erloeser tausend zwyehundert zechen unt no zwyen in Monat vo hochbizet den vierten too kuntschafft sin zewoen Peter unt Hans vo Falesin." Jedenfalls ist an dieser Urkunde Manches irrig gelesen worden und das Original kann leider nirgends gefunden werden. Die entschieden niederdeutsche Färbung kommt wohl auf Rechnung des Ausstellers, da in diesen Gegenden oft Priester vom Nieder-Rheine angestellt waren. Nun lebt die Erinnerung an die einstige deutsche Bevölkerung nur mehr in Flur- und Schreibnamen, in ihren Sagen und Gebräuchen fort. Von letzteren mögen folgende berührt werden: Die Brautleute wurden auf dem Gange zur Kirche von Brautführern begleitet, welche Brumoli genannt werden. Einer derselben trägt an einem Stocke eine lebende Henne, der andere einen Spinnrocken mit Flachs und Spindel. Nach beendeter Trauung geht der Zug zur Wohnung des Bräutigams, die verschlossen ist. Nun beginnt ein Zwiegespräch zwischen der Schwiegermutter, die innen ist, und der Braut vor der Thür, nach einer althergebrachten Formel. Erst nachdem die Braut erklärt hat, sie bringe Treue und Gehorsam gegen ihren Herrn, Hochachtung für dessen Eltern, Liebe zu dessen Brüdern und Schwestern, Fleiß und Geduld mit, wird ihr die Thür geöffnet. Verehlicht

sich ein Witwer, wird ihm in der Brautnacht eine Katzenmusik gebracht, die „Smachelug“ genannt wird. In der Neujahrsnacht weissagte der Hausvater aus den Gestirnen die Ereignisse des neuen Jahres mit alten Ceremonien. Herrschte Dürre, so zog man in öffentlicher Procession zu dem See, Männer und Weiber schöpften mit hölzernen Löffeln Wasser daraus und warfen es hoch in die Luft. Doch verschwinden auch diese alten Gewohnheiten mehr und mehr, und nur der Glaube an die mythischen Gestalten Orko und Zubiana lebt noch fort.

Daß die deutsche Sprache in der Umgebung von Pergine bis vor Kurzem gebraucht wurde, beweist der Umstand, daß bis vor wenig Decennien in der Kirche San Carlo deutsche Fastenpredigten gehalten worden. Dank der italienischen Vorsorge der fürstbischöflichen Curie sind diese nun aufgelassen. Ueberhaupt war das deutsche Element im schönen Val-Sugana reich vertreten; denn im Dorfe Roncegno mußte der Pfarrer bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts einen deutschen Caplan halten, und in Borgo übte neben dem wälschen auch ein deutscher Pfarrer die Seelsorge. Nun hat sich die deutsche Sprache mit Ausnahme von Roncegno durch die Bemühungen des Clerus ganz verloren, und nur Gebildete, namentlich aber Wirths- und Bürgerstöchter, die in den Pensionaten zu Meran, Brixen und Bruneken zwei oder drei Jahre verlebt haben, sprechen die sonst verschollene Sprache ihrer Väter. Ja man behauptet, daß die Val-Suganaer

das Deutsche leichter erlernen und besser sprechen, als andere Wälschtiroler. Wenigstens scheint dies das liebenswürdige Wirthstöchterlein im empfehlenswerthen Gasthause „zur Rose“ zu bestätigen, die unsere Sprache sehr rein spricht. Die Gegend von Pergine übt aber nicht nur durch ihre Schönheit und germanischen Traditionen einen unwiderstehbaren Reiz, sondern zeichnet sich auch durch ihr mildes, gesundes Klima aus. Im Winter übersteigt die Kälte selten zwei Grade, und im Sommer ist die Hitze immer um vier bis fünf Grade niedriger als in Trient. Selbst an den heißesten Tagen sind die Abende durch die Seeluft und den Luftzug vom Fersinathale gekühlt. Es reiht sich in dieser Hinsicht Persen an Meran und verdient durch seine noch größere Milde und die Seeluft Brustschwachen empfohlen zu werden. Was Schönheit betrifft, so wetteifert mit Persen das vier Stunden entfernte Borgo, das Beda Weber geradezu das italienische Meran nennt. Freunden von Naturseltenheiten ist aber ein Besuch der Höhle Costalta bei Sella zu empfehlen, die mit der berühmten Adelsberger Grotte den Vergleich aushalten soll.

3.

Ein Gang ins Fersinathal.

An einem herrlichen Apriltage 1862 stand ich auf einer Terrasse des schönsten Gartens in Tirol, des Paradieses, das sich Graf Consolati in Sevignano geschaffen hatte! Ich hatte die schlanken Cypressen, die zahllosen Kakteen, die im üppigsten Blüthenflore stehenden Camelien, Rhododendren, Azaleen bewundert und von den dunkelgrünen Limonen-, Citronen- und Orangenbäumen manche glänzende Frucht gepflückt, als mich Don Narcisso, der würdige Kaplan, auf die vorspringende Terrasse führte, um mir den Ausblick in die wunderbare Gegend zu zeigen. Im Hintergrunde des Thales graute eine mächtige Burg auf einem Hügel, um dessen Fuß sich ein stattlicher Markt zog. „Das ist Pergine, im Munde des Volkes Persen", sprach der Priester, „und der See, den Sie rechts davon im Hintergrunde aufblitzen sehen, ist der See von Caldonazzo. O im Sommer sollten Sie die Schönheit sehen, dies Wasser, blau wie der Himmel, mitten im blühendsten Garten!"

„Und das Thal, das sich zur Linken zieht, wie heißt es?“ fragte ich meinen hochwürdigen Cicerone.

„Es ist das Fersinathal, in dem die Moccheni wohnen“, antwortete er.

„Also hier hausen die Moccheni — und sprechen sie noch deutsch?“

„Freilich!“ antwortete Don Narcisso, „dies Volk gibt seine alte Muttersprache nicht auf, so wenig als seine Liebe zum Kaiserhause. Sie sagen, sie seien Deutsche und wollen Deutsche bleiben. Freilich droht aber auch ihnen das Schicksal ihrer Nachbarn, denn Niemand kann seinem Verhängnisse entgehen.“

„Wie meinen Sie das, Herr Pfarrer?“

Er antwortete: „Ich habe die Ueberzeugung, daß diese braven, schlichten Deutschen, diese Urmenschen, ihre so lange treu bewahrte Muttersprache verlieren müssen, wie es andern Bewohnern dieser Gegend geschehen ist. Ihr Verkehr ist mit Italienern, in Schule und Kirche hören sie kein deutsches Wort, die Amtssprache in den Kanzleien ist wälsch. Die Kinder, die zu Hause nur deutsch sprechen und sprechen hören, müssen in der Schule wälsch lernen. Mir thut es leid, aber die Moccheni werden in 50 Jahren oder noch früher ihre deutsche Sprache vergessen haben, wie jetzt die Pineiter.“

Der hochwürdige Herr deutete nach dem wunderbaren Gelände am rechten Fersinaufer, auf dieses prächtige Gebirge voll Feld und Wald, besäet mit Dörfern, Weilern und Einödhöfen. „Sehen Sie, Herr Doktor, vor 50—70 Jahren klang an diesem Gebirge nur die

deutsche Zunge — und jetzt gebrauchen nur noch wenige alte Leute das deutsche Idiom. Die Hofnamen sind noch größtentheils deutsch, z. B. Wold, Gond (Gant), Erlan ꝛc., aber Niemand versteht mehr den Sinn dieser Worte. Daß in diesem Thale und auch diesen Gebirgen vor nicht allzulanger Zeit die deutsche Sprache weit verbreitet war, ersieht man daraus, daß in Pergine noch in diesem Jahrhundert zur Fastenzeit auch deutsche Predigten für die zahlreichen deutschen Bewohner der Umgegend gehalten wurden,*) und in Borgo war ja bis 1500 neben dem italienischen noch ein deutscher Pfarrer." Er rühmte nun noch die Arbeitsamkeit, Sparsamkeit und Sittenreinheit der Bewohner des Fersinathales und forderte mich auf, diese verschollenen Deutschen einmal zu besuchen. Wir hatten lange auf der Terrasse mit der schönen Fernsicht geweilt, und die längern Schatten mahnten schon zur Heimkehr. Nachdem ich dem würdigen Priester für seine gastliche Aufnahme und belehrende Unterhaltung gedankt, eilte ich thalwärts, einen prachtvollen Camelienstrauß in der Hand, eine tiefe Sehnsucht nach den deutschen Oasen an der Fersina im Herzen.

Es war am Charfreitage (30. März) 1866 um neun Uhr morgens, als ich und mein Gefährte, Prof. Schneller, aus einem Gasthause in Canezza traten, um zu den Moccheni, oder, wie man sie bei Pergine nennt, Canoppi zu wandern. Der Wirth hatte mich

---

*) Vgl. Weber's „Tirol", Bd. II, S. 512.

wegen meines Berghammers für einen Bergrath angesehen und konnte mir nicht genug von der ehemaligen Blüthe der Bergwerke erzählen, deren Wiederaufnahme er mit belebten Worten empfahl. Wir fragten ihn um den Weg nach Palù. Er gab uns den Bescheid, wir sollten nur den Weg bergan gehen und dann zur Fersina niedersteigen und uns immer am rechten Ufer derselben halten. Wir schieden und befolgten seinen Rath. Doch kaum hatten wir abwärts zu gehen begonnen, als hinter uns gepfiffen wurde, wir blickten rückwärts und sahen den Wirth mit einem alten Bauern uns nacheilen. „Meine Herren," sprach der Wirth, „dieser Mann geht ein Stück desselben Weges und wird Sie begleiten. Glückliche Reise!" und er kehrte zurück. Der alte Bauer war ein schlankgewachsener Mann mit blondem Haare und blauen Augen, sein Wuchs, seine Haltung, sein Typus mahnten an die Duxer Bauern. Auch war er nach deutscher Sitte in Loden gekleidet. Er begrüßte uns in wälscher Sprache. „Aber Ihr seid ein Tuitscher," entgegnete ich, „parliren wir tuitsch." — „Jo, dös bin i a," antwortete er und blickte uns ganz verwundert an, denn wie er uns später mittheilte, überraschte es ihn, tuitsche Herren in seinem Thale zu sehen. Ich bot ihm eine Prise echten Trentiner Tabaks, — die höchste Ehre, die ein Herr einem Landmann in Wälschtirol erweisen kann. Er nahm sie mit Dank an, zog dann seine eigene aus Bein gedrechselte Dose aus der Tasche und bot sie mir mit den Worten: „Herr, ziechen wir uans". Ich folgte

seiner Einladung, und nun war der Bann gelöst. Domenico theilte uns mit, daß er in St. Francesco, einem Dorfe am linken Fersinaufer, wohne, und nach Persen gegangen sei, um für die „hohe Zeit“ (das Osterfest) Brot zu holen. Von dem Mittelgebirge desselben Ufers sahen wir ein malerisches Dörfchen niederschauen, das meist aus Einzelhöfen bestand. Ich fragte den Führer, wie es hieße. „Gereut“, entgegnete er, „die Wälschen hoaßens ober Frassilongo.“ — „Das ist ja ein deutscher Name, sind die Leute noch deutsch?“ fragte ich. — „Jo, Tuitsche sein's! Wir sein olles Tuitsche auf dem Berg: in Aichleit, Gereut, in St. Francesco und St. Felice, — olles ist tuitsch g'wesen, dös gonze Thol.“ Nun erzählte er uns mit Feuer, daß die Mütter nur deutsch kennen, daß die Kinder reden sollen, wie die Mütter sprechen, aber die Kinder müssen „walsch“ lernen und der Pfaffe predige nur „walsch“. „Ist dös a Gerechtigkeit!“ rief er aus. Immer habe er gehört, die deutsche Nation sei die mächtigste auf der Welt und der deutsche Kaiser sei reicher als alle Potentaten, aber um sie arme Tuitsche kümmere sich Niemand und in wenigen Jahren werden sie alle wälsch sein müssen. Der biedere Alte fragte mich, was die „tuitsche Natiun“ mache und ob der „tuitsche Kaser“ schlafe oder nur sonst ganz vergessen habe, daß er hier auch seine Kinder habe, für die er sorgen solle. Wir trösteten ihn mit der Hoffnung, daß es besser gehen werde, die Deutschen werden sich schon wieder der hiesigen Gemeinden annehmen, — und der

Kaiser werde schon auch sich ihrer erinnern. — „Dös thüat Noath," entgegnete er, „sust müassen wir alle walsch werden." Von einem Hügel am rechten Ufer sah eine Kirche nieder. Ich fragte, ob dies St. Orsola sei? — „Was St. Orsola," entgegnete er unwillig, „so hoaßen's die Walschen, Oachtholz hoaßt's tuitsch — und so muaß man's hoaßen." Wir waren mit dem Bauern anderthalb Stunden gegangen, als sein Weg sich abzweigte und wir mit deutschem Händedruck von einander Abschied nahmen. Er wollte uns durchaus bewegen, mit ihm zu kommen, damit man in seinem Dorfe wieder einmal „tuitsche Herren" sehe. Wir konnten seiner dringenden Mahnung keine Folge leisten, sondern mußten Palù (deutsch Palai) zu erreichen suchen, um abends wieder in Persen zu sein.

Wie unser Domenico, der mit Feuer und Trauer über die Verlassenheit und Verwälschung der Deutschen in diesem Thale klagte, nach Gestalt, Sprache und Gesinnung ein kerndeutscher Mann war, machte auch die Gegend auf uns den Eindruck einer ganz deutschen Landschaft. Die Reben und Seidenbäume waren verschwunden, Wiesen, Kornfelder und Wälder waren an die Stelle der Weingärten getreten. Von den Höhen lachten kleine Dörfer nieder, die meist aus durch Feld und Wald getrennten Höfen bestanden. Das Thal zeigt eine überraschende Aehnlichkeit mit dem Vorderpasseier und an manchen Stellen möchte man schwören, man befinde sich im Gebiete der Passer.

Als wir um einen Hügelvorsprung bogen, sahen

wir zur Rechten ein Bauernhaus, das eben so gut in Passeier stehen könnte, und in der Nähe arbeitete ein Mädchen, das 13 Jahre zählen mochte, an einem Raine. Ich sprach sie deutsch an, schüchtern schlug sie die Augen nieder. Ich fragte sie, wie sie heiße. Keine Antwort! — Ich zeigte ihr nun ein schönes Heiligenbild und fragte nochmals. Da erwiderte sie verschämt: „Ich hoaß Perata!“ Das klang wie Musik. Der altgermanische Name in voller Form in dieser deutschen Oase. Auf die Frage, wem sie zugehöre, antwortete sie: „Dem Kerschbamer, das Haus unten hoaßt so.“ Ich gab ihr das Bildchen, sie küßte dankbar meine Hand und lächelte, — die ob dem kleinen Geschenke überglückliche Perata! Wir hatten hier, wie in Luserna, den Beweis, daß junge Leute sich ihrer Muttersprache, so theuer sie ihnen ist, so treu sie dieselbe wie einen verborgenen Schatz bewahren, schämen zu müssen glauben. Ich kann nie jene Szene bei meiner ersten Ankunft in Luserna vergessen.*) Zwei Mädchen standen neugierig auf der Ackermauer des ersten Hofes und sahen uns Fremdlinge mit großen Augen an. Auf die Frage, wie sie hießen, schlugen sie die Augen nieder, und erst auf die Mahnung einer Alten: „Bitt um an Heiligen“, klatschten sie die Hände zusammen und riefen: „I bitt, i bitt.“

Ich fand dieselbe Scham auch bei reifen Männern. Der wackere Bürgermeister von Luserna, obwohl er

---

*) Aus Südtirol. Parchim 1870. S. 52.

gewandt seinen Dialekt spricht, wollte keine Silbe deutsch sprechen, als er vor Jahren in Innsbruck war, bis ein hoher geistlicher Herr ihm erklärte, er verstehe alles, was er sage. Da schwoll dem Luserner das Herz vor Freude, seine Augen leuchteten, er drückte mir die Hand und rief: „Jatz glob i, daß wiar ganze Tuitsche sein“, und nun waren die Schleußen seines Mundes geöffnet und mächtig floß der Strom seiner urwüchsigen Rede. Als ich 1867 nach Luserna kam, sprachen alle Leute mir gegenüber mit sichtbarem Stolze deutsch und nahmen es gar nicht übel, wenn ich manches ihrer Worte nicht sogleich verstand. Ja die Luserner Knaben sind in ihrem deutschen Selbstbewußtsein seitdem so erstarkt, daß sie ihre auf den Gemüsemarkt in Trient gebrachten Schwämme in deutscher Sprache anpreisen. Es darf uns auch nicht Wunder nehmen, wenn diese verlassenen Deutschen das sorgfältig gehütete alte Erbtheil ihrer Sprache nicht öffentlich zeigen wollten. Wenn die Pfaffen den Kindern allwegs verboten, in ihrer Sprache zu reden, wenn Erwachsene von den wälschen Herren wegen ihres Dialekts verlacht, von Beamten angeschnauzt und verhöhnt wurden, so scheuten sie sich endlich, ihr Tuitsch profanen Ohren preiszugeben. Mich erinnerte das Loos dieser braven Leute an alte Sagen, die uns erzählen, daß die ältesten Bewohner des Landes, die Zwerge, sich mehr und mehr zurückzogen, von andern Menschen sich ferne hielten und ihre eigene Sprache festhielten. Die Zwerge „machen den Eindruck eines unterdrückten, bedrängten Volksstammes, der im Begriff

steht, die alte Heimath den neuen mächtigen Ankömmlingen zu überlassen", sagt Jakob Grimm (Myth. 427). Passen diese Worte nicht ganz auf unsere deutschen Stammesbrüder in Südtirol, die immer mehr vor den Wälschen zurückweichen und ihnen das Terrain überlassen mußten? — Allein unsere Tuitschen werden nicht länger weichen, wenn sie Hilfe bei uns finden, und siegreich die bisher noch erhaltenen Stätten behaupten.

Die Sonne stand am höchsten, als wir endlich nach steilem Anstiege Palù, ein Dorf mit 473 Einwohnern, erreichten. Müde und hungrig begaben wir uns in das höchst primitive Wirthshaus, in dessen ebenerdiger Stube Weiber Wolle zupften und spannen. Die Schenkstube war zugleich Wohn- und Arbeitszimmer. Mit welch großen Augen blickten die Leute die deutschen Gäste an! Als sich die Nachricht, daß Fremde angekommen seien, im Dorfe verbreitet hatte, kamen alte und junge Männer, um uns zu sehen. Alles sprach deutsch, d. h. in einem Dialekte, der dem bayerischen, wie er im Etschlande gesprochen wird, enge verwandt, aber mit vielen wälschen Wörtern versetzt ist. Diese Erscheinung fiel mir um so mehr auf, da in Luserna*) entschiedenes alemannisches Idiom herrscht. Die Leute behaupteten auch hier: „Deutsche zu sein und deutsch bleiben zu wollen" mit den kräftigsten Ausdrücken, was wir mit großem Wohlgefallen und

*) Vergl. Zingerle, Lusernisches Wörterb. Innsbruck 1869.

ermunternden Worten aufnahmen. Das Gespräch kam nun in rauschenden Fluß. Sie erzählten vom alten Bergsegen und vom ehemaligen regen Leben und Treiben der Canoppi (Knappen), von der guten, alten Zeit, von den reichen Silberadern, die noch in diesen Felsen ungehoben schlummern, wie der Bergbau infolge mißvergnügter Beamten beinahe ganz aufgelassen wurde und die Stollen einfielen, wie dann Armuth ins ehedem gesegnete Thal kam, wie man auf neuen Erwerb sann und ihn darin fand, daß man mit böhmischen Glasbildern, die man in jeder tirolischen Bauernstube findet, hausiren gieng. Manche Palaier seien auf solchen Wanderungen bis Polen und in die Bukowina gekommen. Allein auch dieser Erwerbszweig ziehe nicht mehr recht, und jetzt gehe man auf Wanderschaft mit Kleinwaaren und mache damit, namentlich in Kärnten und Steiermark, nicht üble Geschäfte. Im Frühlinge kommen diese Händler wieder zurück, um Feld und Hof zu besorgen. Die zu Hause bleibenden schnitzen den Winter hindurch Küchengeräthe, z. B. Rührlöffel, verfertigen Eimer und Körbe, und bringen diese Waaren nach Trient. Andere suchen Erwerb bei Bahnbauten. So war unter anregenden und belehrenden Gesprächen der Nachmittag vorgeschritten, und mit kräftigen Händedrücken nahmen wir Abschied von den Tuitschen in Palù, um nach Pergine zurückzukehren.

Seit diesem Wandertage ist manches Jahr vergangen, — und manches hat sich seitdem im Fersinathale gebessert. Hoffnungen, die damals aufkeimten, haben sich

zum Theil in freudigster Weise erfüllt. Die Gemeinden Gereut (Frassilongo), Aichleit (Roveda) und Palù wie Luserna besitzen nun deutsche Schulen, die im Schuljahre 1869/70 von 262 Kindern besucht wurden, und deutsche Priester walten dort als Seelsorger und pflegen in liebevollster Weise bei ihren Gemeinden die „Tuitsche Sproch".*) Diese aufblühenden Schulen, um deren Gründung der k. k. Statthaltereirath von Ehrhart die größten Verdienste sich erworben, ihre Ausschmückung mit Lehrmitteln, die Unterstützung derselben mit Büchern und die Beschenkung der Kinder mit Preisen erfreuten die bisher verlassenen Moccheni und erfüllen sie mit dem Troste, daß sie nicht mehr verlassen seien. Mit gerechtem Stolze erzählte mir vor einem Jahre ein dortiger Bauer, daß selbst ein Herr in Monaco (München) — er meinte den um unsere Sache so hoch verdienten Dr. Ludwig Steub — sich um sie kümmere und sich ihrer annehme, so habe er gehört. Ich versäumte nicht, meinem Manne die großen Verdienste dieses Herrn und die Beiträge, die durch sein Bemühen aus München geflossen sind, im besten Lichte zu schildern. Als ich ihm aber mittheilte, daß auch aus Westfalen Spenden gekommen, wußte der gute Mann von diesem fernen Lande nichts und erwiderte staunend: „Dös muaß weit weck sein! So weit pensarn (denken)

---

*) Ueber den Zustand dieser Schulen vergl. „Amthor's Alpenfreund", I, 209 ff. — „Herbstblumen" (Innsbruck 1870), S. 78—93.

die tuitschen Mander an üns!“ Eine tiefe Rührung malte sich auf seinem Gesichte.

Die Mocheni haben nicht nur ihre deutsche Sprache und Eigenart glücklicher als viele ihrer Nachbarn in Südtirol aus den sie bedrängenden Stürmen gerettet, sondern auch ihre alten deutschen Gebräuche, Meinungen und Sagen als theures Erbgut sorgfältig bewahrt und bis auf den heutigen Tag erhalten. Wenn auch nicht die deutsche Sprache hier klänge, wenn nicht die Wald-, Flur- und Hofnamen Zeugniß für die Deutschheit dieser Gemeinden geben würden, müßte man schon aus den Sitten, Gebräuchen und Sagen auf die deutsche Abstammung der Bewohner des Fersinathales mit Sicherheit schließen. Viele alte Gebräuche aus dieser Gegend habe ich in meinem Buche „Sitten, Bräuche und Meinungen des Tiroler Volkes“ Innsbruck 1871, mitgetheilt, auf das ich hier verweise. Kerndeutsch sind aber auch die Sagen, die seit undenklichen Tagen hier vererbt wurden und bisher nicht gehoben worden sind. Hormayr erwähnte zwar der Volkstraditionen dieser Deutschen*) und theilte wenige Körner aus diesem reichen Schatze mit, seine Notiz war aber längst vergessen und verschollen. Ich war so glücklich, eine kleine Sagenlese dort halten zu können, die mich aufs freudigste überraschte.

Nach der Tradition sind die Leute als Bergarbeiter

*) Geschichte der gefürsteten Grafschaft Tirol, S. 141. Meine Sagen aus Tirol, S. 466.

eingewandert und werden deshalb noch kurzweg Canoppi (Knappen) genannt. Sagen vom ehemaligen Bergsegen, von versunkenen Schätzen und sie bewachenden Geistern sind darum sehr heimisch. In der Johannisnacht, der wunderreichen Nacht der Sommersonnenwende, blühen die „verlorenen Erzgruben". Wer um Mitternacht dann zu einer Stelle kommt, wo das Silber schläft, sieht es glühen und glänzen. Vor 60 Jahren hatten Aichleiter ihr Vieh verloren und suchten es bis tief in die Nacht. Da kamen sie, es schlug eben zwölf Uhr, in die „Wäschfratten". Welch überraschender Anblick! Viele, viele Knappen hämmerten und gruben dort und schmelzten das reinste Silbererz. Nebenbei lagen in einer Höhle großmächtige „Silberlaibe", die wunderbar glänzten, ein starker schwarzer Bock schien den Schatz zu hüten, bei dem ein geschundenes Kalb lag. Die Aichleiter schlichen davon, um mehrere Leute zu rufen und geweihte Sachen zu holen, um den Schatz heben zu können, — allein bei ihrer Zurückkunft waren die Knappen und Schätze verschwunden und sie konnten die Höhle nicht mehr finden.

An die Schatzsagen reihen sich die schönen Erzählungen von den Salinger Fräulein, jenen freundlichen, halbgöttlichen Wesen, die in der tirolischen Volkssage eine so hervorragende Rolle spielen (Zingerle, Sagen aus Tirol, S. 23—34; Alpenburg, Mythen, 3 ff.). Da begegnet uns zunächst eine Sage, die an die drei Schicksalsschwestern oder Nornen erinnert, deren Fortleben in der baierischen Sage Panzer so schön

und schlagend nachgewiesen hat. („Beiträge", S. 1—209, S. 271 ff.) Einige Mädchen von Aichleit waren auf dem Felde und sahen ein Seil spannen vom „Unterkreßbrunn" bis zur „Rast". Voll Staunens standen sie still und schauten, wer das thue. Bald kamen drei wunderschöne Frauen und hängten blühend-weiße Wäsche daran. Da dachten sich die armen Dirnen: „Mein Gott, haben diese Frauen so viele und schöne Wäsche! Davon könnten sie uns wohl etwas schenken!" und giengen zu den Frauen und baten um ein Kopftuch. Sie wurden von den Salingen freundlich empfangen und ermahnt, fleißig zu spinnen. Thäten sie das, würde jedes Mädchen ein schönes Tuch bekommen. Allein, während die Frauen mit ihnen huldvoll sprachen, wollte eine Dirne ein Stück Wäsche entwenden, und blitzschnell waren Salinge und Wäsche verschwunden. Dieser mythische Zug des Seilspannens und Wäscheaufhängens ist kerndeutsch und weitverbreitet (Panzer, I., S. 1 ff., 278; Alpenburg, Mythen 21, 22; Grohmann, Sagen 87; Simrock, Mythologie, 3. Auflage, 322). Wie in andern deutschen Sagen, wird auch hier erzählt, daß diese Frauen gerne tanzen und singen, den Guten hold, den Bösen gram sind. Auf „Mühlegg" und beim „Taufnerbrünnel" tanzten die Salingen am liebsten. Sie waren prächtig gekleidet und sangen wunderschön zum Tanze. Da hätten die Bursche, die dies sahen, wohl auch gerne mitgetanzt, aber nur ganz braven wurde dies Glück zu Theil. Kamen Bursche in die Nähe, die schon Liebschaften hatten, verschwanden

die Frauen auf der Stelle. — Auf der „Tingler- und Mittagsspitze“ erschienen solche Frauen oft und lockten das weidende Vieh. War der Hirt ohne ein Liebesverhältniß, so führten sie das Vieh auf gute Weideplätze und es nahm zusehends auf, hatte aber der Hüter kein reines Herz, verlockten sie die Kühe, daß man sie abends weit und breit suchen mußte. — Einmal verirrten sich drei Bursche, die auf die Wanderschaft gehen wollten, am Tage vor ihrer Abreise in dem Walde unter „Frawort“ und fanden ein großes Feuer. Sie setzten sich daran, und wohl that ihnen die Wärme in der kalten Herbstnacht. Wie sie behaglich von ihrer Reise und ihren Entwürfen plauderten, kamen, — es gieng schon gegen Mitternacht, — drei wunderschöne Frauen, setzten sich zu ihnen und versprachen, sie glücklich zu machen, wenn sie das, was sie ihnen geben würden, binnen einem Jahre keinem Weibsbilde zeigen oder geben würden. Die Bursche gelobten dies hoch und theuer. Da bekam jeder ein goldenes Ringlein, und dankend schieden sie gegen Morgen von den Salingen. Allein, wie es auf der Wanderschaft geht, die Bursche fanden Mädchen, die ihnen gefielen, gaben ihnen die Geschenke der Frauen, — und heimgekehrt hatten sie nie mehr das Glück, eine solche Frau zu sehen und kein guter Stern leuchtete ihnen fortan.

Uralt und weitverbreitet ist in Deutschland auch folgende Sage, die jedoch hier einige neue bedeutsame Züge bietet: In den „Wäschfratten“ hielten sich

die Salingen am liebsten auf, bis endlich die Knappen dort einzogen und die Frauen mit ihrem Lärm vertrieben. Als die Salingen dort noch wohnten, sah einmal ein braver Bursche die schönen Frauen und verliebte sich in die jüngste. Er schlich sich nun oft in die „Wäschfratten", und endlich glückte es ihm, daß die Frauen ihn ansprachen und freundlich aufnahmen. Er kam nun öfters mit ihnen zusammen, und einmal faßte er den Muth, theilte der jüngsten seine Liebe mit und sagte, wenn sie ihn nicht möge, müsse er bald sterben. Da trösteten ihn die Frauen, und die jüngste ermahnte ihn zur Geduld. Später sagte sie ihm ihre Hand zu mit den Worten: „Ich will Deine Braut werden, weil Du so brav bist, aber Du mußt, um mich abzuholen, einen Wagen nehmen, der mit einem schwarzen und einem weißen Ochsen bespannt ist, und jeden mußt Du täglich mit drei schwarzen und drei weißen Bohnen füttern. Dann kannst Du in der und der Nacht kommen und mich heimführen. Aber Eines muß ich Dir sagen: Du mußt mich mit über das Bett hinaushangenden Haaren schlafen lassen. Würdest Du nur einmal meine Haare ins Bett legen, trifft Unglück mich und Dich". Er versprach ihr fest und heilig, ihren Wunsch stets zu erfüllen, that nach ihrem Gebote und holte sie in der bestimmten Nacht mit dem befohlenen Gespanne ab. Sie wurde nun sein Weib, und eine schönere Bäuerin war auf Gottes Erdboden nicht zu finden. Glück und Segen waren aber mit ihr in Haus und Hof einge-

kehrt. Wenn sie schlief, hiengen ihre goldfarbigen Haare über den Bettrand hinunter, so daß sie den Boden berührten. So lebten sie lange zufrieden und glücklich und ihre Ehe war mit allerliebsten Kindern gesegnet. In einer Nacht aber, als das goldblonde Haar des Weibes gar schön im Mondenscheine glänzte, kam dem Manne der Gedanke: „Was würde sie thun, wenn ich ihr Haar hereinzöge und es aufs Kissen legte?“ Er that es, da sprang die Frau weinend und jammernd auf und eilte in den Wald. Nur, wenn der Mann abwesend war, kam sie in das Haus, ihre Kinder zu besuchen und zu kämmen. Als dies der Bauer merkte, wollte er einmal sein Weib fangen, allein es verschwand und ließ sich seitdem nicht mehr sehen, und über Haus und Hof kam Unglück über Unglück.

Den Gegensatz zu den lieblichen, freundlichen Salingen bilden die häßlichen wilden Weiber, deren bekanntestes den Namen Stempa führt. Ihr Mann heißt Parlör. Stampa oder Stempa wird in Oberbaiern und Tirol häufig die Holda oder Berchta genannt, und Parlör ist wohl aus Berchtold, welcher der Berchta entspricht, verderbt. (Vergl. Panzer, II, 182; „Sagen aus Tirol“ Nr. 25; Simrock, Mythol., 364.) Von der Stempa werden viele Sagen erzählt, aus denen ich folgende drei mittheile:

Eines Tages sah die Stempa ein gar schönes Kind bei einem Bauernhause, lockte und entführte es in ihre Höhle. Als nun bei mattem Oellichte das Kind dies fürchterliche Weib sah, fieng es an zu weinen. Die

Alte suchte es zu beruhigen, indem sie sagte, sie sei die Nuna (Großmutter). Da fragte das Mädchen: „Aber Nuna, wie hast Du so dicke Haare?“ — „Ist von der Nacht!“ — „Aber Nuna, wie hast Du so lange Zähne?“ — „Ist vom Wergzupfen!“ — „Aber Nuna, wie hast Du so lange Zehen?“ — „Ist vom Lackentatschen (Wassertreten)!“ — „Aber Nuna, ich bin hungrig, gib mir zu essen.“ Da brummte die Alte: „Schau in den Kasten, sind Vogelzungen drin.“ Das Mädchen sprach: „Nuna, ich kann nicht aufthun!“ — „Treib das Schwübel, mein Kind,“ sagte die Alte. — „Nuna, ich muß brechen.“ Da brummte Stempa:

„Brich in's Handel,
Wirf's an's Wandel.“

Das Mädchen wollte aber mit diesem Rathe nicht zufrieden sein. Da band die Stempa es heimlich an einem Fuße mit einem ihrer Haare, das so dick wie ein Wäschseil war, fest und ließ es in's Freie.

Nun wollte das Kind davon laufen, konnte aber dies des Haares wegen nicht thun. Endlich fiel ihm ein, daß es einen Schnepper (Taschenmesser) in der Tasche habe, nahm ihn, schnitt damit mit vieler Mühe das Haar der Stempa ab, und damit es diese nicht merkte, hieng es das Haar an eine Stange fest, entfloh nach Hause und legte sich hier in's Bett zwischen Vater und Mutter, und dann kam auch das Kätzchen und legte sich zum Mädchen. Dies war auch des Kindes Glück, denn alsbald kam die Stempa, um das Mädchen wieder zu rauben. Als sie aber die Katze

sah, schrie sie wild auf: „Wärst nit, wo Du wärst, hätt ich Dich gestampft zu Lab (Laub) und Stab (Staub)“ und lief, brummend wie ein Bär, auf und davon.

Die Stempa kam öfters in Bauernhäuser, um zu betteln. Als sie einmal wieder zu einem Hofe kam und bat, sagte die neu in den Dienst getretene Dirne: „Ich will Euch gerne etwas geben, aber holt mir erst das Schaff voll Wasser vom Brunnen“ und gab der Waldfrau eine Reuter. Die Stempa gieng zum Brunnen, allein das „dürgle“ Gefäß wollte nie voll werden. Da lachte die Dirne recht von Herzen über diesen Spaß. Die Stempa wurde aber wüthend, sprang zum Hause und wollte die Magd zerreißen; da kam ihr aber eine Katze entgegen, und Frau Stempa mußte mit langer Nase abziehen.

Sehr gern aß Stempa Nüsse und stahl diese, sobald sie reif wurden, von den Bäumen. Die Bauern wurden darüber böse und sannen auf ein Mittel, der Diebin ihr Stehlen zu verleiden. Einer stahl nun der Stempa, während sie unter einem Baume schlief, ihre Bulge (Sack), trennte deren Boden auf und legte sie wieder an die vorige Stelle. Als sie erwachte, rief sie ihrem Manne, — und Parlör kam und beide giengen Nüsse stehlen. Der Mann stieg auf den Baum und schlug die Früchte herab, die Frau füllte die Bulge, die aber nie voll wurde. Endlich war Parlör müde und wollte seine Arbeit beenden. Stempa rief aber: „Alter, drisch nur fort, der Sack ist noch lange nicht voll!“ Da

drosch er wieder. Doch endlich stieg er, der Arbeit übermüde, vom Baume und sah die Bulge an. Da fand er den Boden aufgetrennt. Erzürnt über die Unachtsamkeit seiner Frau gab er ihr eine Maulschelle, daß sie glaubte, es blitze. Da erhoben die Bauern, die hinter dem Gestäude versteckt waren, ein lautes Gelächter, — und dies verdroß die beiden wilden Leute so, daß sie auf den „Fennisberg“ entflohen und sich nie mehr in der Nähe sehen ließen.

Beachtenswerth ist in den Stempasagen die Beziehung zur Katze, die Freyja's und Holda's heiliges Thier ist. (Simrock, Mythol. 454.) Die Moccheni, deren Dörfer von Wäldern umgeben sind, kennen auch die Sagen von wilden Männern, die im Walde wohnen, ein schreckliches Aussehen, aber ein gutes Herz haben und viele gute Räthe wissen. Ein solcher wilder Mann kam einmal nach Aichleit und jagte anfangs allen Leuten Schrecken ein. Als er aber die Armuth der Leute sah, wurde er gerührt, that freundlich und lehrte sie buttern, Käse und Bufein (Zieger) bereiten. Als alle dies gelernt hatten, sagte er: „Liebe Leute, ich muß nun weiter gehen. Bevor ich aber dies thue, sagt mir, was Ihr noch wissen und können möchtet.“ Da fiel den einfachen Bauern, die mit ihren neuerlernten Künsten überzufrieden waren, kein Wunsch ein, und sie sagten: „Wir haben ja Butter, Käse und Bufein! Was sollten wir noch wünschen?“ Darauf antwortete der wilde Mann: „Hättet Ihr noch etwas gewünscht, hätte ich Euch noch gezeigt, Wachs aus der „Tschotten“ (geron-

nene Milch) zu machen, und ich wäre erlöst gewesen". Traurig gieng er weiter und ließ sich nie mehr sehen. Nun hätten sie gern noch mehr von ihm gelernt.

Auch von der wilden Jagd erzählt man häufig. Sie zeigte sich am öftesten im Esselthal, das zwischen dem Roasen- und Hornthal am Fuße der Mittagsspitze Aichleit gegenüber liegt. In diesem von Menschen nicht bewohnten Thale zog sie mit wildem Lärm und Geschrei, mit vielen Lichtern und Bränden auf und ab. Weithin hörte man schreien: „Hob foal! hob foal!" (ich habe feil, ich habe feil.) Als wieder einmal ein übermüthiger Bursche dies Geschrei hörte, rief er übers Thal hinüber: „Treib oar (herab) und bring über inser Thoal!" (herüber unser Theil.) Als er morgens aus seiner Hütte trat, hieng an der Thüre eine halbe Frauenleiche. Voll Schrecken gieng er zu einem alten Weibe, die mehr wußte als andere Leute, und bat sie um Hilfe. Sie sprach: „Für dieses Mal geht es noch an, aber es hätte Euch schlecht gehen können. Nehmt die Leiche, näht sie in ein frisches, sauberes Leintuch so, daß nicht eine Fliege dazu kommt, und wenn wieder die wilde Jagd daher kommt, so ruft zu ihr hinüber: „Hob foal, hob foal!" Wenn sie Euch dann auch antwortet: „Hob foal, hob foal!," so ruft: „Kommt oar und nemt enker Thoal" (kommt herab und nehmt Euer Theil). Er befolgte des Weibes Rath, als er wieder die Jagd hörte, und die Leiche verschwand auf der Stelle. Diese Sage ist ein Gemeingut des deutschen Volkes und in ganz Deutschland nachgewiesen.

Viele Sagen berühren die Hexen, die zwischen der Mittagsspitze und Hoawart ihre Küche haben. Sie bereiten aus Alpenkräutern ihre Salbe, müssen, ehe sie auf Haselgerten ausreiten, drei Mal durch den Ring der „Hahlen" (Feuerkette) fliegen und dann durchs Fenster hinaus. Sie lassen sich auf die Bäche nieder, dreschen das Wasser mit der Gerte und erheben sich dann in die Lüfte, um den Hagel zu senden. Die älteste gibt den Zeitpunkt und den Platz an, wann und wohin die Schloßen fallen sollen. Einmal sah der Meßner von Aichleit die Hexen Wasser dreschen und wartete nun Stunde für Stunde, um das Wetterläuten nicht zu versäumen. Da hörte er, obwohl er kein Wölklein sah, am folgenden Tage eine Stimme in den Lüften: „Laß über Gereut und Persen fallen!" Eine andere Stimme antwortete: „I mag nit, weil die Katzen von Gereut raulen (schreien) und die große Hündin von Persen bellt". Da schrie wieder die erste Stimme: „So laß auf Aichleit fallen!" Bei diesen Worten rief der Meßner: „Laß nur, bis ich bei den Glocken bin, dann gib schon ich Dir das Fallenlassen". Er eilte in den Thurm, läutete aus Kräften, — und das Wetter war gebrochen. Aehnliche Sagen, in denen die geweihten Glocken von den Hexen Hunde und Katzen genannt werden, begegnen uns in Deutschland allenthalben. (Vergl. Simrock, Mythol., 457.) Die Hexen hausen am liebsten „auf der Bloach und dem Trappl unter Hoawart" und halten dort ihre Tänze. An einem heißen Sommertage waren zwei junge Mäher

droben und hielten Mittagsrast. Sie hatten ihre „Pins" (Aschenbrot) gegessen, sahen aufs Land hinaus und erblickten mit Wein beladene Wagen, die von Civezzan gegen Trient fuhren. Da sprach einer der Burschen: „Hätte ich nur ein Faß von diesen Wagen! Ich wüßte nicht, was ich jetzt dafür geben würde!" Kaum hatte er dies gesagt, waren zwei Hexen da und sprachen: „Ihr sollt einen ganzen Wagen bekommen, wenn Ihr hier bleiben und in der Nacht mit uns tanzen wollt." Die Bursche bejahten es, — und flugs stand der Wagen da. Sie zapften an und tranken und waren guter Dinge. Abends kamen viele, viele Hexen zum Tanze, und endlich sagte eine: „Ich wittere, wittere Unrath! Die Buben müssen das weg thun, was sie am Halse tragen." Die zwei Mäher aber legten die Kreuzchen nicht ab, — und nun flogen die Hexen voll Zorn fluchend und schreiend davon.

Am meisten verbreitet sind Sagen von Vorzeichen des Todes, vom zweiten Gesichte und von Geistern. Zur Blüthe dieser Sagenklasse mögen wohl das ernste, tiefe Gemüth dieser Deutschen und ihre stillen einsamen Wohnorte beitragen. Aus dem reichen Vorrathe dieser Sagen theile ich nur eine mit, die durch ihr Alter es vorzüglich verdient: Unter Hoawart befindet sich eine Klamm (Schlucht), in der die Lebenshöhle ist. Darin brennen so viele Lichter, als Leute in Aichleit leben. Am Johannistag öffnet sich die Höhle. Einmal hütete ein Mädchen droben die Schafe, kam in die Nähe der Höhle und fand ihre gestorbene Pathin auf einem be-

moosten Steine sitzen. Die Alte begrüßte das scheue Mädchen, führte es in die geöffnete Höhle und zeigte ihm die vielen Lichter. Sie erzählte, daß diejenigen Leute sterben müßten, deren Oel ausgebrannt sei. Da bat die Hirtin, ihr auch ihr Lebenslicht zu zeigen. Die Pathin wollte es aber nicht thun und sprach: „Du würdest „loadig" (traurig) werden, wenn Du es sähest." Das Mädchen hörte nicht auf zu bitten und die Alte führte es zu einem Lämpchen, das nur wenig Oel hatte und trübe brannte. Da bat das Mädchen: „Gieß Oel zu, liebe Muhme, denn ich bin noch so jung!" — Die Alte antwortete traurig: „Ich kann und darf dies nicht thun" und führte das Mädchen ins Freie. Dies kehrte abends trübsinnig heim und starb nach wenigen Tagen.

Im ganzen Thale verbreitet ist der Glaube, daß in der Christnacht gegen zwölf Uhr alle Todten zur Messe müssen. Da geschah es einmal, daß ein Weib glaubte, es sei schon Frühmessezeit, und gieng gleich nach Mitternacht in die Kirche, in der sie lauter Verstorbene fand, die mit großer Andacht der Christmesse beiwohnten. Sie kniete neben ihrer verstorbenen Gevatterin hin, denn sie fürchtete sich, sogleich wieder fort zu gehen. Nachdem die Messe beinahe vollendet war, sprach die Nachbarin: „Gehe vor dem Ite missa fort und laß etwas vor der Thür liegen, sonst mußt Du sterben." Das Weib stand auf, verließ die Kirche, hängte ihren „Handschliefer" (Muff) an der Thüre auf und eilte heim. Als sie morgens wieder zur Kirche

kam, fand sie den „Schliefer" in tausend Stücke zerrissen. — Wir haben hier die Sage von der Geistermesse, die in jeder deutschen Sagensammlung sich findet.

Ich schließe hier ab. Aus den mitgetheilten Sagen ersieht man zur Genüge, daß im Fersinathale echt deutsche Sagen von den Urahnen bis auf die Kinder der Gegenwart vererbt worden sind, — und, so Gott will, noch lange vererbt werden. In einer Sage begegnete mir Gemmichtag für Dreikönigstag. Nach eingeholter Erkundigung erfuhr ich, daß die Bezeichnung Gemmichtag für dies Fest allgemein üblich sei, obwohl dies Wort im ganzen Etschlande fehlt, dagegen im Innthale und dessen Seitenthälern, sowie in Baiern vorkommt. (Schmeller I, 867, 918.) Es zeigt dies Wort, wie unsere Mocheni alte Wörter erhalten haben, die im Hauptthale längst verschollen sind.

4.

Von Lana über den Gampen nach Nonsberg.

1867.

I.

Am rechten Etschufer, 1½ Stunden von Meran entfernt, breitet sich das langgestreckte Dorf Lana. Wenn man von der alten Landeshauptstadt hinüberblickt, bietet es ein gar stattliches Bild. Wie eine lange Schnur schlingen sich die blinkenden Häuser am Fuße des reizenden Mittelgebirges von Völlan hin, von der grotesken Schlucht, durch welche der Wildstrom Valschauer in die Ebene bricht, bis hinunter zur Lahn, über der die zinnenreiche Ruine Altbrandis aufragt.

Das Dorf, welches nun gegen dreitausend Einwohner zählt, führt im Urbare des Grafen Meinhard den Namen Leunan, in andern Urkunden begegnet Lonan, Leonum, Lana oder er lautet Lainan. Der Kenner der deutschen Heldensage wird dadurch unwillkürlich an Helferich von Lane, Lone oder Lune erinnert. Lana mußte sich in früherer Zeit eines bedeutenden

Aufschwunges und eines regen Lebens erfreut haben, denn nicht leicht kann sich ein Dorf des deutschen Südtirols, Kaltern und Eppan ausgenommen, so ansehnlicher Häuser und alter Edelsitze rühmen. Die Fruchtbarkeit und Schönheit der Gegend, die Milde des Klima's, vorzüglich aber der Saumpfad über den Gampen nach Nonsberg förderten das Aufblühen der Gemeinde. In neuerer Zeit erfreut sich dieselbe noch eines beneidenswerthen Wohlstandes, — und die Fruchtbarkeit des Bodens ist dieselbe geblieben, so daß heutzutage noch die Verse des Landreimes vom Jahre 1558 ihre volle Geltung haben:

„Läna an der Etsch hat viel preiß
In fünf Stuckhen, das merk mit Fleiß.
An Heu, Wein, Traid, Visch, Krepse ist's reich.
An der Etsch ist nit pald sein gleich.
Ubertrifft es Jemandts in aim,
So bleibts in aim andern dahaim.
Wiewols an der Etsch hot viel Kest'n*),
So sein doch z' Läna die pest'n."

Jedoch das ehemals laute Leben ist stiller geworden, denn beinahe alle Edelsitze und Landhäuser sind in die Hände der Bauern übergegangen, die lautes, prunkendes Treiben nicht lieben.

Nur am 8. September, an dem die Kirche den Geburtstag der Gottesmutter feiert, scheint die alte Herrlichkeit zu erwachen. Da strömen Menschenschaaren

---

*) Süße Kastanien.

von Nah und Ferne zusammen, wohl wissend, daß die Lanaer Bauern Alles aufbieten, um ihr Hauptfest würdig zu begehen der seligsten Jungfrau zu Ehren, sich zur stolzen Freude. Zwar geleiten nicht mehr die Grenadiere in baierischen Uniformen, welche die Lanaer in den Kriegsjahren erbeutet haben, das wunderthätige Gnadenbild, allein bildschöne Schützen, kunstreich gebaute Triumphpforten und anderes Gepränge erfreuen das Volk, — und das fürchterliche „G'schoß", auf das sich der Bauer von Lana so viel zu gute thut, leistet das Möglichste. „Das kann uns Niemand abstreiten, daß wir das größte G'schoß im ganzen Lande haben", sagte ein Lanaer Bauer mit gerechtem Stolze, und wohl kein Sterblicher dürfte ihm das abstreiten, wenn er diesen furchtbaren Pöllerdonner hört, der den ganzen Tag hindurch nie enden will.

Für den Fremden hat aber das Mariägeburtsfest in Lana noch seine besondere Anziehungskraft, — die bunte Menschenmenge, die von allen benachbarten Thälern zusammenströmt. Da erblickt man neben den Burggräflern in ihrer malerischen Festtracht breitschulterige Sarner, hochgewachsene Passeirer, gedrungene Schnalser. Ja Oetzthaler steigen über das Timblerjoch herüber, um der Gottesmutter den Tribut ihrer Frömmigkeit zu entrichten, und die fernen Matscher kommen aus ihrem wilden Thale, wo Wölfe und Bergmäuse hausen, herab in das traubenreiche Dorf. Andere Vinstgauer fehlen ebensowenig, wie die stattlichen Tscheggelberger, die brünetten Ueberetscher und

die reichen Weinbauern aus der Gegend von Bozen. Damit aber neben den gothischen, alemannischen und bajuvarischen Abkömmlingen das italienische Element nicht fehle, finden sich neuangesiedelte wälsche Colonisten aus Burgstall und Gargazon ein und der obere Nonsberg stellt ein zahlreiches Contingent.

Hat so dies Fest in Lana in gewöhnlichen Jahren eine große Bedeutung für das Etschland, so war dies im Jahre des Heiles 1867 besonders der Fall, denn es sollte das zweite Säculum der Wallfahrt „Maria Hilf" gefeiert werden, die dem frommen Kapuziner Angelicus, der zur Fastenzeit von Meran nach Lana zu predigen gieng und an dem Schießstande ein Mariahilfbild zur Erbauung der Vorübergehenden anklebte, vor mehr als zweihundert Jahren ihr Entstehen verdankt. Der Ruf, daß sich die Lanaer gewaltig zum hohen Feste rüsteten, drang bald nach allen Seiten. Es hieß sogar, daß die Feier das Schützenfest, daß dort im Jahre 1861 begangen wurde, noch übertreffen werde, das Schützenfest, bei dem Pater Greuter das Senkblei an der Schnur einer fünfhundertjährigen Geschichte ausgeworfen und gefunden hat, daß die Strömung noch nicht aufgetrocknet sei, an die einstens unsere Väter den Eichenbaum der wahren Freiheit gepflanzt haben. Hat schon das unerhörte Pöllerkrachen in früherer Zeit, in der Tirol „wie mit einem politischen Todtenhemd bekleidet war und die Kirche auf weichem Polster mit goldner Schnur an das Kreuzbett ihrer verlornen Freiheit angebunden lag", bewiesen, daß „bei uns das Schweigen nie zum

Abgott geworden war", um wie viel lauter und mächtiger wird erst jetzt das unvergleichliche G'schoß dröhnen und die festliche Freude des vom josephinischen Alpdrucke befreiten Volkes sich gestalten! Bald meldete auch die geflügelte Fama, daß 10 Centner Pulver zur Ehre der Gottesmutter und zur Freude und Nervenerschütterung des andächtigen Volkes verkracht werden sollten, daß rastlos an Festons und Triumphbogen gearbeitet werde, daß selbst eine festliche Illumination, — auch außer den Schenken und Wirthshäusern, — stattfinden solle. Wen möchte es bei solchen Verheißungen nicht hingezogen haben nach Lana, das nach unserem Gewährsmanne, Pater Greuter, zu einem frommen Feste vorzüglich sich eignet und seiner Lage nach ein treues Bild der Felsenburg Tirols ist! —

Der Entschluß war bald gefaßt, — und am 7. September abends wanderten wir unter Weiden, die hier die Wege und Wiesen umhegen, unserem Ziele zu. Ueber die sammtgrünen Matten schweift der Blick gerne hinauf zu den Berghängen, die mit Reben und Kestenbäumen, weiter oben mit dunkeln Föhrenwaldungen überkleidet sind. Aus dem Grün grüßen aber graue Bauernhäuser, wie sie diesseits des Brenners in der Region des Schwarzplenten (Haidekorn) gewöhnlich sind. Denn die dunkle Nahrung scheint nicht nur auf die Ansichten des Volkes, sondern selbst auf die Farbe der Wohnungen Einfluß genommen zu haben. Von Felsvorsprüngen blicken fromme Kapellen und stattliche Burgen nieder, welche unläugbar den romantischen

Zauber des Burggrafenamtes bilden. Nach Wolfgang Menzel ist ja die Strecke von Meran bis Bozen die burgenreichste Gegend in Deutschland, — und selbst das Rheinland kann ihr diesen Ruhm nicht streitig machen. Und wie der Epheu üppig an alten Schloßmauern sich emporrankt, so das reichste Schlinggewächs alter Sagen. An jeder Burg haften alte Mähren, die uns vom bewegten bunten Leben der früheren Zeit, von dem Stolze, der Tapferkeit und dem wilden Treiben der Ritter oder von der Minniglichkeit der süßen Frauen zu erzählen wissen. Nun aber schauen aus den romanischen Doppelfenstern nicht mehr bärtige Ritter oder rosige Burgfräulein, sondern rüstige Bauern und brünette Dirnen. Manche stattliche Hofburg starrt dagegen unbewohnt in die Lüfte, — und dient nur noch zum Schmucke der Gegend, — und

„Wo der Burgen bröckelnde Ruinen,
Des Landmanns Qual einst und des Bürgers Schrecken,
Den längst gebroch'nen Hochmuth unter grünen
Epheu-Guirlanden bettelstolz verstecken,"

da sinnt man gern über den unerbittlichen Wechsel der Zeiten und den Zerfall alter Macht und Herrlichkeit nach. Wenn aber Ruinen beredte Prediger über die Eitelkeit alles Irdischen sind und zur stillen Beschaulichkeit mahnen, wenn sie nebstbei den landschaftlichen Schmuck der Gegend bilden, so haben sich im Etschlande um diese stummen Missionäre zwei fromme Herren unbestreitbare Verdienste erworben, deren Namen die Ruinengeschichte des Landes mit ehernem Griffel ver-

zeichnet. Wir brauchen ihre Namen nicht zu nennen, da sie ja sonst weit gekannt sind. In solchen und ähnlichen Gedanken störten uns freilich immer die Züge von Wanderern, die im Festtagskleide und mit Tragkörben, die ihren Proviant bargen, demselben Ziele, wie wir, zueilten.

Es mochte sieben Uhr abends sein, als wir die Marke von Lana betraten, — ein schlanker Triumphbogen stand harzduftend an der Stelle. Von nun an bildeten fichtenzweigumwundene Pfähle fortlaufende Reihen an beiden Seiten des Weges, — und bald erhob sich wieder eine Triumphpforte aus Taxen und Moos kunstreich gebaut. Mädchen und Knaben arbeiteten noch hier und da in regem Wetteifer an der Decoration eines Hauses oder räumten nach vollendeter Arbeit die grünen Abfälle fort. Alles, — Groß und Klein, — schien beschäftigt, das Dorf auf's Festlichste zu schmücken, und festliche Freude strahlte aus Aller Augen. Das Wohlgefallen an ihren glücklichen Vorbereitungen konnten die guten Leute nicht verhehlen; denn sie mochten sich vergnügt sagen: „Alles ist gut gerathen.“ Wenn man aber das Oberdorf durchschritt und die 10 Triumphbogen, mit größter Eleganz und von schwindelnder Höhe bald im romanischen, bald im gothischen Stile erbaut, sah, wenn man die reichdecorirte Valschauer-Brücke oder die geschmackvoll mit Festons und Kränzen überkleideten Häuser sah, mußte man sich gestehen, daß die Lanaer außer frommer Gesinnung und dem „größten G'schoß im Lande“ auch einen unzweifelhaften Geschmack für Decorirung und die lobenswertheste Ausdauer bei

derlei langwierigen Arbeiten besitzen. Die reichgeschmückte Façade der Kapuzinerkirche, die pompöse, aber dennoch nicht überladene Ueberkleidung des Gerichtshauses, das feingearbeitete gothische, aus Fichtengrün erbaute Thürmchen mußten den Preis eines jeden Kritikers verdienen.

Auch von der Schießstätte, die an der großartigen Valschauerschlucht liegt, flatterten zahllose Fähnlein, und Kränze und Festons belebten das bescheidene Gebäude. Wer wußte ehemals von diesem schlichten Tummelplatze lanaischer Schützen? Aber die großen Tage des Glaubenseinheitsfeldzuges brachten auch ihn, wie andere bescheidene Größen an's Tageslicht und zu unzweifelhaftem Rufe. Denn im Spätherbste des „ewig denkwürdigen" Jahres 1861 erscholl im Zionswächterlager urplötzlich der Feldruf „nach Lana, nach Lana!", denn durch ein Schießen sollte die heilige Glaubenseinheit und die tirolische Freiheit gerettet werden. In ganz Tirol wurden Zuzügler geworben, voran die leuchtenden Sternmänner. Am 27. November war der Hauptschützentag mit Gottesdienst und festlichem Gelage, mit dröhnenden Pöllern und krachenden Reden gefeiert. Bei 700 Schützen waren versammelt — und die ersten Chorführer der hl. Liga. Selbst das „Stefele" war vom fernen Kronburg gekommen, und Pater Greuter, „der Schreier im Streite", hatte dem Innsbrucker Gymnasium Lebewohl gesagt, um die sprühende Fackel seiner göttlichen Beredtsamkeit in jenen dunkeln Tagen leuchten zu lassen. „Es war das schönste Fest, das Lana je gesehen hat", sagte der Freidankwirth, „denn man

hätte es kaum genug erkocht." — Greuter hat aber jene ewig denkwürdigen Tage mit seiner goldenen Feder verherrlicht und eine Festschilderung in den Tiroler Stimmen veröffentlicht, die heutzutage noch ihren unwiderstehlichen Reiz besitzt. Der verheerende Wildbach Valschauer war ihm ein Bild unsers kräftigen Naturvolkes, das durch die Schutzwehren der zwei Hauptgebote der Religion eingedämmt werden müsse, daß es nicht zerstörend wirke, wie Anno 1525. Das tiroler Volk vergleicht er mit der sagenhaften Jutta von Braunsberg, die bei ihrem Gatten wegen Untreue verdächtigt worden war und sich in die fürchterliche Felsschlucht stürzte, — aber wunderbar gerettet wurde. „Armes Volk!" dachte ich mir, „seit 500 Jahren bist du dem Kaiserhause angetraut, nie noch hat man deine Treue und Liebe je bezweifelt, nur jetzt, arme Jutta, wirst du angeklagt, nur jetzt stehen die Burgvögte allüberall mit der frechen Klage auf, du habest die Treue deinem Herrn, deinem Kaiser gebrochen, weil du für jenes Heiligthum dich wehrst, vor dem dieser Bund geschlossen und gesegnet wurde!"

Während wir aber noch an Pater Greuter und seine liebe Jutta in heiterem Gespräche dachten, blitzten auf den Schloßzinnen von Braunsberg Lichter auf, und bald leuchtete das Schloß in die dunkle Thalschlucht schimmernd nieder und von der bekränzten, fichtenduftenden Brücke strahlten bunte Ballons in langen Reihen und spiegelten sich im klaren Gewässer der Valschauer. Menschen aus Nah und Ferne wogten durch die Gassen

und über die Brücke, um das Schauspiel der Beleuchtung und andere Herrlichkeiten zu besehen, und der klare Sommerhimmel sah so schön und sternenvoll auf's vergnügte Volk herunter, als ob er selbst dessen festliche Stimmung theilte.

Wir zogen uns jedoch bald aus dem summenden Gewühle zurück in's Gasthaus, dessen Name an den alten Spruchdichter Freidank erinnert, — denn der Freidankwirth genießt ja eines weitverbreiteten Rufes. Allein auch hier gieng es zu wie im ewigen Leben, und fehlten diesmal leuchtende Sternmänner und altrhätische Festredner, so machten dafür italienische Drehorgler und böhmische Harfenistinnen einen wahrhaft bacchantischen Lärm, und als endlich die langersehnte Ruhe anzulangen schien, — da traf die Musikkapelle aus Bozen ein und brachte mitternächtliche Ständchen. Als aber diese vollends verklungen waren, und die lustigen Musikanten ihr Lager gesucht hatten, begann alsbald, — es war 3 Uhr Morgens, — das mächtige „G'schoß" seine schlummerzerstörende Wirkung, und die wilde Valschauerschlucht hallte donnernd wider, wie sie es beim Glaubenseinheitsschießen mit frommen Beifall gethan hat. An Ruhe und Schlummer konnte nicht mehr gedacht werden, denn Geläute und Pöllerkrachen und der Lärm ankommender Gäste wechselten in einem fort. Als man aber am hellen, lauen Morgen aus dem Hause trat, füllte dichtes Gedränge festlich gekleideten Volkes alle Plätze und Gassen, denn nach sicherer Berechnung hatten sich 20,000 Fremde zum Feste

eingefunden und brachten lautes Leben in das stille Dorf.

Den Glanzpunkt des Tages bildete natürlich die großartige Prozession, bei der festlich geschmückte Heiligenstatuen, riesige Fahnen und stattliche Schützen in der kleidsamen Tracht des Burggrafenamtes das Auge entzückten. Den Zug eröffneten kleine Knaben, denen die breitkrämpigen hellgrünen Hüte, die scharlachroth ausgeschlagenen Lodenwämse gar gut zu Gesichte stunden, und die gar „tapfer" mit ihrem Ferculum, ein schönes Jesukind, daherschritten. Die Träger der Fahnen und Statuen mahnten durch ihre eigenthümlichen rothgrünen oder weißgelben Röcke an alte Zunfttrachten, wie die Deutschordenspriester mit ihren weißen Mänteln und dem schwarzen Kreuze daran an längstentschwundene Zeiten erinnerten. Hinter dem Sanktissimum schritt ein bildschöner Knabe als St. Michael, und weißgekleidete Mädchen folgten mit Lilienstengeln dem Lamme. Unter dem Schalle dreier Musikbanden zog der langgestreckte Festzug einher. Als die Priester aber die Brücke betraten, entwickelten die „Pöllerer" ihre höchste Kunst, und es begann eine Kanonade, die an Solferino und Custozza erinnern mochte. Zwei norddeutsche Damen, die in meiner Nähe stunden, schienen der Ohnmacht nahe, obwohl sie sorgfältig ihre zarten Ohren verhielten. Die Lanaer lächelten dagegen mitten im frommen Gebete beifällig, denn es beschlich sie der eitle Gedanke: „das größte G'schoß haben aber doch wir, das müssen uns all die Leute zugestehen".

So naht der Versucher selbst heiliger Festfeier, wie er nach der Anschauung der Zirler Bauern dem Judas Ischariot im schwarzen Fracke und thurmhohem Cylinder einst nachgeschlichen war. Auch an hübschen Einzelbildern mangelte es nicht dem erhebenden Feste. Wie malerisch war die Bauerngruppe, die auf grünen Wiesen des Schloßhügels von Braunsberg unter riesigen Kastanienbäumen sich lagerte und dem Festzuge aus der Höhe zusah! Ein reizendes Genrebild auf schönstem Hintergrunde!

Als die Prozession vollendet war, begann erst die weltliche Feier. Welch stürmisches Wogen und Drängen, welch Summen und Lärmen auf allen Plätzen und Gassen, — besonders in Gasthäusern und Schenken, bei den Obst verkaufenden Bauernmädchen und den italienischen Käsehändlern! Der Burggräfler liebt nach langem Gebete die Brunst der Andacht mit dem Etschländer Rothen zu löschen und auch dem Leibe Etwas zukommen zu lassen, wenn die Seele sich am Gebete satt gelabt hat. Und mit vollem Rechte! Soll ja der selige Noah nach Lentners Entdeckung auf dem sonnigen Hügel des Löwenberges mit seiner Arche gelandet und dort die ersten Reben gepflanzt haben, so daß sich der Etschländer mit vollem Rechte des allerhöchsten Privilegiums des Weinbaues und seiner Consequenzen rühmen darf. Wie viele Yhrn*) des Rothen der seligsten Jungfrau zu Ehren an diesem Feste ver-

*) Südtiroler Gemäß = 54 österr. Maß.

zapft wurden, weiß der liebe Gott im Himmel, und jedenfalls gefiel den Wirthen die Vertilgungsfähigkeit dieses Festes mehr, als die diesbezüglichen Leistungen der Glaubenseinheitsschützen und Redner, obwohl dieselben auch in diesem Punkt rühmliche Anerkennung verdient haben sollen.

Unser Fest war ein Volksfest im echten Sinne des Wortes, und selbst Norddeutsche sprachen ihr Entzücken über dasselbe aus, mit dem Bemerken, daß ein solches festliches Leben nur im Süden möglich sei. Und wird dasselbe auch nur je zu hundert Jahren in so feierlicher Weise begangen, daß 10 Centner Pulver verdonnert werden, so müssen wir dennoch Fremden, die in Meran weilen, den Besuch Lana's am 8. September empfehlen, — denn alljährlich sieht man dort ein tirolisches Volksfest, wie es nur hier im Burggrafenamte gedeihen kann.

Die Pöllerei war verstummt, doch die Pulverdämpfe zogen noch wie Ossian'sche Nebelgebilde an der Valschauer hin. Die Schaaren des Volkes verloren sich, denn ein Herbstabend, so mild, klar und sonnig, wie nur der September im Süden ihn zu bieten vermag, hatte sich auf's Thal gesenkt, und die längeren Schatten mahnten zur Heimkehr. Wir wandten uns aber dem unteren Dorfe zu, wo die schöne gothische Pfarrkirche mit einem preiswürdigen Flügelaltar, einem kostbaren Reste alter Holzschneidekunst, und zwei kleineren Altären des berühmten Bildhauers Knabl in München zum Besuche ladet, um von dort nach Tisens

emporzusteigen, von dem feine Landschaftskenner behaupten, es sei die schönste Perle der Meraner Gegend.

Hinter der Kirche beginnt der Anstieg. Zur Rechten des Weges grauen auf sanfter Höhe die mächtigen Ruinen des Schlosses Altbrandis, der Wiege des Grafengeschlechtes, das sich durch Liebe zur tirolischen Geschichte und durch seine mittelalterlichen Ideen einen bekannten Namen erworben hat. Staatsmänner, Landeshauptleute und Historiker zählt das berühmte Geschlecht, dessen Wiege und Gruft in Lana sich befindet, zu seinen Söhnen. Die noch in ihrem Zerfalle großartige graue Burg hebt sich gar malerisch von dem hellgrünen Buschwalde ab, der ihren Hintergrund bildet. Vorwärts schreitend gelangen wir zu einem weitgestreckten Kestenwalde, dessen Laubwerk im Sonnenschein beinahe golden funkelt. Darin erinnert man sich unwillkürlich an den übermüthigen, streitsüchtigen Völlaner Bauern, der einen Baum in der gräflichen Waldung fällte, um zu erfahren, wie das Processieren mit einem hohen Herren gehe, — und siehe mit Hilfe eines Bozener Rechtsfreundes gewann der Völlaner den Sieg über Seine Excellenz Grafen Clemens von Brandis! Da ließ der Bauer, der den Streit vom Zaune gebrochen hatte, die österreichische Rechtspflege hochleben, denn man sehe nun, daß der Bauer auch einem Herren gegenüber „aufkommen“ könne. Aus dem entzückenden Laubwalde schweift der Blick gerne das Thal entlang bis zu den Bergen, die dasselbe im Süden abschließen. Dörfer und alte Burgen schmücken die von der Etsch

durchschlängelte Gegend, und die bewaldeten Porphyrhügel des Tscheggelberges mit ihren mannigfaltigen eigenthümlichen Formen erfreuen immer das Auge, besonders aber, wenn nackte Parthien der röthlichen Felsmassen in der Abendbeleuchtung beinahe feuerroth glühen und einen grellen Contrast zum Waldesgrün bilden. Den einzigen Mißton in das anmuthige Landschaftsbild bringt die weit sich ausbreitende Etsch. Einen großen Theil der Thalsohle nimmt der träg dahinschleichende Fluß, nehmen die durch ihn erzeugten Sümpfe ein. Wie lange wird man noch weitgedehnte Thalstrecken, die der besten Cultur fähig sind, unbenützt den Gewässern überlassen? Wir können begreifen, daß man aus historischer Liebhaberei und dem conservativen Prinzipe zu Ehren das Sterzinger Moos in seiner alten Herrlichkeit erhalten hat, — allein die Eindämmung der Etsch würde den Reichthum des Landes, die Gesundheit und Schönheit der Gegend außerordentlich erhöhen. Wird sich im weißgrünen Hause zu Innsbruck niemals ein wackerer Kämpe finden, der sich der Etschfrage endlich annimmt, die freilich keine brennende ist, aber wenigstens über drei Millionen Quadratklafter bebaubaren Grundes abwerfen würde? Man sollte endlich hierzulande lernen, nicht bloß Schätze für Jenseits zu sammeln, sondern auch Erträgnisse für Diesseits zu erwerben. Wie ein Garten, mit Maulbeerbäumen und Reben bepflanzt, lacht die Thalsohle in Valsugana, die vor hundert Jahren noch größtentheils aus Moorgründen bestand, und zeigt uns, was

einem praktischen Volke gelingt. Man folge endlich auch hier im oberen Etschlande dem Beispiele der Pergineser und Borger, — und tausendfältige Frucht wird nicht ausbleiben. Wir möchten deshalb unserem Volke zurufen:

„Erlange dir das köstliche Genießen,
Der feuchten Breite Gränzen zu verengen
Und, weit hinein, sie in sich selbst zu drängen.“

Züge von Wanderern, Deutsche aus den Dörfern Tisens und Prissian, Italiener aus dem Nonsberge schritten rasch an uns vorüber, — und immer wieder rückten neue Schaaren nach. Wie sich hier Kestenbäume und Föhren unmittelbar zu einem Gehölze vereinen, wie hier südliche und nördliche Vegetation im lieblichsten Wechsel sich paart, so klangen deutsche und wälsche Laute in buntem Gemische, und romanische und germanische Typen zeigten sich unsern Blicken. Der häufige Verkehr mit dem Nonsberge bewirkt es, daß die meisten Bauern auf dem paradiesischen Gelände Tisens-Völlan auch des italienischen Idioms kundig sind, wie man auch den obern Nonsbergern, hier Uansberger genannt, nachrühmt, daß sie die deutsche Sprache verstehen. — Als wir uns einmal zurückwandten, um das nun von der Festfreude ausruhende Lana zu sehen, stand das Schloß Leonburg auf einsamen Felsenkegel „in der Abenddämmerung Schleier“ vor uns. Es ist noch eine Höhenburg aus älterer Zeit, die durch die Mächtigkeit des Mauerwerkes ebenso imponirt, als durch ihre Bauweise, und durch ihre

Aussicht von dem Zielberge bis zum doppelzinkigen Schlern entzückt. Wer jemals diese Burg betreten hat, dem wird dies Bild alter Bauart und mittelalterlicher Ritterwohnung nie entschwinden. Mag Leonburg auch nicht, — wie Burglechner behauptet, — schon im 6. Jahrhundert erbaut worden sein, so ist es dennoch eine der ältesten Burgen des Etschlandes und kam schon im 12. Jahrhundert in den Besitz der Brandißer. —

Bald hatten wir die Höhe des Weges erreicht und an freundlichen Gehöften vorüber wanderten wir gegen das Dorf. Der Weg war immer durch die prachtvollste Aussicht in das Thal und auf das jenseitige Mittelgebirge verkürzt, — und nun lag auf einmal die Ebene von Tisens vor uns, die in sanfter Steigung an das dunkle Waldgebirge sich anlehnt, und bald schritten wir durch die Häuser des Dorfes dem Barthelwirthshause zu, das sich bei Fremden und Einheimischen des besten Rufes erfreut. Wenn man das Fremdenbuch durchblättert, findet man nur die ausgezeichnetsten Zeugnisse, und ein Professor aus Prag spricht darin sogar seinen Dank den freundlich gesinnten Göttern aus, die ihn gütig hieher geführt unter dies gastliche Obdach und in dieser Natur unbeschreibliche Reize. Auch wir können dem Barthel nur das Beste nachrühmen, und sein „Weißer" mundete ausgezeichnet, wenn wir auch nicht wußten, wo er den Most dazu geholt hat. —

Am frühen Morgen traten wir wieder hinaus in die lachende Gegend, wo sich sammtgrüne Wiesen und dunkle Wälder, Rebgelände und Pfirsichbäume, riesige

Kestenstämme und Nadelgehölze aller Art neben einander befinden. Zwischen den ebenen Matten öffnen sich aber tiefgerissene Schluchten, in denen am wildrauschenden Bache im kühlen Schatten eine Mühle steht. Neben den freundlichen Gehöften ragen alte Burgen und stattliche Edelsitze und geben der Gegend einen erhöhten Reiz. Man hört oft behaupten, daß die alten Ritter keinen Sinn für Naturschönheiten besessen hätten. Wenn man aber die mittelalterlichen Lieder voll von Frühlingspracht, Blumenschmelz und Vogelsang liest, so gewinnt man eine gegentheilige Ansicht, — und wenn man Tirol bereist, so wird man gestehen müssen, daß die alten Herren nicht nur die zweckmäßigsten, sondern auch die schönsten Stellen für ihre Burgen wählten. Sieht man Schlösser und „Ansitze" an einem Orte gehäuft, so kann man getrost schließen, daß die Gegend durch Lage und Natur bevorzugt sein müsse. Wir verweisen nur auf das burgenreiche Eppaner Mittelgebirge, auf die Gegend von Obermais, — und auf die von Tisens, das uns Fahlburg, Katzenzungen, Zwingenburg und das durch seine Fernsicht und sein Echo berühmtes Wehrburg nebst mehreren Edelsitzen aufweist. Und wirklich verdiente diese mit allen Reizen der Landschaft reichlich bedachte Mittelregion, daß vornehme Herrn hier ihre Wohnungen aufschlugen, denn was der oft genannte Gnadenwald und der waldesdunkle Angetberg für das Innthal, was Kaltern und Eppan für die Gegend von Bozen ist, — das ist im erhöhtem Maße dies Mittelgebirge von Tisens für das

obere Etschland. Vor den Mittelbergen Innthals hat es die südliche Vegetation und die malerischen Burgen voraus, vor Kaltern und Eppan die Nadelwaldungen, vor allen aber besitzt es die reichste Aussicht, denn das ganze Etschthal von Meran bis in die Gegend von Leifers liegt vor den Blicken ausgebreitet, — ja selbst die Oetzthaler Ferner sehen wie lüstern herein in dies südliche Eden.

Tisens muß sehr alt sein. Es begegnet uns schon bei Paul Warnefried, der uns erzählt, daß das Kastell Tesana zum Herzogthum Trient gehört habe und von den in's Nonsthal eingedrungenen Franken 590 zerstört worden sei. Also damals schon zog man über Tisens und den Gampenpaß nach dem Nonsberge, dem Anaunia der Alten. Der Sage nach war auch Tisens die älteste Pfarre der Umgegend, der einst das ganze Gebirge von Hocheppan bis zum Völlanerbache zugehörte. Ein altes kirchliches Denkmal ist die St. Michaeliskirche, deren Wandgemälde wohl eines Besuches werth sind. Wenn die gerühmten Sandsteine und die grauen Burgen von Tisens sprechen könnten, würden sie uns eine vielgestaltige Chronik dieses von der Natur so bevorzugten Dorfes geben können. Sie würden uns wunderbare Mähren erzählen von blutigen Kämpfen ums alte Kastell, von Römern und Franken, vom späteren glänzenden Ritterleben, das trotz des äußeren Glanzes oft so dürftig und leer erscheint, und von den stürmischen Wellenschlägen der Reformation, die selbst dies Eiland berührten. Ja selbst in Tisens

predigte man das neue Evangelium, und ein Theil der Gemeinde war demselben nicht abgeneigt, — „doch zum Glücke wohnten," wie Beda Weber sagt, „die Grafen von Brandis oft hier, und diesen verdankt man zum guten Theile die Reinigung der Gemeinde in Haupt und Gliedern!" Mit der vielgerühmten Glaubenseinheitsseligkeit der Tiroler war es im 16. Jahrhunderte bekanntlich nicht weit her, und es braucht wahrhaft eine eherne Stirne, um in Einem Athem fort behaupten zu können, das Volk von Tirol habe „immer für die Glaubenseinheit geschwärmt", und die „Jungfräulichkeit" des Bodens von Tirol zu rühmen. Man lese doch nur Tinkhausers gediegene Beschreibung der Diözese Brixen durch, und man wird sowohl von der Glaubenseinheitsliebe der Tiroler, als von der Jungfräulichkeit des Bodens, — und von der Wahrheitsliebe gewisser Panegyriker einen kuriosen Respekt bekommen. —

Wer Muße findet, wandert von Tisens hinüber nach dem nordwestlich gelegenen Völlan. Was ein Mittelgebirge Südtirols bieten kann, giebt dieser 1½ Stunden lange Weg, der bald durch Föhrenwald, bald durch fruchtbare Felder, oder in eine dunkle Thalschlucht mit klappernder Mühle und rauschendem Forellenbach dahinführt, oder auf einen Hügelvorsprung, der die reichste Aussicht in's Thal bietet. Düster, wie der Eingang zum Orkus, lagert sich der schwarze Teich im Föhrendunkel. Daneben aber ragt der vielbesuchte Hügel von St. Hippolytus, von dem man das

schöne Thal der Etsch mit 20 Dörfern und 40 Burgen überblickt. In Völlan, berühmt durch seine Kastanienwälder, lockt das weitläufige Maienburg zu einem Besuche, — einst eine der schönsten Hofburgen im Lande, nun eine zerbröckelnde Ruine. Graf Veit Benno von Brandis hatte die Burg mit großen Kosten erweitert und sie mit sehenswerthen Wandgemälden geschmückt. Lange haben sich die Fresken im Wind und Wetter erhalten, bis endlich die splitternackte Andromeda und die schwangere Nymphe Kallisto einen frommen Herrn so empörten, daß er mit einem spitzen Hammer diese heidnischen Nuditäten zerhackte. — Was würde der hochselige Graf Veit Benno Brandis zu diesem apostolischen Feuereifer sagen? — Wir dürfen uns übrigens darüber nicht wundern in einer Zeit, wo man selbst nackten Engelchen Röckchen anziehen läßt und sich am Christuskindlein ärgert, wenn es nicht vollständig „eingefatscht“ ist. — Von Völlan führt ein lohnenswerther Weg durch den Oarwald, der ein prächtiger Urwald ist, nach Ulten, ein zweiter kürzerer geht nach Oberlana. Ersteren müssen wir allen Freunden deutscher Waldesherrlichkeit empfehlen, denn die Bäume zeigen beinahe tropischen Wuchs und überwuchernde Triebkraft, hier ragen sie in stolzer Jugendkraft, dort droht ein Ueberreifer schon einzustürzen oder liegt weithingestreckt auf dem schwellenden Mooskissen. Unter den breitästigen Waldesriesen aber prahlen in seltener Pracht hochfiederige Farn und ein reiches Gewirre anderer Pflanzen, die kühlen, feuchten Waldes-

schatten lieben. In der Tiefe dagegen rauscht durch die enge Felsschlucht oder glänzende Erlenauen die Valschauer.

Uns war es diesmal nicht gegönnt, die wechselreichen Parthien von Völlan und die kühle Wildniß des Urwaldes zu durchschweifen, die wie goldne Märchen aus der Kinderzeit in unserer Erinnerung haften, denn es zog uns mächtig fort, einmal die gepriesenen Wunder des Nonsberges zu sehen, der von Kennern als die originellste Gegend des Landes so oft gerühmt wurde. Die Sehnsucht nach demselben war bei uns nicht neu, schon öfters hatten wir den Stab ergriffen, um dies gelobte Land zu besuchen, allein immer traten des Schicksals Mächte unserm Beginnen feindlich entgegen. —

Das war ein sonniger Morgen am 9. September, als wir wohlgemuth das Barthelwirthshaus in Tisens verließen und hinauswanderten unter riesigen Kastanienbäumen, die ihre Aeste schattend über den Pfad breiteten, und deren Laub golden in der Morgensonne funkelte. Vor uns erhob aus grüner Waldespracht der graue Gantkogel sein scharfgeschnittenes Profil. Blickten wir gegen Osten, so lagen die lachenden Gehöfte von Tisens und Prissian mit ihren sammtgrünen Wiesen vor uns. Das Schloß Katzenzungen grüßte uns vom bebuschten Hügel herab, auf dem Felsvorsprunge gegen Nals breitet sich die stattliche Wehrburg mit ihren Thürmen, und weiterhin zeigte sich eine reiche Fernsicht auf Thal und Berg, auf Schlösser und Dörfer. Unter den

Bergen bildeten der Jaufen und das aus dem Eckenliede bekannte Jochgrimm die Marken des reizenden Panorama's. Da bogen wir in ein Thälchen ein, der Thurm von Zwingenburg, eines seit 1273 oftgenannten Schlosses, starrte uns entgegen, eine trotzige, fast geisterhafte Ruine. Diese alte Burg war nach ihrer Lage ganz geeignet, den Saumpfad nach dem Nonsberge abzusperren, und heutzutage noch macht sie den Eindruck einer Wegelagerin. Die Aussicht in's Weite ist wie mit einem Schlage auf einmal abgeschlossen, dagegen erfreut dunkler Forst allüberall das Auge und der Einblick in die romantische Waldschlucht zur Linken. Die einsame Waldesstille war diesmal belebt von zahlreichen Nonsbergern, die vom Feste in Lana zurückkehrten. Zeigten die meisten Waller ächt italienische gebräunte Gesichter, so verriethen andere auf den ersten Anblick ihre deutsche Abkunft durch Typus, lebensfrische Färbung und sorgfältigere Kleidung. Es waren dies Angehörige der deutschen Gemeinden im Nonsberge. Ein hübscher blitzäugiger Bursche schloß sich an uns und machte unsern Begleiter. Obwohl Deutscher, schien er von der Beweglichkeit seiner italienischen Nachbarn etwas ererbt zu haben, denn nie fand er Ruhe, immer war seine Zunge in Bewegung. Bald gab er Bemerkungen über die Gegend, bald einen derben Witz. Stockte das Gespräch, pfiff er eine Melodie oder stimmte ein Lied an. Am übelsten kamen aber die vorübergehenden Mädchen weg, deren keines er ohne eine schelmische

Neckerei vorüber ließ. Selten blieben freilich die Schönen ihm ihre Antwort schuldig. „Dort drunten bei den Föhren sind seltene Käfer“, begann er. „So, kümmern Sie sich auch um derlei Dinge?“ erwiderte ich. „Ja, was in diesen Gegenden lebt und nistet, das kenne ich Alles,“ sprach er mit sichtlichem Stolze und erzählte nun, wie er mit dem berühmten Entomologen P. Vinzenz Gredler, „der nach Pflanzen gieng und Käfern“, diese Wälder und Thäler durchstrichen habe. Unser aufgeweckter Bursche war aus der deutschen Gemeinde St. Felix und sollte seines tüchtigen Talentes wegen studieren. Er wurde deßhalb nach Bozen geschickt, wo er einige Jahre am Gymnasium zubrachte; — allein es wurde ihm zwischen den Mauern zu enge,

und in den Sälen, auf den Bänken,
vergieng ihm Hören, Seh'n und Denken.

„Wissen Sie,“ sprach er, „mir ward nie wohl in der Stadt drunten. Wenn man einmal die freie Luft, die Wälder und Berge gewohnt ist, steht man zwischen den Mauern ab, wie der Fisch auf dem Trocknen.“ Wie uns der Bursche erzählte, zog es ihn aber später auch aus der Heimath fort, er wanderte nach Rom und diente sechs Monate im National-Institute All'anima dort. Allein in der ewigen Stadt stieg wieder das lockende Bild des Nonsberges vor ihm auf und führte ihn zurück in die waldfrische Heimath. Seine Mittheilungen zeigten aber, daß er an dem Tiber sich wacker umgesehen habe, und daß sein scharfes Auge nicht nur die Schönheiten der Wälder, sondern auch

Anderes, heiße es Leben oder Kunst, zu beobachten verstehe. So ward durch heiteres Gespräch die Waldwanderung gekürzt. „Da geht es nun einen Scheibenschuß lang aufwärts, und dann kommen wir in die Hauptstadt Gfrill," sprach er plötzlich, und wir stiegen bergan. „Nun umgeschaut!" commandirte er plötzlich. Es geschah, und über den weiten Waldessaum hinaus, der zu unsern Füßen lag, sahen wir abermals die Wehrburg und das reizende Möltner Gebirge und Thäler und Berge, und in blauer Ferne zeigte der Rosengarten seine zierlichen Dolomitnadeln und der Schlern seine hohen Doppelthürme. Welche Feder könnte dies reiche Bild schildern! — Bald machten wir eine Biegung, und G f r i l l, das kleine Dörflein mit seinen 8 Gehöften, lag wie eine Oase rings von Wald umgeben vor uns. Am Wege „reckte aber unser Herr Gott den Arm heraus", und wir verstanden den frommen Wink und traten in's kleine Wirthshaus. Dies konnte die Menge der Wanderer heute nicht fassen und viele lagerten sich vor dem Hause. Es war ein buntes Gemische von Gestalten, Typen und Trachten. Hier dunkle Gesichter aus Fondo und Castelfondo und andern italienischen Dörfern, dort deutsche Burschen und Mädchen aus den deutschen Gemeinden Laurein, Proveis und St. Felix und selbst diese waren wieder durch ihre Tracht verschieden. Im einsamen Wirthshause zu Gfrill, das die einzige Station zwischen Senale und Tisens ist, soll ein so lustiges Leben sein, daß ein Passeirer sagte: „Schiena

wars woll in Gfrilla, wann die Hella nit war“ (Schön wäre es wohl in Gfrill, wenn die Hölle nicht wäre). Was Wunder, wenn es heute fröhlicher hier zugieng, als in andern Wirthshäusern Tirols, wo man jeden Tanz als Erfindung des Teufels verpönt und jede Zither verbrennen möchte! — Zitherklänge vernahm man zwar keine, aber der Wirth spielte mit einer Harmonika füßebewegende Weisen, und ein Italiener begleitete ihn, indem er einem Kamme schmetternde Clarinetstöne entlockte. Und in enger Stube schwebten die glücklichen Paare dahin im rasenden Tanze, der mit himmelhohem Jauchzen und mächtigem Gestampfe begleitet wurde. Da blieb es nicht beim Walzer und dem Deutschen und andern gewöhnlichen Tanzweisen stehen, sondern ein junger Wälsche führte mit einer schönen Castelfonderin gar reizende pantomimische Tänze auf, denen der lauteste Beifall lohnte. Kurz es gieng zu „wie im ewigen Leben“, und gewaltig wogte es durcheinander. Nur die schlanke Proveiserin, das schüchterne Mädchen mit den Gazellenaugen, sträubte sich gegen das sündige Vergnügen und mußte dafür den Spott vernehmen, die „Madlen“ in Proveis seien so wild, daß jede, die nach Lana komme, ein Weib werde. Daß dies lustige Treiben unserm Begleiter absonderlich gefiel, brauche ich nicht erst zu bemerken, — und wir versaßen dort „wegen des ewigen Lebens“ drei volle Stunden. Und als wir das treffliche Haus verlassen hatten, lauschte noch der Bursche den ferner hallenden Klängen und seufzte: „Mit der schwarz-

äugigen Castelfonderin hätte ich auch gerne einen getanzt.“

Bei Gfrill stunden noch herrliche Nußbäume mit breiten Kronen, von nun an wanderten wir durch dichten Föhren- und Fichtenwald. Oft mischen uralte stattliche Buchen ihre hellern Tinten in die dunklen des Nadelholzes. Moosige Felsblöcke ragen hier und dort wie graue Denksteine einer längstvergangenen Zeit. In der Ferne rauscht der Bach, der links in der Tiefe durch die waldige Thalschlucht schäumt. Nur grüne Waldeinsamkeit und blauen Himmel und ziehende Wolken erblickt das Auge und erfreut sich an dieser ächtgermanischen Landschaft. Unwillkührlich athmet man hier freier und frischer auf und des Dichters Worte kommen einem in den Sinn:

Das ist deutschen Waldes Kraft,
Daß er kein Siechthum leidet,
Und alles, was gebrestenhaft,
Aus Leib und Seele schneidet.
Daß ich wieder singen und jauchzen kann,
Daß alle Lieder gerathen,
Verdank ich nur dem Streifen im Tann,
Den stillen Hochwaldpfaden.
Aus schwarzem Buch erlernst du's nicht,
Auch nicht mit Kopfzerdrehen:
O Tannengrün, o Sonnenlicht!
O freie Luft der Höhen!

Auch unser Bursche hatte die Schwarzäugige vergessen, denn auch in ihn war die herzerweiternde Waldlust gefahren, und er jauchzte und jodelte, daß im

engen Waldthale das Echo wachgerufen wurde. Bald öffnet sich aber die waldumhegte Erlwiese mit erfrischender Quelle, wie geschaffen zu einem Tanzplatze für Elben in tiefster Waldeinsamkeit. Wer denkt hier nicht an Kinkel's Traum im Spessart und den zauberischen Reigen, den die Elben auf stiller Waldwiese im Mondenscheine schlingen? — Heute war aber auch dieser Plan von Reisigen belebt und am rieselnden Bergquell lagerten schäckernde Burschen und Dirnen, und der Unterhaltung that die verschiedene Nationalität keinen Eintrag. Zur Linken erhob sich der dichtbewaldete Felskegel Tillkamm in einer solchen Formschönheit, daß sich das Auge an ihm kaum sattsehen konnte. Nun geht's wieder bergan auf schattigen Pfaden, dichter Wald lacht hüben und drüben, und Baumriesen von seltener Größe und Pracht, darunter preiswürdige Buchen, umsäumen den Saumpfad. Jede Aussicht verschwindet, — nur die imposante, graue Riesengestalt des Ifinger blickt aus der Ferne in die harzduftende Wildniß herein. Bald war die Höhe des Gampenpasses (5216') erreicht, — der schmale Bergeinschnitt, über den Römer und Deutsche, blinkende Ritter und fromme Pilger hin und wieder zogen! Zur Linken des Weges bezeichnet ein Stein mit den Buchstaben B und J die Grenze der Königreiche Bayern und Italien am Beginne unsers Jahrhunderts, daneben eine schwarzgelbe Stange die Marke des Bozener und Trientner Kreises. Wälschtirol, oder wie die Wälschnationalen sich ausdrücken, der heilige Boden des Trentino, ist nun

betreten, allein noch umrauscht einen deutscher Wald, noch weiter umklingt einen deutsche Zunge. Bergab zieht anfangs durch Wald, dann durch Wiesen der Weg, und nach einer halben Stunde grüßt aus lachendem Wiesengrunde die stattliche Kirche von „Unserer lieben Frau im Walde“ mit dem kleinen Dörflein und zerstreuten Gehöften entgegen, ein freundliches Alpenlandschaftsbild rings von dunkelm Forste umrahmt.

II.

Unsere liebe Frau im Walde und St. Felix.

Wälder und Haine weihten die alten Germanen ihren Göttern. Im geheimnißvollen Waldesdunkel glaubten sie sich der Gottheit näher und brachten dieser Gebet und Opfer dar. Mochten die verschiedenartigsten Stürme am Geiste unseres Volkes rütteln und ihm seine alten Liebhabereien, Sitten und Gebräuche zu entführen suchen, mit einer Ausdauer und Zähigkeit, die den Germanen kennzeichnet, klammerte es sich häufig nur fester an das Althergebrachte und hegte mit desto treuerer Liebe die überkommenen Traditionen. Zu diesem alten Erbthume, das treu bewahrt wird, gehört die Liebe zum Walde. Nicht nur weht uns aus den Volksmärchen und Volksliedern erquickender Walddust und der Preis des dunkeln Forstes entgegen, sondern auch den Kunstdichtern hat der grüne Wald es angethan und sie werden seines Lobes nicht müde. Von der Waldseligkeit der Minnesänger bis herab auf Viktor Scheffel ist der Wald mit Lied und Reim gefeiert worden. Wurde ja selbst Freiligrath, wenn er an den

tropischen Herrlichkeiten sich satt gesungen hatte, vom grünen, düstern Walde seiner Heimath entzückt:

„Waldesruhe, Waldeslust,
Bunte Märchenträume,
O, wie labt ihr meine Brust,
Lockt ihr meine Reime!"

Das Volk in Tirol hat aber auch noch die altgermanische Sitte gewahrt, im Walde seine geliebtesten Andachtsstätten zu haben. Nicht an der Heerstraße oder auf weitem Felde stehen meist seine Wallfahrtsorte, sondern im einsamen Waldesdunkel. Ich verweise nur auf Maria Larch, Maria Tax, Mariahilf im Grünwalde, zum heil. Wasser, die Waldrast auf dem Serlosberge u. a.

Unter allen diesen Gnadenorten zieht aber „Unsere liebe Frau im Walde" durch den lieblich klingenden Namen an. Wie alt mag diese Wallfahrt am Fuße des Gampenpasses sein? Vermuthlich wurde hier von den Vorüberziehenden ein Muttergottesbild verehrt, ehe noch ein Haus stand. Im Jahre 1185 wurde ein hier bestehendes Kloster schon exempt erklärt, 1212 weihte der Bischof Friederich von Wangen die Kirche der hl. Maria. — Das deutsche Volk hat den schönen deutschen Namen der Waldgemeinde immer gewahrt und nennt ihre Bewohner „Waldner" geradezu; die Italiener und die oft wälschelnde Büreaukratie zu Innsbruck nennen dieselbe Senale. Wir haben hier denselben Namen wie beim Thale Schnals, das urkundlich Senales, Senalze heißt, — und beide erinnern an Senne, Sennerei schon durch ihren Klang. Man wird ja heute noch, wenn man

das enge, von allen Seiten von Wald und Bergen umschlossene Thälchen mit seinen Wiesen sieht, unwillkürlich an Schillers Vers: „In einem Thal bei armen Hirten" erinnert. Da der Gampenpaß schon in frühester Zeit einen der beliebtesten Wege vom Burggrafenamt nach dem Nonsberge und nach Italien bildete, mochte ohne Zweifel schon frühe hier ein Hospital errichtet worden sein. Im 12. Jahrhundert bestand hier schon ein Kloster, dessen religiöse Gemeinde am Beginne des 14. Jahrhunderts schon ganz in Verfall gekommen war, was uns bei einem „Gotteshaus" in der „guten, alten Zeit" nicht überraschen kann. Dies „Klösterle" soll an der Stelle des nunmehrigen Gasteighofes gestanden sein, den man zuerst erreicht, wenn man vom Gampen niedersteigt, und der noch von seiner Höhe das ganze Thälchen beherrscht. Daß hier nicht „Templer" saßen, wie B. Weber erzählt, hat der fleißige J. Ladurner uns nachgewiesen. Das Kloster war wahrscheinlich von Brüdern bewohnt, die nach der Regel des heil. Augustin hier in stiller Waldeinsamkeit, des „Weltgetümmels" müde, Frieden und Ruhe suchten. 1321 wurde das Kloster ganz dem Augustinerstifte in der Au bei Bozen übergeben, und jetzt besorgen die Seelsorge zwei Benediktiner aus demselben Kloster, das nun den Namen Gries führt. Gewiß ist, daß das Kloster am Gampenpasse zugleich ein Hospital für die Vorüberwandernden war. Die Zierde der Gemeinde bildet die Pfarrkirche, deren Bau im Jahre 1487 vollendet wurde. Es ist eine schöne gothische Hallenkirche, die

durch Größe und Ebenmaß der Verhältnisse entzückt und zu den bedeutendsten gothischen Bauwerken Tirols gehört. Das Gnadenbild, das auf dem Hochaltare sich befindet, soll im Moorgrunde hinter der Kirche gefunden worden sein. Es ist eine Madonnenstatue, meisterhaft aus Thon gebildet, von seltener Lieblichkeit und dürfte dem 11. Jahrhundert angehören. Unsere liebe Frau im Walde wird häufig von deutschen und italienischen Pilgern besucht, und die Tisenser steigen wenigstens jährlich einmal in Prozession über den Gampen, um ihr den Tribut der Verehrung zu bringen. Der würdige Herr Pfarrer Ambros Steinegger, welcher um's schöne Gotteshaus sich schon viele Verdienste erworben hat, geht mit dem lobenswerthen Gedanken um, dasselbe in kunstgerechter Weise restauriren zu lassen. Wir müssen aufrichtig wünschen, daß die Mittel so reichlich fließen möchten, um dies Denkmal deutscher Baukunst an der deutschen Grenze in entsprechender Weise herstellen zu können. Eine ältere für Baukünstler und Archäologen interessante Kapelle steht neben der Kirche. Für Kunstliebhaber dürften aber die Reliefs des alten gothischen Altars, die sich im Presbyterium befinden, durch ihren Werth besonderen Reiz haben.

Die Bewohner haben durchaus noch mit löblichster Treue deutsche Sprache und Sitte erhalten, obwohl sie lange schon zur wälschen Prätur Fondo gehören, und ihnen die Erlasse meist in der ihnen fremden italienischen Sprache zugestellt wurden. Die guten

Leute, müde der italienischen Advokatenwirthschaft und anderer Mißstände, haben schon wiederholt an die Regierung die Bitte gestellt, vom wälschen Verbande losgemacht und dem deutschen Bezirksamte Lana zugetheilt zu werden. Bisher verhallten ihre Bitten an tauben Ohren. Wir können die politische Weisheit nicht verstehen, die ganz deutsche Gemeinden unter wälschem Regimente zappeln läßt! — Es muß einer Regierung, nach simpelm Laienverstande, selbst daran gelegen sein, diese deutschen Gemeinden, welche die wichtigsten Höhenübergänge in's obere Etschthal bewachen, grunddeutsch zu erhalten. Wer möchte aber behaupten, daß eine wälsche Verwaltung hiezu förderlich sei? — Als im Jahre 1866 Garibaldi in Tirol eingebrochen war, brannten die deutschen Gemeinden im Nonsberge vor Begierde, „die Gemsenwacht“ auf ihren Bergen zu übernehmen. Und wer die Gegenden kennt, wird gestehen müssen, daß diese Bauern im Stande sein würden, dem Feinde die ihnen von der Natur anvertrauten Uebergänge zu wehren. Was geschah aber! Anstatt diese Gemeinden mit Waffen zu versehen, wurden ihnen die Gewehre abgefordert. Und dies geschah in so brutaler Weise, daß ein bekannter Herr jedem mit Erschießen drohte, der seinen Stutzen nicht ausliefern würde. Wir setzen nun den Fall, Garibaldi's Schaaren hätten die erwarteten Lorbeeren im heiligen Trentino geblüht. Dann wären nicht nur die vier deutschen Gemeinden wehrlos dem Feinde überliefert, sondern es wären ihm jene Pfade, zu deren Vertheidigung sie

genügen, geöffnet gewesen. Wir setzen ferner den möglichen Fall, das Trentino würde im Falle eines Unglückes an Italien abgetreten, — sollten dann diese ganz deutschen Gemeinden und die wichtigsten Höhen, in deren Besitze sie sind, auch italienisch werden, so daß die Italiener nach Belieben in's deutsche Etschthal niedersteigen können? — Man löse nach unserm schlichten Unterthanenverstande diese Dörfer von Fondo und Cles ab. Dann sind diese deutschen Gemeinden und mit ihnen ihre strategischen Punkte gerettet.

Was die deutschen Gemeinden von italienischen Vorständen oft zu erwarten haben, möge ein Factum zeigen. Es ist bekannt, daß die Regierung Gratisschulbücher armen Kindern gewährt. Sechs Jahre lang verlangte ein italienischer Schulinspektor kein einziges deutsches Buch für die ihm untergestellten deutschen Schulen! — Nun ist die Aufsicht über die Schulen der deutschen Gemeinden dem P. Ambros Steinegger anvertraut, der mit warmem Eifer die Hebung der Schulen zu fördern sucht. Der wackere Lehrer Romedius Jordaner, ein robuster Deutscher, dem selbst bei seinen sechzig Jahren jugendlicher Eifer nicht abhanden gekommen ist, begeistert sein „junges Volk“ für seine Sprache. Der aufgeweckte Mann von seltener geistiger Rührigkeit ist eine Art Universalgenie, denn er vergoldet und malt, schnitzt und drechselt, versieht die Stelle eines Buchbinders und fertigt ganz hübsche Crucifixe. Nebenbei findet er aber immer noch Zeit, sich in Büchern, namentlich in alten Historien umzu-

sehen. Mit besonderer Vorliebe liest und erzählt er Sagen und Märchen und theilt sie zum Nutz und Schimpf auch der rothbackigen jungen Welt mit, die neben ihm aufschießt wie ein frischer Birkenanflug neben der alternden Eiche. Mit Begeisterung ersuchte er mich, allen Jenen zu danken, welche die Schule mit so schönen und lehrreichen Preisbüchern und andern Dingen bedacht haben. Man ist nun darauf bedacht, das Einkommen des Lehrers zu erhöhen. Der wackere Jordaner, der gerne seine Witze macht, daß er mit dem Flusse Jordan verwandt sei, macht zwar darauf keine Ansprüche. Allein, meint er, ein anderer könnte vom Gehalte nicht leben, — und man müsse einen ordentlichen Lehrer auch ordentlich bezahlen — auch des Ansehens halber. Zudem werde sein Nachfolger vom Lande heraufkommen müssen, und ein solcher verdiene schon etwas mehr, weil er hier im Walde leben müsse. Auf die Frage, ob sich nicht in der Gemeinde selbst Jemand zum Lehrer bilden wollte, erwiderte er: „Mein Gott, unsere Gegend ist nicht Vinstgau, von dem man sagt, es sei eine Kuh, die alle Monat Schullehrer und Studenten kälbert." —

Nordwestlich vom Thälchen, in dem wegen seiner hohen Lage nur Hafer, Roggen und Gerste gedeiht, erhebt sich die 2429 M. hohe Laugenspitze, die wegen ihrer unvergleichlichen Aussicht häufig bestiegen wird. Bequem durch Wald und über Bergmähder aufsteigend, — man kann sogar bis beinahe zur Spitze reiten, — erreicht man in 3 Stunden den Gipfel, der ein so

reiches Panorama bietet, wie kein zweiter Berg Südtirols, den Ifinger, Jochgrimm und die Kassiansspitze nicht ausgenommen. Auch wir wollten diesen Genuß nicht versäumen, allein, als wir frühmorgens aufbrechen wollten, lagerten sich dichte Wolken um den Berg, und auf den Rath der Leute hin standen wir von unserem Vorhaben ab. Später als die thaunassen Wiesen nicht mehr im Brillantenschmucke schimmerten, machten wir einen Gang nach dem nur drei Viertelstunden entfernten deutschen Dorfe St. Felix. Anfangs gieng es durch duftenden Wald, bald aber lichtete er sich, und zur Rechten in einem Wiesengrunde zeigte sich die gothische Christoforuskirche, erbaut in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Sie ist den heil. Pilgrimen Christof und Jakob, dem Zwölfboten, geweiht und beweist, daß hier ein starker Wanderzug stattgefunden habe. Denn die Christofskirchen finden sich in Tirol nur an im Mittelalter vielbesuchten Wegen und deuten häufig auch auf ein in ihrer Nähe bestandenes Hospital. Wir biegen um den Berg, das Thal wird weiter, Wiesen und Gehöfte zeigen sich und die Kirche von St. Felix. Das sonnige Gelände, auf dem diese Gemeinde liegt, ist fleißig bebaut, und die günstige Lage läßt schon Obstbäume vorkommen, die in „Unserer lieben Frau“ gänzlich mangeln. Zur Linken sanft ansteigendes Gebirge, zur Rechten die schauerlich tiefe Schlucht des Novellabaches und weiter drüben malerische Waldhügel und dahinter die hohen Berge. Die romantische Schlucht Blochriß, aus der oft wildes

Bergwasser niederstürzt, bildet die Grenze beider deutschen Gemeinden. An den Felsen derselben glänzte die Bärentraube mit ihren rothen Früchten.

Wir stiegen sachte bergan und dann gieng es durch Lärchenwiesen eben hinaus auf die Creschern, Gemeindewiesen, mit herrlicher Aussicht. Ein großer Theil der wundervollen, von tiefen Schluchten durchrissenen schiefen Ebene, — eine solche bietet das Nonsthal im Großen, — lag vor uns, ein Land im Kleinen, rings von Bergen umschlossen. Die zur Linken zeigen sanfte weiche Linien und sind bis zur Höhe bewaldet oder von Bergwiesen begrünt, die jenseits des Noce zeigen schroffere Formen. Aus der blauen Ferne blickten die Hochberge der Trientner Gegend herein in die duftige Landschaft. Und welch überraschender Reichthum von Dörfern und Weilern! — Zur Rechten drunten lag St. Felix, vor uns Tret, das erste italienische Dorf, weiter hinaus jenseits einer tiefen Querschlucht, die der Fonder Bach in das Kalkgebirge gegraben, ragte der hohe Thurm von Fondo, breitete sich der schöne Markt, an ihn reihten sich die Gemeinden Malosco, Sarnoniko, Ronzone, Cavareno, Amblar und Donn. Die Schlucht von St. Romedio zeigt sich, und drüber hinaus noch sieht man die Dörfer Tavon und Coredo; rechts von Fondo lagern sich die Dörfer Vasio, Sejo, Dambel, Romeno und weiter drüben jenseits der Einschnitt des Sulzthales. Hätte sich nicht sonniger Duft über die Gegend gebreitet, würde das Auge noch mehr Ortschaften erblickt haben. Doch auch so war der Aus-

blick überraschend, bezaubernd schön. Von der einsamen Bergwiese, wo nur spärliches Alpengras gedeiht, sah man tief hinunter in den weiten Kreis, wo schon die Rebe grünt, und Kastanienbäume ihre süße Frucht zeitigen, wo ganze Haine von Maulbeerbäumen gezogen werden. Es war, als ob man vom Berge Nebo in's gelobte Land hinunterblickte. Ja, ein gelobtes Land ist dieses prachtvolle, an eigenthümlicher Schönheit so reiche Gebiet, von dem der alte Landreim singt:

Auff Nonser Perg wol erpawen
Vier und zwaintzig Schlösser z'schawen,
Vierthalbhundert Dörfer fürwar
Und vier und zwaintzig Pfarren gar,
Hat Visch und Wildprät, Wein und Korn,
Geschickht und glert Leut daruff erborn.

Keine Landschaft Tirols zeigt diese schöne Rundung, diesen Wechsel von lachenden Gefilden und schauerlichen Thalschluchten, diese Paarung von südlicher Weichheit und nordischer Großartigkeit. Blickt man so von der Höhe in das glänzende Landschaftsbild hinunter, dann wird einem leicht erklärlich, daß die in ihren Genüssen verwöhnten Römer hier gerne ihre Sommerfrischen hielten, daß Dietrich von Bern die Neugierde nach dieser seligen Insel reizte, und er hoch zu Roß es bereiste, daß sich der Adel Südtirols hier so viele Burgen baute, — und daß heute noch Wälsche und Deutsche darin das Juwel des Landes erkennen. Würden die Touristen, die Meran besuchen, ahnen, welch eine an allen Reizen übersättigte Landschaft hinter der Laugenspitze und dem Mendel-

gebirge liegt, sie würden in der alten Landeshauptstadt den Staub von ihren Füßen schütteln und hinübersteigen in die Wunderwelt des Nocegebietes. Wir fanden die Aeußerung eines sehr nüchternen Gelehrten, daß der Nonsberg die schönste Gegend Tirols sei, bei unserer Wanderung mehr als bestätigt. Nur die zauberhafte Seelandschaft von Caldonazzo im lieblichen Valsugana bildet ein würdiges Gegenstück.

Wir kehrten über St. Felix nach unserer Station zurück, — von dem blendenden Panorama mit südlicher Herrlichkeit und Färbung in das einsame Thälchen mit dunkelm Waldesschatten.

III

Laurein und Proveis.

„Laureng (Laürein) und Proveis findet man nicht, auch wenn man's sucht," sprach unser Cicerone in der Schenke zu Gfrill. Als ich ihm meinen Entschluß mittheilte, auch diese deutschen Gemeinden zu besuchen, lachte er mir in's Gesicht und behauptete: „Die finden Sie aber nit." — Desto größer war dadurch meine Neugierde, diese entrückten Dörfer zu entdecken, und am 11. September nahmen wir wieder den Stab in die Hand, begleitet von einem tüchtigen Führer. Der Weg führte uns an der rechten Berglehne von „Unsere liebe Frau" empor, und bald befanden wir uns im dunkeln Walde. Er ward enger und enger, und endlich wand sich nur noch ein schmaler Steig durch das Waldlabyrinth, der auch streckenweise ganz verschwand. Höher und höher gieng es bergan, immer dichter und üppiger wurde die Wildniß. Nur Wald und blauer Himmel! —

Endlich kamen wir in ein Hochthälchen, durch dessen Almwiesen ein spiegelklares Bächlein floß. Einige

Steine, wie künstlich behauen, ladeten zur Rast. Wir überschritten das Gewässer und stiegen durch einen Urwald, wo viele riesige Stämme modernd am Boden lagen, längs eines lustig niederstürzenden Bächleins empor und gelangten nach einer halben Stunde zum Passe, von dessen Höhe man niedersteigt nach Proveis. Uralte Lärchenstämme von seltener Höhe und Dicke erfreuten das Auge. Rasch gieng es bergab und die Alm von Laureng mit ihrer verwitterten Sennhütte, ihren Ställen und sammtgrünen Wiesen lag vor uns. Das Vieh war schon größtentheils abgetrieben, aber bläulicher Rauch wirbelte aus der Sennhütte empor und gab uns das freudige Zeichen, daß wir Menschen nahe sind. Wir traten ein und fanden einen Hirten aus Ulten, der hier seine Dienste that und sich zum Abzuge nun rüstete. Der gebräunte Hirt hatte die größte Freude, Menschenkinder zu sehen, nöthigte uns, zur wärmenden Flamme des Herdes zu sitzen, und erwies uns patriarchalische Gastfreundschaft. Er betheuerte uns, nur ungern aus seiner Einsiedelei zu scheiden, denn im Sommer sei es auf den Almen gar so schön, besonders aber hier zwischen den grünen Wäldern. Nur, wenn Hochgewitter kämen und die Blitze, wie es hier der Fall ist, häufig in nächster Nähe niederzuckten, sei es etwas unheimlich. Zum Glücke ließen sie aber meist die Leute und das liebe Vieh in Ruh und schlügen nur in die Bäume. „Aber das Donnern solltet's da mal hören! Da krachts anderst als das große G'schoß in Lana, und das Rumpeln hör

dann die längste Weile nicht auf," fügte er sichtlich erfreut vom großartigen Eindrucke des rollenden Donners hinzu. Wir verzichteten aber gerne auf einen solchen betäubenden Genuß und freuten uns an der leckern Milch, die in einem großen Holznapfe vor uns stand. Die Hirten wandern oft von ferne zu, um einen Dienst auf einer Alm zu finden. So erzählte unser Gastfreund, daß auf der Ultener Alm zwei Männer aus Luserna, dem deutschen Dorfe an der venetianischen Grenze, im Dienste seien und ihre Sache recht brav machten. Er schien an den Fremden, die da weit aus der „Walsch" heraufgekommen seien, seine Freude zu haben und bemerkte wiederholt, daß es auch Deutsche seien, was manche hohe Herren noch immer bezweifeln möchten. Glauben ja diese, daß die deutschen Gemeinden im heiligen Trentino nur Phantasien eines deutschen Professors seien, oder vielleicht, daß diese Deutschen sich erst in jenem Entwicklungsstadium befinden, wo sie noch keine rechte Sprache haben. Schmeller's, Bergmann's, Steub's und von Attlmayr's ausgezeichnete Forschungen über dies nationale Thema scheinen an solchen Herren ganz spurlos vorübergegangen zu sein. Nun freilich, wer wollte sich mit solchen Grillen plagen! Wer sollte für die groben Deutschen und ihre rauhen Klänge Sympathien haben, wenn ringsum das süße Si erklingt! — Nur so vorwärts, meine Herren! Hegt und pflegt die süßen Laute, schwärmt für alles Wälsche, beklagt euch aber nicht, wenn der von euch gesäte Same in Aehren schießt.

Wir wünschen, daß dem Italiener seine Nationalität und dessen Sprache, Sitte und Rechte ungeschmälert bleiben. Wir fordern aber das gleiche Recht für uns! Welch ein Lärm würde sich vom Cap Passaro bis Bormio erheben, wenn man einer italienischen Gemeinde eine nur deutsche Schule geben wollte! Und wenn man hier ganz deutschen Dörfern endlich deutsche Schulen gewährt, erhebt sich ein Geheule über Germanisiren, als ob hungerige Wölfe zu Tausenden über ein Schneefeld jagten, und jeder, der für das deutsche Recht einsteht, gilt als großer Germanisator. Seit Jahren machte man Propaganda für die wälsche Sache, schwärzte wälsche Schulen und Prediger in deutsche Gemeinden ein, und wenn einer deutschen Ortschaft endlich Rechnung getragen wird, dann dies Zeter und Mordio, als ob eine Sündfluth über's ganze heilige Trentino hereinzubrechen drohte. Bei St. Leonhart, dem großen Roßpatron, ist ein solches Vorgehen halbwegs billig? Wir überlassen die Antwort darauf jedem unparteiischen Beurtheiler. — Es ist eine zwar traurige, aber unleugbare Thatsache, daß das deutsche Element nirgends mehr Schädigung erfahren hat, als im Reiche der römisch-deutschen Kaiser selbst. Man könnte über dies unerquickliche Thema ein langes Lied pfeifen! Doch genug hievon!

Wir bogen rechts ein in dunkeln Wald und stiegen allmählich wieder durch die Wildniß. Nur Wald und Fels und Moos, soweit das Auge sah. Hier und dort erblickte man einen Streifen blauen Himmels durch

die wirren Aeste. Endlich kamen wir wieder in's Thal zum Bache, der zwischen malerischen Felsgruppen heraussspringend eine kleine Cascade bildet. Es ist hier ein schönes harmonisches Bild wildester Waldeinsamkeit! — Man denkt in dieser großartigen Wildniß unwillkürlich an die Scene im Eckenliede, die uns Dietrich's Kampf mit den zwei riesigen Waldweibern Birkhilde und Uodelgart schildert. Im tiefern Nonsberg hatte der Amelungen Trost den Riesen Ecke erschlagen, später, vorwärts steigend, dessen Bruder Fasolt gefangen. Weiter vordringend im wilden Tanne stieß er mit deren Mutter Birkhilde zusammen, die gar schrecklich über große Baumstämme sprang und mit grimmigen Muthe manchen großen Schlag dem Berner schlug, bis sie ihm unterlag. Als aber ihre Tochter Uodelgart, die stärkste Magd, die man in jener Zeit fand, den Todesschrei ihrer Mutter vernahm, brach sie einen Baum aus der Erde und stürmte so durch den Wald, daß die Bäume niederstürzten, wo sie über Stock und Stämme sprang. Mit lauter Stimme schreiend lief sie den Berner an, der im heißen Kampfe auch die Wüthende besiegte. Hier scheint der wilde dunkle „Tann“ zu sein, den die Riesenweiber bewohnten, hier scheinen noch die mächtigen Stämme zu liegen, welche die Riesenmaid niederbrach, hier ragen die Bergwände, die vom Kampfeslärm widerhallten. Die ganze Landschaft scheint wie zum Hintergrunde eines solchen Heldenkampfes von der Natur entworfen zu sein. Der Weg führte am rechten Ufer des in der Tiefe rauschenden

Baches hinaus an schönen Wiesen vorbei, auf denen die Leute soeben Grummet mähten. Der würzige Duft der reichen Schwaden zog durch's enge Thal, das hier einen reizenden Gegensatz bildet. Jenseits des Baches dunkler Wald, diesseits lachende Wiesen, mit Lärchen hier und dort besetzt. An einzelnen Höhen vorüber gelangten wir zur Kirche von Proveis.

Proveis, verwälscht aus dem älteren Frowies, ein ganz deutsches Dorf, liegt in einer lieblichen Alpengegend und zählt ungefähr 60 Häuser mit 550 Einwohnern. Diese sollen aus Passeier gekommen sein und erst gegen das Jahr 1200 Proveis gegründet haben. Nach einer andern Sage sollen Knappen sich hier zuerst ständig niedergelassen haben. Später bauten sich auch Ultner hier an, wie der Verkehr zwischen dieser Gemeinde und dem benachbarten Ultnerthale heutzutage noch sehr lebhaft ist. Wechselheirathen kommen zwischen Proveisern und Ultnern nicht selten vor. Die erste Bevölkerung betrieb neben Viehzucht, welche von den fruchtbaren Wiesen und schönen Alpen begünstigt wird, auch Bergbau. Dieser ist aber längst eingegangen. Die Proveiser erfreuten sich früher vieler Freiheiten. Nach alten Briefen, die bis 1300 zurückreichen, waren sie fre von allen Lasten, Zuzügen, Vorspann und Steuern und waren nur verpflichtet, zwei Brücken, Pontalto und die Rocchettabrücke, zu erhalten. Seit 1800 müssen aber die guten Aelpler auch Steuern und Lasten tragen, daß „ihnen die Rippen krachen“. Sie hatten früher ihr eigenes Dorfrecht und

noch vor 70 Jahren wurde „Rigel“ gehalten, nun ist diese Rechtssitte ganz verschwunden. Dagegen sind aber die Proveiser bis auf den heutigen Tag gute Deutsche geblieben und haben trotz aller Italienisierungsversuche von Trient und Cles aus deutsche Sitte und Sprache rein erhalten. Ein großes Verdienst hat sich darum der Hr. Curat Franz Mitterer erworben, welcher die Versuche, eine italienische Schule einzuschmuggeln, mit Entschiedenheit zurückwies. Dafür hat er aber eine Schule für Mädchen errichtet, die wie die Knabenschule in erfreulichster Blüthe steht. Die armen Kinder besuchen trotz der Lawinengefahr die Schule gerne und lernen eifrig. Grausam hätten sie sich vor dem Schneerutschen im Winter auf dem Hin- und Herwege gefürchtet, aber die goldigen Bücher, die sie aus Innsbruck erhielten, hätten sie all diese Mühseligkeiten vergessen machen, erzählten die Kinder in der freundlichen Schulstube. Die heurige Preisvertheilung in Proveis wurde aber auch auf das feierlichste begangen. Ein Kind schrieb mir darüber im dortigen Dialekte: „Den Suntig hob'n die Austaalung kob (gehabt). Wier sein mit die Musikonten a (hinab) gangen untern Wiedn aufn Plotz, und vier Kinder hobn die Biecher gatrogen, zwoa Bouamen und zwoa Madler. I höt a mächti schies Buach bekommen. Es ist ganz guldin. I hon mir vor Froa (Freude) leigarn (beinahe) nit za helfen gewißt. Die Musikonten hobn ins galant aufgemocht.“ Noch erglänzten den frischen Kindern die Augen vor Freude, als sie mir von den Preisen und Musikanten

erzählten, und wie die Musik sie noch lustiger gemacht hätte, so daß sie auf dem Rückwege in die Wette gejuchzt hätten. Dieser Festtag wird in dem Kalender dieser armen Jugend stets roth eingeschrieben bleiben, und dankbar wird sie sich stets jener Herren erinnern, die aus weiter Ferne die goldigen Bücher gesandt haben. Die freundlichen Spender an der Donau, Isar und am Inn würden sich selbst freuen, wenn sie die Freude der braven Kleinen an ihren Geschenken sehen könnten. Mancher Leser wird staunen, wenn er soeben von Musik im einsamen armen Bergdorfe hört. Die Lust unserer deutschen Bauern an Sang und Klang ist bekannt, und beinahe jede Gemeinde in Deutschtirol hat ihre oft gar nicht übel eingeschulte Kapelle. Proveis theilt diesen altgermanischen Hang, und der strebsame junge Lehrer, der selbst in freien Stunden Zithern und Hackbretter verfertigt, sammelte die Burschen, die Sinn und Liebe für Musik haben, um sich, unterrichtete sie und bildete eine ganz lobenswerthe „Bande“, die an Sonntagen sich übt und kirchliche und weltliche Feste verherrlicht.

Unter den Gehöften ragt der Pergerhof hervor, ein stattliches weißes Haus. Hier soll sich Herzog Friedrich auf seiner Flucht zur Nachtszeit aufgehalten haben, bei Tage trieb er sich meist im Oberwalde um, wo heutzutage noch ein Hügel ihm zu Ehren der „Königsbüchel“ heißt. Eines Tages erkrankte der unbekannte Fremdling, und als dies die Nachbarsleute erfuhren, brachten sie ihm, wie es damals Sitte war und noch

gebräuchlich ist, einen Pietschen (Weizenbrot im Werthe von drei alten Kreuzern). Der vornehme Flüchtling sollte aber nicht dort seine Laufbahn beschließen. Er genas und verließ bald darauf unerkannt Proveis. Als er wieder zu Glanz und Ehren gekommen war, gedachte er dankbar der guten Leute, die ihn während seines Unwohlseins besucht und mit dem Pietschen beschenkt hatten, und stiftete ein großartiges Mittagsmahl für die ganze Gemeinde Proveis und Tonna, eine Fraktion der Gemeinde Laurein. Die Stiftung haftete am Pergerhofe, und noch erinnern sich die ältesten Bewohner, daß dieses Mahl gegeben wurde. Später wurde sie zur Gründung eines Frühmesserbenefiziums benützt. Daß dieser historischen Sage eine Thatsache zu Grunde liegt, beweist die vom dankbaren Herzog gemachte Stiftung. Sein Aufenthalt in Proveis soll in's Jahr 1415 fallen.

Sagen und Märchen stehen hier noch allenthalben in Blüthe, und das Volk weiß noch vieles von Riesen, Zwergen und wilden Fräulein zu erzählen. Die Perle dieser alten ächtdeutschen Volksüberlieferungen ist das Märchen vom Bärenhansl, eines der schönsten deutschen Volksmärchen. Die Bestien, von denen dieser Riese den Namen führt, leben aber auch außer der Dichtung noch fort, und in diesem Sommer trieb sich eine Bärenfamilie, aus drei theuren Häuptern bestehend, in den benachbarten Wäldern und Almen herum, so daß viele Schafe Wolle lassen mußten.

Das reizendste aber, was das freundliche Proveis

in seiner stillen Abgeschlossenheit bieten kann, ist die Aussicht von einer naheliegenden Wiesengruppe, Prada genannt. In Proveis glaubt man sich andern Ortschaften ganz ferne, nur dunkler Wald und grüne Wiesen, dazwischen kleine Weiler und Einödhöfe zeigen sich dem Auge, — und jetzt öffnet sich auf einmal wie mit einem Zauberschlage die glänzendste Aussicht auf das Nonsthal. Unmittelbar zu den Füßen liegt eine Einbuchtung voll finstern Fichtenwaldes. Wo aber das Waldesdunkel endigt, zeigen sich die Gemeinden Lanza und Mocenigo und das stattliche Livo, dahinter das Thal des Sulzberges und das stadtähnliche Cles mit seiner stolzen Burg, dann das malerische Dorf Rallo und das Castell Thun, das Stammschloß des berühmten Grafengeschlechtes. Von andern Dörfern nenne ich nur noch Denno, Flavon und Molveno. Das weite, außerordentlich mannigfaltige Landschaftsbild ist von herrlichen Bergen, wie von einem Ringe, umschlossen. Unter ihnen zeichnet zur Linken sich durch seine schönen weichen Linien der 2100 M. hohe Monte Roën aus, an dessen Fuße im Etschlande draußen das weinberühmte Tramin liegt. Aus der Ferne blicken in diesen Zauberkreis bläulichte Berge herein, die am linken Etschufer aufragen. Was das Menschenauge nur begehrt: Waldhöhen und tiefe Schluchten, lachende Felder und grüne Matten, stattliche Dörfer und trotzige Burgen liegen im bunten Gewirre vor dir ausgebreitet, jedoch immer weilt der Blick wieder mit stillem Behagen an dem malerischen Ringe

dieser so mannigfach geformten Berge, die wie ein Zauberkreis dies wonnevolle Eden umschließen. Ueber dem Bilde, das keine Feder schildern, kein Pinsel wiedergeben kann, lag der blaueste Himmel und auf ferneren Theilen jener zarte sonnige Duft, wie ihn nur heiterste Herbsttage im lachenden Süden bieten können. Hier begreift man neuerdings, daß die Römer selbst aus den Paradiesen des tiefern Italiens nach der Anaunia ziehen konnten, denn sie bietet der Natur seltenste Reize.

Ja, hier könnte die Tage des irdischen Seins ausleben,
Ruhig, wie schwimmendes Silbergewölke durch Nächte des Vollmonds,
Irgend ein Herz, nach Stille begierig und süßer Beschränkung.

5.

Durch Vinstgau.

Bei Finstermünz betreten wir das Vinstgau, das Gebiet der alten Venosten, dessen südliche Grenze der Schnalserbach bildet. Es ist ein wunderbarer Gau, reich geschmückt von der Natur, geweiht durch die Geschichte, verklärt von uralten Sagen. Zahlreiche Burgen verleihen romantischen Zauber und zeugen von der Bedeutung dieses Thales im Mittelalter. Die Gegend bei Nauders und die „Haide“ sind eigentliches Hochland mit kargem Graswuchs; steigt man aber von dieser höchsten Terrasse nieder nach dem vielthürmigen Mals, so breitet sich fruchtbares Saatfeld aus und üppige Obsthaine umschatten Dörfer und Weiler. Wandern wir um eine Stufe von Laas ab tiefer, so gewinnt die Landschaft südliche Färbung. An den steilen Felsen lagern sich Weinberge, und edle Kastanienbäume überschatten mit breitästigen Kronen die Wege. Ueber all diesem Wechsel thronen aber die blendenden Gletscher voll Majestät und blicken als wandellose Eisriesen auf das Leben und Treiben,

auf das Blühen und Welken in der Tiefe. Vor vielen andern Thälern Tirols hat Vinstgau den Schmuck seiner Seen voraus.

Wer mochte dies wechselreiche Gebiet wohl zuerst bewohnt und bebaut haben? — Der Name sagt uns nur, daß die Venosten, ein rhätischer Volksstamm, hier gesessen seien. Er ward von den Römern besiegt und romanisirt. Noch findet man Reste römischer Bauwerke und die romanische Sprache erklang noch vor zweihundert Jahren in Nebenthälern des obern Vinstgau's. Als aber Germanen einzogen, wurden allmälig die Bewohner verdeutscht und lernten den alemannischen Dialekt sprechen. Im Hauptthale mochte dies schon frühe geschehen sein, da seit Karl dem Großen Vinstgau eine beliebte Straße nach Chur und nach Italien war.

Wir verlassen das gastliche Finstermünz, werfen noch einen Blick auf den in der Tiefe schäumenden Inn und fahren bergan zum Finstermünzpasse, der seit 1840 mit einer kleinen Festung geschützt ist. Die Schlucht öffnet sich und zwischen ansteigenden Bergwiesen gelangen wir nach Nauders, dem hochgelegenen Dorfe, das von malerischen Bergen umragt ist. Den Hauptschmuck desselben bildet die Veste Naudersberg, die in graues Alterthum zurückreicht. Sie liegt auf einem kleinen Hügel außer dem Dorfe, wo der Weg nach Engadin abzweigt. Das weitläufige Gebäude, das einst zur Grenzhut diente, ist nun als Gerichtssitz verwendet. Herrlich ist es abends auf dieser Burg,

wenn die Berge sich röthen und allmälig wieder verglühen. Die steigende Straße führt uns durch Matten in zwei Stunden zum Dorfe Reschen, in dessen Nähe die Etsch entspringt. Litt bisher die Landschaft an Eintönigkeit, so beginnt hier die Natur allen Zauber der Hochwelt zu verschwenden. Bei Reschen blaut ein dunkler Bergsee, unterhalb Graun ein zweiter und im Süden steigt die blinkende Gletscherwelt der Ortlesgruppe in vollster, überwältigender Großartigkeit empor. Bald erreichen wir St. Valentin auf der Haide, das in neuester Zeit ein beliebter Sommeraufenthalt geworden. Wie weit sein Ruf schon gedrungen, zeigt, daß ich dort eines Abends einen spanischen Exminister mit Gefolge und eine amerikanische Malerin traf. Und mit vollem Rechte steigt St. Valentins' Ruhm. Es besitzt auch seinen See, der zum Fischen und zu Lustfahrten einladet und den prächtigsten Anblick des Ortles und seines glänzenden Hofstaates von Eisriesen bietet. Unbeschreiblich schön ist die Landschaft, wenn der See in der Abendruhe dunkelt und die Eiswelt röthend und flammend in's stille Alpenthal hereinstrahlt, eine andere verklärte Welt. Und neben dem Großen bietet das Landschaftsbild auch kleinere Reize. Wie malerisch ragt am rechten Seeufer auf einem Bergvorsprunge das Martinskirchlein, aus dessen Nähe eine schäumende Kaskade niederstürzt. Kein Wunder, daß diese Bergwelt auch liebliche Sage verklärt! Hier sollen die Saligen Fräulein, feenartige, milde Wesen, gerne gewohnt und Irdische beglückt haben.

Wenn aber der Wind, der oft wild über diese Hochlandschaft fährt, in die Telegraphendräthe greift, daß sie wie Aeolsharfen klingen, glaubt mancher Bauer noch, den geheimnißvollen Gesang der Saligen zu hören.

So schön und lockend hier der kurze Sommer, so wild und stürmisch ist der lange Winter. Dies bewog 1140 schon den Burgeiser Ulrich Primele, ein Hospiz für Wanderer zu gründen, dessen Ordnung wir noch besitzen. An jedem stürmischen Abende mußte, um gefährdeten Wanderern zu helfen, ausgezogen werden. Im gastlichen Hause, wo jeder drein Tage Bewirthung fand, durfte das wärmende Feuer nicht ausgehen. Kam ein Fremder zum feuerlosen Herde und fehlte das Holz, so war er berechtigt, Teller und Stühle zu zertrümmern und anzuzünden. Das Hospiz ist verschwunden, dafür bietet das treffliche Gasthaus löbliche Labung.

Die junge Etsch, welche die Seen durchflossen, stürzt nun gekräftigt mit vollem Jugenddrange schäumend und donnernd nieder, als ob mächtiger Wandertrieb nach dem milderen Süden sie spornte.

Wir wandern eine kleine Strecke, — und wie auf einen Zauberschlag liegt weitgeöffnet vor uns die breite, burgen- und dörferreiche Gegend von Mals, von Burgeis bis zu dem alten Tschengels hinab, das vom runden römischen Thurme seiner Burg überragt wird. Ein buntes, farbenreiches Bild! Im Kranze der vielen Ortschaften hebt sich das stattliche Mals mit

seinen schönen romanischen Thürmen, mit alten Kirchen und der zerbröckelnden Fröhlichsburg. Sein großartiges Aussehen zeugt heuzutage noch von der einstigen Bedeutung dieses Marktes. Er war im Mittelalter eine Hauptstation für jene, welche aus Deutschland von Augsburg her nach Italien reisten, und noch erzählt das Volk, daß Karl der Große, von seiner Römerfahrt im Jahre 800 zurückkehrend, das Frauenkloster im Münsterthale gegründet und unter einem Lärchenbaume bei Mals offenes Gericht gehalten habe. Verkehr und Handel blühten und erhoben Mals zum bedeutendsten Orte des Venosten-Gaues.

Eine lohnende Ansicht der Gegend bietet die Anhöhe links vom Posthause. Zu Füßen liegt Mals, dahinter dehnen das alterthümliche Laatsch und das herrliche Thal von Taufers sich aus, in der Tiefe zeigt sich das mit Mauern und Zinnen geschmückte Städtchen Glurns, nordwestlich Schleis und Burgeis mit dem grauen Schlosse Fürstenburg, auf das vom Waldhange das kastellähnliche Benediktinerkloster Marienberg herniederblickt, seit Goswin's, des im vierzehnten Jahrhundert lebenden Chronikschreibers, Zeiten, ein stiller Sitz der Gelehrsamkeit. Und welch bunter Kreis von Ortschaften schlingt sich gegen Süden um die fruchtbare Gegend, die so oft die Stätte blutiger Kämpfe war. Der berühmteste darunter ist die Schlacht der Tiroler mit den Engadinern am 22. Mai im Jahre 1499, in der mehrere Tausende der Tiroler fielen. Als Kaiser Max einige Tage später nach Mals kam,

fand er noch die Fläche mit Leichen bedeckt und manche Ortschaften, z. B. Mals, Laatsch, Glurns und Schluderns, in rauchenden Trümmern liegen. Die siegreichen Schweizer kehrten beutebeladen in ihre Berge zurück. Der hartnäckigste Kampf ward damals in „der Galfa“ am Eingange in das romantische Thal von Taufers gekämpft. Welche strategische Bedeutung man diesem Blachfelde zuschrieb, zeigt das für frühere Zeit stark befestigte Glurns und der Vorwerkbau bei Laatsch. Drei Jahrhunderte später (1799) brachen die Franzosen aus dem Münsterthale heraus, warfen die Oesterreicher unter Laudon zurück und wieder giengen Schluderns, Mals, Glurns in Flammen auf. Dieser klassische Boden zählt zu den Hauptwalfeldern Tirols, wie die Ebene bei Brixen und das Sterzinger Moos.

Wer in Mals kurze Zeit sich aufhält, besucht wohl zuerst die alte Stadt Glurns, deren Name von den Abkömmlingen der Venosten gerne als gloria vallis gedeutet wird, obgleich er genau genommen vom romanischen colurnus, Haselbusch, herkommt. Wie reizend liegt sie da am linken Ufer der rauschenden Etsch, umkränzt von üppigen Obstbaumhainen, aus denen so stattlich und keck die grauen Ringmauern und rothbedachten Thürme aufragen! Den vollen Staat früherer Befestigung zeigt noch dies wehrhafte Glurns, das nur 700 Insassen zählt, und gibt uns ein einziges Bild eines alten, von der Kultur nicht beleckten tiroler Städtchens. Wer aber das schöne Bild ungetrübt mit sich nehmen will, der bewundere die Gärten, die ragenden Ringmauern

und Thürme und dringe nicht allzuweit durch die hochgewölbten Thore in das Innere vor!

Wandern wir von Mals die Poststraße entlang, so erreichen wir bald das alte Dorf Tartsch am Fuße des Tartscher Bühels, der frei sich erhebt und die älteste Kapelle der ganzen Landschaft trägt. Wer in der Lage ist, hier eine kurze Zeit zu weilen, der besteige diese luftige Höhe, welche die schönste Rundsicht auf diese reizend geschmückte Gegend bietet. Von Ferne her grüßt der schimmernde Ortles, dies wechselreiche Bild verklärend. Tartsch war in frühern, fröhlichern Zeiten durch seinen Lügenlandtag berühmt. Hier kamen Freunde des „Aufschneidens" und Lügens jährlich zusammen und logen in die Wette. Wer das Unglaublichste gesagt, der ward als Sieger gefeiert.

In einer Stunde betreten wir das Dorf Schluderns, das gar malerisch an der Mündung des wilden Matscher Thales liegt, in dem einst die gefürchteten und gewaltthätigen Grafen von Matsch und bis in neuere Zeit reißende Wölfe hausten. Hinter dem bachdurchrauschten Dorfe thront die prächtige Churburg, von riesigen Wallnußbäumen umkränzt. Der üppige Schlag derselben mahnt uns an südliche Fülle, ebenso wie das feine Obst, dessen Schluderns sich rühmt. Die alte Burg ist eine der schönsten und besterhaltenen im Lande und zeugt vom Reichthume ihrer Besitzer. Werner, der letzte Herr von Churburg, segnete schon im Jahre 1311 das Zeitliche. Damals war dieses Schloß noch ein bescheidenes Felsennest, wie wir deren so viele finden.

Als es aber an die mächtigen Grafen von Matsch und 1440 an die Grafen von Trapp gekommen, schlossen sich an die alte Burg allmälig neue Bauten, bis sie das weitläufige interessante Schloß wurde, das wir heute bewundern. Einen Gang in die Burg lohnen die schöne Aussicht, der Waffensaal mit altem Rüstzeuge, die Betrachtung der Anlage und Bauart des so oft erweiterten Castell's. Blickt man aus den Fenstern der Burg auf das weite Thal, so grüßt von einem Hügel des rechten Etschufers eine ausgedehnte Hofburg, das nun in Trümmern liegende Lichtenberg. Noch im Falle zeigt sie ihre ehemalige Größe und Schönheit und bewahrt noch einen beinahe unbekannten Schatz, — Wandbilder aus dem Gedichte von König Laurin, — ein Zeugniß, daß das Ritterthum im Mittelalter, als hier noch theilweise romanische Sprache klang, deutsche Sage und Dichtung zu ehren und zu verherrlichen wußte. Zur mächtigen Ruine paßt die nächste Umgebung, der zerbröckelnde, muhrenreiche Berg. Der schöne Gau der Venosten war einst reich an Wäldern, aber schonungslos gieng man gegen dieselben vor, legte die Berge kahl, und nun treiben Muhren und Lawinen nur allzuoft ihr fürchterliches, verheerendes Spiel. Die Sonnenberge am linken Ufer bieten ein recht ödes, fahles Bild, denn sie sind des grünen Waldschmuckes größtentheils beraubt, und neue Aufforstung will auf dem saftlosen, ausgebrannten Gehänge nicht mehr gedeihen.

Wer von der Churburg ausblickt und da die schimmernde Eiswelt der Gletscher sieht, den lockt es in ihr

wunderbares Gebiet. Auch wir müssen diesem Zauber folgen. Bei Spondinig verlassen wir die Heerstraße, durchschneiden quer die Thalsohle und gelangen nach Prad, das an der Mündung einer Thalschlucht liegt, aus der schäumend und tosend der Suldener Bach, der wilde Sohn der Gletscher, hervorbricht. Prad, das als Eingang in das Eisrevier der Ortlesgruppe gilt, hebt sich durch den Fremdenverkehr ersichtlich und das gelobte Posthaus bietet im Sommer ein lebhaftes Bild. Hinter dem Orte verengt sich die Schlucht, Felswände hüben und drüben, durch die sich die Straße und der Bach mühsam winden. An der Berghalde zur rechten Seite hängt das arme Dörflein Stilfs, die Heimath vieler Laninger. Nach einer starken Stunde erreichen wir das befestigte Gomagoi (Beidenwasser), wo wir einen kleinen Einblick in's wilde Suldenthal gewinnen. Dies Engthal, das nur gegen drei Stunden in die Länge reicht, ist nun ein Sammelpunkt von Alpenfreunden und besitzt in neuester Zeit drei Gasthäuser. In einer Viertelstunde gelangt man ja von dem Dorfe St. Gertraud zu den Gampenhöfen, wo man einen überwältigenden Anblick des Ortles, der Königsspitze, der Vertainspitze und anderer Gletschergrößen genießt. Von Sulden aus besteigt man auch jetzt mit Vorliebe den Ortles, Deutschland's höchsten Berg (3905 M.). Jene Herren, die nach dem gefahrlosen Ruhme streben, „die deutsche Spitze“ erklommen zu haben, steigen zu der von der thätigen Sektion Prag des deutschen und österreichischen Alpenvereins hergestellten gut

eingerichteten Payerhütte empor, die im Jahre 1875 als Rast den Besteigern eröffnet worden ist. Hier übernachten die Ortleswerber und steigen neugestärkt über den Tabarettagletscher zum Kamin, steil dann hinab auf den oberen Ortlesferner und endlich in vier Stunden zur vielbegehrten Spitze, die mit der großartigsten Rundsicht für die Mühen und Anstrengungen lohnt. Wer könnte die Wunder der Eiswelt, die einen übermächtigend umgeben, schildern? Die riesigste Bergwelt liegt da in ewigen Firnen vor den Blicken und stolzen Muthes kann der Glückliche jubeln:

„So hab' ich den Höchsten des Hochlands erklommen.
Mir war, als würd' ich der Erde entnommen;
In Abgrundtiefe schwand Wiese und Wald,
Trotz blauenden Himmels umwehet mich kalt
Des Winters frostglitzernde Wildniß."

(Scheffel, Gletscherfahrt.)

Erst im Anfange dieses Jahrhunderts ward es einem Sterblichen gegönnt, die jungfräuliche Spitze des Ortles zu betreten. Der erste Glückliche war der Jäger Josef Pichler aus Passeier, kurzweg Pseirer Josele genannt, der, durch Erzherzog Johann angeregt, mit zwei Zillerthalern den 27. September 1804 den Gipfel erstieg. Im folgenden Jahre erklomm der kühne Bergoffizier Gebhard zweimal die Kuppe. Nun erhielt der Bergeskönig bis zum Jahre 1826 keinen Besuch, in diesem aber bestieg ihn der Genieoffizier Schebelka aus Wien unter großen Beschwerden, und nach acht Jahren, am 13. August 1834, stand Professor Thur-

wieser aus Salzburg mit dem siebenzig Jahre alten Josele auf der Spitze und bestimmte deren Höhe zu 12,044 Pariser Fuß. Nach seinem Berichte erblickte er dort die Hochgebirge des größten Theils von Tirol, und gegen Salzburg und Kärnten noch Spitzen, welche jenseits des Großglockners stehen. Deutlich traten die Gletscher von Piemont und Savoyen, die Ferner der Schweiz und des Oetzthals hervor und weit schweifte der Blick in das Flachland von Baiern und Schwaben. In späterer Zeit mehrten sich die Ortlesfahrten. Unter den kühnen Besteigern sind zu nennen: Herr Dr. von Ruthner 1857, Herr Egid Pegger 1863, Herr F. F. Tuckett 1864, Herr Edmund von Mojsisovics 1865, Herr Heinrich Waitzenbauer 1867. Im Jahre 1869 zählte man schon fünfzehn Besteigungen.

Wir kehren nach Gomagoi zurück und wandern nach Trafoi. Wie hat sich dieses einsame Bergdörflein seit wenigen Jahren gehoben! Wo ein armseliges Wirthshaus stand, ladet nun ein stattliches Hotel zum Besuche ein. Zahlreiche fremde Gäste conversieren im geräumigen Saale oder stehen auf dem Balkone und blicken nieder auf den rauschenden Bach und zu den drei Brunnen mit der Wallfahrtskapelle. Es ist eine kleine Wiesenbucht, von Bergwänden umragt. Fast senkrecht steigt der gewaltige Madatsch empor, über dessen schwarzen Felshang zwei Bäche schäumend und rauschend niederstürzen, links oben breiten sich die Eisfelder des Trafoier- und Ortlesferners, überragt von der mächtigen Trafoier Eiswand, — ein engge-

schlossenes großartiges Bild wildester Bergeinsamkeit. Von Trafoi steigt man in zwei Stunden auf der Straße, welche in kühnen Schlangenlinien sich emporwindet, zur Franzenshöhe hinan. Immer bietet der Weg den Anblick schimmernder Eiswelt, kühn abstürzender Gletscher, und grünlich und blau glänzender Eisschluchten. Auf der Franzenshöhe (2183 M.) ladet ein gerühmtes Gasthaus ein, in dem besonders Engländer gerne den Sommer verleben. Wo fände man eine bessere Sommerfrische, als hier im Anblicke der Ortlesspitze! Die Straße führt nun über das Stilfser Joch in das Addathal und zu dem Paradiese des Comersee's wieder, wir kehren aber auf dem eben begangenen Wege wieder in das Hauptthal nach Spondinig zurück.

Am alten Dorfe Eiers vorüber gelangen wir nach dem Dorfe Laas, das fruchtbare Kornfelder und reiche Marmorbrüche besitzt. Da der hiesige Marmor an Güte und Feinheit mit dem carrarischen wetteifert, wird er bis nach Berlin und Rom versandt. Um die Berühmtheit und den weiten Betrieb hat Herr Steinhäuser sich große Verdienste erworben.

In das lachende grüne Thal glänzen die blinkenden Laaserferner nieder. Nun steigt die Straße zur Laaserhöhe, um bald sich wieder zu senken, und vor Kortsch begrüßen uns die glänzenden Kronen ächter Kastanienbäume. Wir durcheilen das alterthümliche Dorf und bald liegt die Ebene von Schlanders vor uns. Da ruht der stattliche Ort mit dem gothischen Spitzthurme, links am Berge ziehen sich Weinberge und Kastanien-

haine empor, rechts schmiegt sich das marmorreiche Göflan mit seinem zierlichen altdeutschen Kirchlein ans Gebirge. Obstgärten und riesige Weidenbäume beleben die Thalsohle, an deren Ende das stadtähnliche Latsch sich ausbreitet. Rechts und links grüßen graue Burgen von den Höhen. Links thront auf einem Felsenkopfe die zerfallende Veste Schlandersberg, weiter östlich zeigt sich mitten in Obst- und Weingärten das thürmereiche Schloß Goldrain, umgeben vom Dorfe gleichen Namens. Darüber in der Höhe graut das schöne, weitblickende Annaberg. Die Burg ist sehr regelmäßig angelegt und mit einer zierlichen gothischen Kirche geschmückt. Hier saß im 15. Jahrhunderte der am Rheine gebildete Anton von Annaberg, der sich eine kostbare Bibliothek anlegte und allen schönen Künsten hold war. Als im Jahr 1658 mit Leopold von Annenberg das berühmte Geschlecht erloschen war, fiel die Burg mit andern an die Grafen von Mohr. Jetzt sitzt ein Bauer auf dem zerfallenden Schlosse, die Bibliothek ist bis auf wenige Reste, die in Innsbruck und Berlin sich befinden, verschwunden, die Kirche ihres kostbaren Chorstuhles und des werthvollen Altares beraubt. Letztere Kunstwerke hat das Museum in Innsbruck erworben.

Goldrain gegenüber ragen am rechten Etschufer die Vesten Ober- und Unter-Montan am Eingange in das holz- und weidenreiche Thal Martell. Der Reiz dieser stolzen Burgen lockt gerne den Touristen von der Heerstraße ab und bei dem Weiler Schanzen,

wo alljährlich am St. Gertrudentage (17. März) die Landsprache von Schlanders allen Unterthanen des großen Gerichtes verlesen wurde, steigt man zum alten Dorfe Morter und den beiden Burgen empor. Obermontan wurde im Jahre 1228 von Albrecht Grafen von Tirol erbaut und ist eine geräumige Höhenburg mit Warthaus, bezinntem Thurm und vielen Gemächern. Die Hauptzierde bildet aber der Schloßhof; aus ihm tritt man rechts in eine gothische Halle, die uns als schönes Werk längstvergangener Zeit wunderbar anmuthet. Welch buntes Leben mag bei Festen und Hochgezîten sich hier entfaltet haben! Nun herrscht Stille und Oede in den Sälen und einstigen Prunkgemächern. Unsere Burgen kamen, wie Annaberg, 1647 in den Besitz Maximilians, des Freiherrn von Mohr, der die Annaberger Bibliothek hieher übertragen ließ und sich da historischen Studien widmete. Die Burg blieb im Besitze der Grafen von Mohr bis in jüngste Zeit; nun schaltet auch hier ein Bauer als „Schloßgraf“.

Nach dem Tode des Grafen Josef von Mohr 1833 entdeckte hier Beda Weber unter Makulaturpapieren, die für einen Krämerladen in Latsch bestimmt waren, die Nibelungenhandschrift, die nun in Berlin sich befindet, und Fragmente des Parzival, — die letzten Reste der verschleuderten kostbaren Büchersammlung von Annaberg-Montan. Die Burg bietet eine entzückende Aussicht über das wiesengrüne Thal von Kortsch bis Latsch und in die Schluchten von Martell. Nahe am Schlosse

steht die romanische Stephanskapelle mit Wandgemälden aus dem 14. Jahrhunderte.

Wir steigen nieder und wandern durch Wiesen nach dem nahe gelegenen Dorfe Latsch, das einen behäbigen Eindruck macht und wegen seines Zwiebackes, der auch in die Fremde verführt wird, bekannt ist.

Auf gedeckter Holzbrücke setzen wir über die Etsch; am linken Ufer führt nun die Straße zwischen dem stürmischen Flusse und ödem, brüchigem Berge hin, vom rechten Ufer lacht aber das Gefilde des malerischen Tarsch mit der alten Medarduskirche, die ehemals dem Maltheserorden gehörte. Nach anderthalb Stunden endet der unheimliche, enge Weg und vor uns steigt das zinnenreiche Schloß Castellbell, mit vollem Recht „das schöne Schloß“ genannt, auf epheuumranktem Felsen empor. An seinen Fuß schmiegen sich üppige Weinberge und das kleine Dorf. Wann diese Burg romanischen Namens erbaut worden, erzählt uns Niemand; im 15. Jahrhundert gehörte sie den Landesfürsten und seit dem Jahr 1615 den Grafen von Hendl. Im Jahre 1814 wurde das herrliche Schloß ein Raub der Flammen und zur malerischen Ruine. Nicht ferne davon liegen die Trümmer des Schlosses Hochgalsaun, das bei dem Kampfe zwischen dem Adel und Herzog Friedrich von diesem zerstört wurde. An den Fall dieser Burg knüpft sich dieselbe Sage, welche von Weinsberg's Frauen erzählt wird. Bald taucht auf steil abfallenden Felsen zur Linken wieder eine trotzige Burg auf, die gar keck ins Thal herniederblickt. Es ist das

stolze, hochthronende Juval, die letzte Veste des Venostengaues, die auch den Eingang in das von Touristen vielbesuchte Schnalserthal bewacht. Ueber der ersten Geschichte dieser Burg liegt tiefes Dunkel. Im Jahre 1351 verlieh sie Markgraf Ludwig von Brandenburg als Lehen dem Herrn Erhard von Holm, später besaßen sie die gewaltigen Starkenberger, Herzog Friedrichs mächtige Gegner, und am Ende des 16. Jahrhunderts kamen die Herren von Hendl in ihren Besitz, welche sie gar wohnlich einrichteten. Davon sprechen noch der feingearbeitete Marmorkamin, gemalte Gemächer und hübsche Decken. Nun hält auch hier ein Bauer Hof. Auch Juval gewährt eine herrliche Aussicht nicht nur auf Berg und Thal, sondern sogar auf zwei Länder: Tabland und Tschirland, die in der Tiefe liegen.

Hier vorbei führte bis 1875 der Weg in das Thal Schnals, aus dem man über das Hochjoch oder Niederjoch in das vielbewunderte, an Gletschern und Wasserfällen so reiche Oetzthal gelangt. Der Schnalser Bach, der am Fuße des Schloßbergs aus einer großartigen Felsschlucht hervorbricht, bildet die eigentliche Grenze zwischen dem Vinstgau und dem Burggrafenamte. Lebe wohl, du schöner Gau mit deinen eisschimmernden Gletschern und kristallhellen Seen, mit deinen gelben Aehrenfeldern und grünen Matten, mit deinen zerfallenden Burgen und deinen reichen historischen Erinnerungen!

6.

Das Burggrafenamt.

Haben wir die Brücke des Schnalser Baches überschritten, so stehen wir auf dem Boden des Burggrafenamtes, das bis zum Aschlerbache, der bei Gargazon jäh vom Felsen stürzt, sich hinzieht. Es ist das Gebiet des Schlosses Tirol und noch gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts wurde nur dieser Landestheil mit dem Namen „Tirol" bezeichnet. Erst allmälig, besonders unter dem Grafen Meinhart II., schlossen sich andere Theile an diesen Kernpunkt an. Deßhalb heißt dies wonnige Gebiet, wo der durch alte Lieder verherrlichte Zwergkönig Laurin geherrscht haben soll, auch geradezu das Land. Noch gebraucht man die Phrase: „in's Land fahren", um eine Fahrt in die Meraner Gegend zu bezeichnen. Oestlich der Schnalser Brücke begegnet uns ein anderer Menschenschlag, ein anderer Dialekt und eine verschiedene Volkstracht. Anstatt der gedrungenen, meist dunkelhaarigen Venosten treten hochstämmige, lichthaarige Deutsche, die mit Recht als Nachkommen der Gothen bezeichnet werden,

uns entgegen. Der Anklang des alemannischen Dialektes verschwindet und an die Stelle des Singens tritt das Sagen, — oder Schweigen. Es ist ja weit bekannt, daß der Burggräfler nicht viele Worte liebt und das Schweigen oder „Hm“ und Aehnliches langer Rede vorzieht. Lakonismus in strengstem Sinne ist dem Sohne dieser Scholle eigen. Die Tracht wird bunter, denn im „Lande“ nur schmücken die scharlachrothen Aufschläge die braunen „Lodenhemden“, und über rothem Wamse glänzen die breiten grünseidenen Hosenträger. Es liegt etwas Frühlingsheiteres in diesem Spiele von Roth und Grün, das vorzüglich blondgelockten Burschen so gut steht. Leider sind die breitkrämpigen lichtgrünen Hüte der „Junggesellen“ verschwunden und die kurzen schwarzledernen Beinkleider weichen allmälig langen Hosen. So huldigen selbst die konservativen Junggothen einem Wechsel der Mode, was wir im Interesse des Schönen hier nicht billigen können.

Bald, nachdem wir dies Urtirol bei dem hart an der Etsch erbauten Dorfe Staben beschritten, steigen rechts und links zwei alte Burgen empor, die einstigen Hüter der Mark. Links ob dem weinbergumsäumten Dorfe Naturns erhebt sich die Veste Hochnaturns auf massivem Unterbaue, der einer römischen Rustika täuschend ähnlich sieht. Das Geschlecht der Herren von Naturns war schon 1380 erloschen und die Burg fiel alsdann an verschiedene Besitzer, deren berühmtester Leonhart II. Freiherr von Völs 1531 war. Nun sitzt ein Bauer auch auf dieser merkwürdigen Veste.

Der malerische Schloßhof gibt uns noch ein Bild von dem ehemaligen Zustande dieser altrhätischen Burg.

Am rechten Ufer der Etsch, dem genannten Schlosse beinahe gegenüber, zeigt sich hinter üppigen dunkeln Erlenauen das Schloß Tarantsberg, nun Dornsberg genannt, das 1217 von den Edeln von Tarant gegründet worden ist, aber schon im Jahre 1295 in den Besitz des Grafen Otto von Tirol gelangte. Später lange Zeit ein Eigenthum der Ritter von Annenberg, fiel es am Beginne des vorigen Jahrhunderts den Grafen von Mohr zu. Tarantsberg ist ein noch wohlerhaltenes Schloß, mit Zugbrücke und wehrhaften Mauern noch versehen, wie einst, und die lange gewölbte Halle, sowie der mit Lauben und Gallerien umgebene Schloßhof sind wohl des Sehens werth.

Unter Naturns-Dornsberg hat die Etsch beinahe kein Gefälle und überflutet daher die Fläche, so daß Sümpfe und Moore große Strecken des Thales einnehmen. Daß dies schon in alten Zeiten geschehen, beweist uns der Name des Dorfes Plaus (paludes) am rechten Ufer, welches wegen seiner „Lagunene“ scherzweise Klein-Venedig genannt wird. Durch eintönige Landschaft fahren wir eine Stunde, bis sich links am Bergeshange in sonnigster Lage das ansehnliche Dorf Partschins zeigt, das wegen seiner schönen, windkühlen Lage von Meranern gerne als Sommerfrische benützt wird. In einer wilden Schlucht, nördlich von dem Dorfe, rauscht und donnert der mächtige Zielbach nieder und bildet den bewunderten Partschinser Wasserfall.

Wir haben die Töll, eine uralte Zollstätte, erreicht; rechts von der Straße drängt, tost und schäumt die Etsch durch's enge Felsenbett; nun geht's über deren Brücke — und weit öffnet sich vor uns die wunderbare Gegend von Meran mit ihrer paradiesischen Ueppigkeit, mit ihren Dörfern und Burgen, umhegt von fruchtbaren, schön aufgebauten Bergen. Mit lautem Donner stürzt die weißschäumende Etsch hinab in dies vielgepriesene Eden Tirols. In der Tiefe am Fuße des weinberühmten Küchelberges breitet sich die alte Residenz und moderne Kurstadt mit ihrem hochragenden Kirchthurme aus und östlich davon lacht das sanftansteigende, villen- und burgenreiche Obermais. Von hoher Bergbucht grüßt im Himmelsblau das alte Kirchlein Katharina in der Schart, ein Wahrzeichen dieser Gegend.

Während wir von der Felsterasse der Töll am rechten Etschufer niederrollen, grüßt uns vom linken Ufer herüber das kastanienreiche Plarsch mit grünem Spitzthurme. Das ausgebreitete Dorf Algund schaut aus reichen Weinbergen, und von Felshöhen sehen die Burgen Turnstein und Brunnenburg und das hochragende Tirol nieder, welch letzteres dem Lande Herren und Namen gab. An der Straße, hart an der weißschäumenden Etsch, ragt das epheuübergrünte Schloß Vorst. Dann übersetzt man den tobenden Fluß und fährt nun ein in die wiesen- und weinbergreiche Ebene von Meran, die hier den üppigsten Obstbaumgarten voll südlicher Fülle bildet.

Meran (320 M.), zwischen der Passer und dem rebenreichen Küchelberge gelegen, ist eine kleine Stadt mit 4500 Einwohnern, genießt aber wegen seines milden Klima's und seiner herrlichen Umgebung einen europäischen Ruf. Die Gründung Merans reicht bis in die Zeiten der Römer, welche in Mais einen befestigten Platz angelegt hatten, hinauf. Am Ende des dreizehnten Jahrhunderts schwang sich der Ort zur Hauptstadt empor, denn die Landesfürsten wohnten im Schlosse Tirol oder auf der nahen Zenoburg und statteten Meran mit vielen Freiheiten und Rechten aus. Die Blüthezeit der Stadt fällt zuerst in die Regierung Meinhart II. (1258 — 1295) und reichte bis zur Zeit Herzog Friedrich's mit der leeren Tasche (1406—1439), der seinen beständigen Aufenthalt in Innsbruck nahm. Welch reiches Leben damals in diesem gesegneten Erdenwinkel herrschte, bezeugen uns noch die vielen Burgen und Edelsitze der Umgebung. Am heitersten und schönsten blühte aber das Leben, als König Heinrich von Böhmen (1310 — 1335) mit seiner lebenslustigen Tochter Margaretha auf der Zenoburg Hof hielt. Dieser Fürst war Dichtern und Sängern gar hold und liebte königliche Pracht und reiches, bewegtes Leben, während sein minneseliges Töchterlein die Verse:

Langer Mannes Mangel
Ist meines Herzens Angel

als Wahlspruch hochhielt.

Unter der Regierung Margaretha's (1335 — 1361) hatte Meran wegen innerlicher Fehden viel zu dulden,

erlebte aber einen glänzenden Ehrentag, als sich die Fürstin 1342 mit Ludwig von Brandenburg, dem Sohne Kaiser Ludwigs des Baiern, hier vermählte. Nachdem Tirol 1363 an Oesterreich gekommen war, nahm Merans Bedeutung mehr und mehr ab, während sich Innsbruck mehr und mehr emporschwang. So sank schließlich die alte Residenzstadt zu einem kleinen Landstädtchen herab, das erst nach Jahrhunderten neue Blüthe und neuen Ruhm erleben sollte. Im Jahre 1833 kam Aug. Lewald an die Passer und verkündete den Preis des milden Klima's und der prächtigen Landschaft. Zehn Jahre später schlug J. F. Lentner, der geistreiche Novellist, hier seinen Sitz auf und machte die Vorzüge Merans in weitesten Kreisen bekannt. Nun kam zuerst das reisige Volk der Touristen in Schaaren, und bald suchten Kurgäste in der weichen, balsamischen Luft Merans Linderung und Heilung ihrer Leiden. Aus aller Herren Ländern strömen nun Gäste in dies tirolische Eden und das alte Städtchen hat sich in überraschender Weise zum blühenden klimatischen Kurorte erhoben. Wer kennt noch Altmeran, wie es vor dreißig Jahren war, wenn er die zahlreichen Villen und Pensionen und die herrlichen Gärten und Anlagen sieht, in denen südliche Bäume und Sträuche in seltener Fülle und Ueppigkeit grünen und blühen! Die alte Stadt besitzt außer der Fürstenburg der gothischen Pfarr- und der Spitalkirche keine Sehenswürdigkeiten, aber der nächste Gang in's Freie bietet des Schönsten die Menge. Wer kann sich an den

Herrlichkeiten dieser südlichen Landschaft jemals satt sehen! Vor wenigen Jahren noch genoß man von der Passermauer den schönsten Einblick in das lachende Thal bis hinab zur hochragenden Welfenveste Hocheppan und jeder Beschauer schwärmte für das bezaubernde Bild. Jetzt ist leider dieser wunderbare Genuß durch einen massiven Baukasten entrückt.

Am rechten Passerufer zieht sich die sonnige Winteranlage mit immergrünen Gesträuchen und Buschwerken, mit südlichen Bäumen und lauschigen Lauben nordwärts bis zum „Steinernen Steg", der in kühnem Bogen über die grüne Passer sich wölbt. Von dieser Brücke genießt man den besten Einblick in die wilde Felsschlucht, aus der schäumend und brandend der Bergfluß stürzt. Links auf steilabfallendem, hohem Felsenschrofen ragt die uralte Zenoburg, einst die vielumworbene Residenz des Königs Heinrich, damals voll lauten, bewegten Lebens, nun eine zerbröckelnde, epheuumsponnene Ruine, in welcher Ruhe und Schweigen herrscht, wenn nicht an heißen Sommertagen zahlreiche muntere Cicaden ihre eintönigen Weisen spielen. Nur ein Thurm und die alte Schloßkapelle mit romanischem Portale stehen wohlerhalten in den weiten Ruinen. Die Burg, die nun den Herren von Braitenberg gehört, ist eines Besuches werth wegen der herrlichen Aussicht, welche sie bietet. Der fruchtbare Berg von Schönna und das mit Kastellen und Villen reichgeschmückte Obermais liegen unmittelbar vor dem Auge.

Wir überschreiten den steinernen Steg und gelangen

in die Gefilde von Obermais, das einem südlichen Garten gleicht. Zwischen den Weinbergen und Wiesen, zwischen hochstämmigen und breitkronigen Nuß- und Kastanienbäumen liegen malerische Bauernhöfe, alte Burgen und Edelsitze, moderne Landhäuser und Pensionate. Dies sonnige Dorf, das an der Stelle der römischen Mansion Maja sich erhoben hat, bildet einen Glanzpunkt der Gegend und ist der Lieblingsaufenthalt der Fremden. Daß seine Reize und Herrlichkeiten schon frühe Gunst gefunden, bezeigen uns die zahlreichen Burgen und adeligen Ansitze. Keine Gegend Tirols hat so viele Reste alten Glanzes aufzuweisen, wie Mais und das schöne Gelände von Eppan. Welcher Genuß, durch den Riesengarten von Obermais zu schweifen und mitten in der lachenden Gegenwart diese ernsten Bauten alter Zeit zu betrachten! Eine Perle unter den Burgen ist das einsame Schloß Greifen, im Volksmunde Planta genannt. Zwischen riesigen Nußbäumen ruht der zerfallende Prachtbau, von großlaubigem Epheu bis zu den Spitzen der Rundthürme so dicht bekleidet, daß man keine Mauern, sondern nur die marmorumrahmten Fensterluken erblickt. Mich gemahnt dies stille, vom glänzenden Grün umsponnene Planta an das verzauberte Waldschloß, in dem Dornröschen lange Jahre verschlief. Wer wird endlich dies träumende Epheuschloß zu neuem Leben erwecken? Paul Heyse ließ in dieser Burg eine seiner gelungensten Novellen spielen.

Ein oft von breitkronigen Nußbäumen überschatteter Pfad führt südwärts zu dem in Weinbergen liegenden

Schlosse Rubein. Ueppige Rosenbüsche, fette Feigenbäume und hochragende Cypressen stehen um die grauen Mauern. Von bezaubernder Schönheit ist der enge Burghof, der an italienische Baukunst erinnert. Man mag ihn, zu welcher Tageszeit man will, betreten, immer entzückt die reizende Beleuchtung. Das Geschlecht der Rubeiner ist schon im fünfzehnten Jahrhundert erloschen, aber ein Stammesgenosse, — der Minnesänger von Rubin, ein Zeitgenosse Walthers von der Vogelweide, — lebt heute noch in seinen Liedern fort. Von hier wandelt man zwischen Weinbergen und an mächtigen Kastanien vorüber in die friedliche Thalbucht von St. Valentin. Es ist dies eine gar stille, lauschige Stelle, umfriedet von Weinbergen, aus denen leichtzweigige Mandelbäume ragen, und von waldigen Hügeln, denen ein kleiner Wasserfall entrauscht. Das kleine, aber schmuckvolle Kirchlein, das in dieser Einsamkeit steht, ist ein alter Wallfahrtsort. Denn hier lebte in stiller Zurückgezogenheit der hl. Valentin, Bischof von Passau, um die Mitte des fünften Jahrhunderts und predigte den heidnischen Einwohnern das Christenthum. Als er sein segenreiches Leben beschlossen, wurde er 470 in dem von ihm erbauten Kirchlein beigesetzt, das alsbald von frommen Pilgern besucht wurde. Einer der berühmtesten Wanderer die an diese Stelle kamen, war Venantius Fortunatus, Bischof von Poitou, der in der Mitte des sechsten Jahrhunderts nach Mais pilgerte und seine Reise besang. In der Nähe springt die neu hergestellte Burg Trautmannsdorf vor, umgeben von

schönen Gärten, in denen Granatenbüsche und Oelbäume üppig gedeihen. Auf den alten Ruinen erstand erst vor dreißig Jahren der stattliche Neubau mit einer Waffenhalle und schön ausgestatteten Gemächern, in denen die Kaiserin Elisabeth von Oesterreich zwei Winter verlebte. Das Schloß wird wegen seiner windstillen, südlichen Lage und seiner herrlichen Aussicht auf die Gegend von Lana und das jenseitige Gebirge gerühmt.

Von hier steigt man zu dem fruchtbaren, mit zahlreichen Einödhöfen bestreuten Freiberg empor, auf dem die stolze Fragsburg trohnt, zu deren Füßen im Kastanienschatten die neu hergestellte Burg Katzenstein träumerisch ruht. Wir kehren aber um, wandern am tiefen Bette des oft verheerenden Naifbaches aufwärts und gelangen zum zinnenreichen, großartigen Schlosse Rametz, das aus romanischer Zeit noch stammt und auf dem nun Herr Boscarolli sitzt, der jene edlen Rametzer Weine keltert, die großen Ruf in weiter Ferne genießen. Der Weg führt nun über den wilden Naifbach in das stille, von Kastanienbäumen reich belebte Naifthal, in das majestätisch der graue Ifinger niederblickt. Von hier steigen wir durch Weinberge zum Schlosse Goyen empor, das sich eines römischen Thurmes und herrlichster Aussicht erfreut. Riesige Kastanien- und Nußbäume umschatten theilweise die altersgraue Burg, auf der einst berühmte Geschlechter, die Milser, die Starkenberger und die reichen Botschen saßen. Anmuthendes Leben herrschte aber hier, als

vor wenigen Jahren das Thrinele, die „blauäugige Ostgothin“, in diesen alterthümlichen Hallen schaltete und mit schönem Zitherspiele heitere Gäste erfreute. Wie entzückend ist aber der Ausblick vom Söller in das stille Naifthal mit seiner Einsiedelei, auf das gegenüberliegende Waldgebirge mit dem prahlenden Schlosse Labers, auf das bunte Gelände des Freiberges, von dem die stolze Fragsburg im bläulichen Dufte herüber grüßt, und auf das weitausgebreitete Paradies des Etschthales!

Ungern scheiden wir von diesem Luginsland und wandern dann auf beinahe ebenem Wege, immer von Nah und Fern erfreut, nach dem stattlichen Dorfe Schönna, das terrassenartig aufsteigt, überragt von der Kirche, beherrscht von dem mächtigen Schlosse. Es liegt ein eigenartiger Zauber im Aufbaue dieses alten Dorfes, dessen Häuser aus Obstgärten und Weinbergen so lauschig blicken; es erinnert an Gufidaun.

Die Burg Schönna hat seit ihrem Bestande oft ihre Herren gewechselt. Unter den Rittern gleichen Namens stand Petermann, Burggraf von Tirol, in höchstem Glanze, übte größten Einfluß und war ein bevorzugter Günstling der Landesfürstin Margaretha. Der irdischen Sorgen und Freuden aber müde, zog er sich 1367 in die Einsamkeit des Klosters Wilten zurück und nach seinem Tode 1370 fiel die starke Burg an Hans von Starkenberg. Diese mächtigen Herren spielten die hervorragendste Rolle im Kampfe des Adels gegen Friedrich mit der leeren Tasche und ihnen wurde deßhalb 1423, als andern Gegnern Verzeihung gewährt

wurde, Huld und Gnade versagt. Sie kümmerten sich aber wenig darum und erhoben sich trotzig gegen ihren Fürsten. Dieser, dadurch auf's Höchste erbittert, ließ ihre Burgen stürmen. Kronburg und Starkenberg im Oberinnthal, Schlandersberg, Juval, Naturns und viele andere Burgen, darunter Goyen und Hocheppan, waren schon gefallen; da rückte der siegreiche Fürst vor Schönna und berannte das Schloß, in dem sich nur wenige Mannen befanden. Allein Frau Ursula, Ulrich von Starkenbergs Gattin, eine geborne Truchsessin von Waldburg, vertheidigte die Burg mit solchem Muthe und solcher Umsicht, daß sie dieselbe sechs Wochen lang hielt und erst alsdann gegen freien Abzug übergab. Im Jahre 1502 kam Schönna an die prachtliebenden Freiherren von Lichtenstein, denen es die jetzige Ausdehnung und Größe verdankt. Sie besaßen es bis 1752. Nach mancherlei wechselnden Besitzern blühte der verödeten Burg ein neues Glück, denn Erzherzog Johann von Oesterreich erwarb 1845 das Schloß und weilte hier oft und gerne, umgeben von alten Bauern aus Passeier und der Meraner Gegend, die sich in den Kriegsjahren 1797 und 1809 Verdienste und Ruhm erworben hatten. Der hohe Burgherr stellte die Burg in blühenden Stand und schmückte sie mit sehenswerthem Geräthe. Sein edles Herz hieng so sehr am Burggrafenamte, aus dem die kühnsten Kämpfer des Jahres 1809 hervorgegangen, und an Schönna, das so weit nach Passeier, der Heimat des „Blutzeugen von Tirol“, hineinblickt, daß er hier seine

letzte Ruhestätte finden wollte. Draußen auf sonnigem Bergvorsprunge ragt die zierliche, gothische Kapelle, weitschauend in das rebengrüne Etschland und das waldesdunkle Passerthal. In der kühlen Halle ruht seit 24. Juni 1869 Erzherzog Johann. — Die Burg ist nun im Besitze seines hochherzigen Sohnes, des Grafen von Meran, der ihr Liebe und Sorgfalt widmet, wie es sein hoher Vater gethan.

Schönna bietet eine der reichsten und schönsten Aussichten auf das in der Tiefe liegende Thal, in dem Meran und Mais weit sich ausbreiten, bis Partschins und auf die üppigen, wald- und felderreichen Berge nach allen Seiten. Einen Glanzpunkt des Panorama's bildet aber das gegenüberliegende Gebirge mit den Dörfern Tirol, Kuens und Riffian und der Einblick in die vom Schlosse Auer bewachte, schattige Waldschlucht von Longvall.

Das Wahrzeichen der Gegend von Meran und das Ziel aller Wanderer, die dies tirolische Eden durchstreifen, ist das sogenannte „Hauptschloß“, die älteste der Burgen, die dem Lande den Namen gegeben hat. Wie eine Königin thront sie stolz und sinnend, als ob sie uralter Zeiten gedächte, auf weinberggrünem Hügel und blickt weit in die lachende Runde. Wer könnte Meran verlassen, ohne diese historische Stätte betreten, ohne ihre unvergleichliche Fernsicht genossen zu haben?

Wir durchschreiten den Rennweg, die breiteste Straße Merans, wo einst Turniere und Lanzenstechen

gehalten wurden, und ziehen durch das Vinstgauer Thor ins Freie. Wie durch einen Garten wandern wir nach dem Dorfe Gratsch. Es ist ein lauschiger Pfad, zu dessen Linken ein erlenbeschatteter Bach rieselt und murmelt. Graugrüne Weiden umzäunen meist den Weg und die obstbaumreichen Wiesen. Bei dem ersten Hause des Dorfes begrüßen uns Weinberge, und dunkellaubige Feigenbäume umkleiden Häuser und Mauern. Das alte Dörflein schmiegt sich an den Fuß des Gebirges, von dem die Burgen Turnstein und Tirol niederschauen. Westlich von ihm breitet sich das stattliche Pfarrdorf Algund aus. Die Gegend zwischen beiden Dörfern ist so fruchtbar und reizend, daß die Volkssage hieher den Rosengarten des Zwergenkönigs Laurin verlegt. Und heuzutage gelten von diesem herrlichen Winkel die Verse des alten Gedichtes:

„Wer ihn sollte sehen an,
Der mußte all sein Trauern lân."

An dem Fuß des Schloßberges liegt die kleine Kirche St. Magdalena und ein stiller Bauernhof zwischen Weinbergen und üppigen Feigenbäumen. Das Gehöfte, das jüngst noch der Kircher Hans bebaute, wird wegen seiner preiswerthen Weine und seiner edlen Früchte von Gästen viel besucht. Von dieser lebensfrohen Stätte steigt der Weg ziemlich steil auf, und an einigen Einödhöfen vorüber gelangt man zum Schlosse Turnstein, das seit dem Beginne des 15. Jahrhunderts sich im Besitze der Edlen von Egen befindet. Einst eine enge, wehrhafte, mit mächtigem Thurm geschützte

Burg, ist sie nun mit wohnlichem Anbaue erweitert, und um das Schloß wuchern südlich-üppige Bäume und Büsche. Hier beginnt jene unbeschreibliche Aussicht auf das Etschthal, die uns bis zum Schlosse und Dorfe Tirol begleitet. Das grüne, dörfer- und burgenreiche Thal, das der Strom in breiten Windungen durchzieht, liegt geöffnet bis zu den waldigen Bergen von Leifers, die wie eine Mauer in bläulicher Ferne tief im Süden aufragen. Der ebene Weg führt an der ältesten Kirche dieser Gegend, die dem hl. Petrus geweiht ist, vorüber. Christliche Zwerge sollen dies kleine Kirchlein, das öfter erweitert werden mußte, in uralten Zeiten erbaut haben, während heidnische Riesen noch auf dem castrum Teriolis saßen und ihre wuchtigen Hämmer nachts auf den christlichen Bau der Kleinen warfen, um ihn zu zerstören.

Bald ragt unmittelbar vor uns die einstige Riesenburg mit epheuübersponnenem Portale und dem viereckigen Römerthurme empor. Welch reiche Erinnerungen knüpfen sich an dies Kastell! Unter Kaiser Theodosius, um's Jahr 379, der Sitz des Statthalters beider Rhätien und des Obersten der dritten Legion, dann bewohnt von siegreichen Gothen und Langobarden, im 12. Jahrhundert die Wohnstätte der churrhätischen (?) Grafen, welche dieses Teriolis zu ihrem Stammschlosse erhoben und das Gebiet von Pontalt in Engadin bis Greifenstein im Etschthale besaßen! Aber zu größerer Bedeutung kam die Burg, als Graf Meinhart der Zweite (1258—1295), der Erbe der mächtigen Grafen

von Eppan wurde und durch Verträge und Erbschaft List und Gewalt große Besitzungen im ganzen Gebirge erwarb. Die Burg Tirol schwang sich damals zum Range des „Hauptschlosses“ empor, denn Meinhart kann thatsächlich als der erste Landesfürst betrachtet werden. Welch buntes, bewegtes Leben herrschte dann hier unter dem lustigen Könige Heinrich von Böhmen (1310—1335) und seiner Tochter Margaretha (1335—1361)! Mit der Uebergabe des Landes an die österreichischen Herzoge erblich der Glanz der alten Burg, denn sie blieb nicht mehr Residenz der Landesfürsten, sondern ward der Sitz der Landeshauptleute an der Etsch, und vom Ende des 16. Jahrhunderts an wohnten nur noch ein Schloßhauptmann und ein Kapellan auf der altberühmten Landesburg. Im Jahre 1808 ward sie von der bayerischen Regierung an einen Bauern verkauft, allein 1816 löste die Stadt Meran die alte Stammburg ein und widmete sie dem geliebten Kaiser Franz.

Einen glänzenden Tag, der unser Schloß an alte Pracht gemahnen mochte, feierte die Burg, als im Jahre 1838 Kaiser Ferdinand der Gütige den Enkel des Sandwirthes hier mit dem Sandhofe belehnte. Welch buntes, malerisches Leben durchwogte damals die öden Höfe und Hallen! Die hochstämmigen Passeirer waren in ihrer Festtracht erschienen, vom blondlockigen Jungen bis zu den graugreisen Veteranen, und die Bauernschaft des Burggrafenamtes hatte die Blüthe ihrer Söhne zum Feste entsandt. Neben lärmender Musik klangen Trommeln und Schwegeln, die schon

in den siegreichen Kämpfen des vorigen Jahrhunderts erklungen, und vor den herrlichen Männerschaaren schwebten in heißen Stürmen zerfetzte Fahnen. Die Belehnungsfeier hatte sich zum hehrsten Huldigungsfeste gestaltet.

Treten wir in den weiten, von dicken Mauern umzirkten Schloßhof, so sehen wir, daß die Burg aus zwei Theilen besteht. Links am nördlichen Abhange des Schloßhügels steht die alte, zerfallende Burg mit dem Römerthurme und den Gemächern, in denen die minnedürstende Margaretha 1342 ihr Beilager mit Ludwig dem Brandenburger gehalten. Der Thorwart, der den Ankommenden freundlich begrüßt, führt uns aber zuerst in den neueren Theil, der in das wonnige Etschthal schaut. Dieser Bau verdient aber nicht ganz die Bezeichnung „das neuere Schloß“, denn der alte Saal, die romanischen Portale mit ihren ungeschlachten, aber merkwürdigen Bildwerken reichen bis ins zwölfte Jahrhundert zurück. Diesem alten Unterbau ist später ein zweites Stockwerk aufgesetzt worden, in dem die modernen Kaiserzimmer einen prächtigen Ausblick auf das sonnige üppige Thal und auf's Gebirge gewähren. Vom Westen schimmert der Laaser Ferner herein, vom fernen Süden grüßt uns das schon im Eckenliede genannte Jochgrimm. Als ich einst mit K. Simrock hier oben stand und zu Thale sah, sprach der berühmte Schilderer des Rheinlandes: „Im Vergleiche zu diesem Panorama besitzt der Rhein nur Miniaturbilder.“ Wir scheiden von der

historischen Burg und schlagen den Weg nach dem gleichnamigen Dorfe ein. Zur Linken ragen über Kastanienbäumen einige schlanke Erdpyramiden, rechts schießt eine breite Schlucht hinab, aus welcher die braune Ruine Brunnenburg malerisch aufragt. Nun betreten wir das „Knappenloch", einen hundert Schritte langen Tunnel, und wandern zwischen Kastanienbäumen und Weinbergen in das Dorf, wo man gerne von der Gartenterrasse des Rimmele-Wirthes in's paradiesische Thal niederblickt. Nach einiger Rast könnte man über den Küchelberg auf kürzestem Wege nach Meran niedersteigen, wir wandern aber eine halbe Stunde unter mächtigen Kastanienbäumen nordwärts und gelangen zum einsamen epheugrünen Schlosse Auer, das kek auf jähabstürzendem Felsen hinausgebaut das bachdurchrauschte „Fineleloch" beherrscht. Welchen Kontrast bietet die Aussicht aus dieser Burg! Aus den Fenstern gegen Osten sieht man in die enge Thalschlucht nieder, gegen Süden schaut man aber tief in das weite Etschthal hinein. Von hier aus genießt man auch den schönsten Anblick des reichbebauten Schönnaer Berges, über dem voll Majestät die riesige Granitpyramide des Ifinger in's Blaue starrt. Das Schloß, auf dem die Ritter von Auer schon 1217 erscheinen, ist ein alterthümlicher Bau mit schöner gothischer Halle, dämmernden Kemenaten und traulichem Erker. Wer denkt, wenn er in stillem Gelasse sitzt, nicht an den tapferen Kaspar von Auer, der so treu und muthig zu den von Herzog Friedrich bedrängten Starkenbergern

gestanden? Doch weg von alten Zeiten, hinaus in den schattenden Kastanienhain vor dem Schlosse, wo wir uns des reizendsten Ausblickes und der heitersten Gegenwart erfreuen können.

Hinter der lieben Veste zieht sich in nordwestlicher Richtung die waldesdunkle, wasserreiche Thalschlucht „Longvall", reich an rauschenden Sturzbächen. Durch die erfrischende Waldöde steigt man empor zur Tiroler Alm und den blauenden Bergseen, an deren Ufern erst der Speik (primula glutinosa) zu blauen und duften beginnt, wenn im Dorfe Tirol schon die edle Feige zeitigt und die Aprikose golden aus dem Blätterdunkel glänzt. Wildromantische Thalschlucht, der sich nur das kühne Schalders vergleicht, wer kann dich je vergessen! Von der Höhe des Spronserjoches kann man einen sehr lohnenden Weg nach Pfelders in Hinterpasseier unternehmen und nach südlicher Pracht die Großartigkeit naher Gletscherwelt bewundern.

*
* *

Die Burgen Schönna und Auer bewachen rechts und links den Eingang in dies schöne Thal, das sich anfangs vier Stunden lang in nördlicher Richtung hinzieht, und dann in zwei Thäler sich gabelt. Das von der reißenden Passer durchströmte Gebiet ist berühmt durch landschaftliche Schönheiten, durch den Heldenmuth seiner Bewohner und durch den Blutzeugen von Tirol — Andreas Hofer. Der Weg in dies vielbesuchte Thal geht zuerst an Schloß Zenoburg vorüber, steigt

dann links und führt durch liebliche Matten nach der Schlucht des Finelebaches, in welche Auer so stolz niederschaut. Immer begleitet uns der Anblick des herrlichen, saaten- und wälderreichen Schönnaer Berges. Bald erreichen wir das Gelände von Kuens, wo im achten Jahrhunderte der hl. Korbinian sich ansiedelte. Allmälig wurde die Gegend bebaut, und nun breitet sich ein Dörflein an sonniger Halde. Riesige Kastanienbäume bilden malerische Gruppen. In einer halben Stunde gelangen wir nach Riffian, dem römischen Rufianum, das mitten in Weinbergen liegt. Das schmutzige alte Dorf bietet keine Merkwürdigkeit, wird aber wegen seines Gnadenbildes von frommen Wallern häufig besucht. Haben wir der langgedehnten Dorfgasse den Rücken gekehrt, so beginnt jenes Gemisch von südlicher und nördlicher Vegetation, welches das Auge entzückt. Neben hellglänzenden Kastanienbäumen ragen dunkle Föhren und Fichten, dichter Epheu schlingt sich über Felswände und dabei blüht die röthliche Erica. Aus steilabfallenden Schluchten stürzen kleine Kaskaden in das von mächtigen Bäumen umschattete Rinnsal. Die Natur entfaltet hier schönes Stillleben, des Pinsels würdig. Nachdem wir durch kühlen Fichtenwald niedergestiegen, erreichen wir die Thalsohle, durchstürmt von der wilden Passer, die beinahe jährlich die Fluren verwüstet, die Brücken wegreißt und neue Wege sich schafft. Vor uns taucht ein schloßähnliches Gebäude auf, — der Schildhof Saltaus. Das Thal besitzt eilf solcher Höfe, welche die Ansitze eines ehemaligen Mittel-

adels waren. Nach alter Sage hat Graf Albert von Tirol, der mit seinen Leuten dem Kaiser Friedrich 1154 gegen Mailand Beistand geleistet, die zwölf tapfersten Passeirer sich zu Schildknappen erwählt und sie mit den genannten Höfen als adeligen Ansitzen beschenkt. Zur höchsten Blüthe gelangten die Schildhöfe unter König Heinrich und dessen Tochter Margaretha, die den schönen Passeirern in Huld und Liebe gewogen war. Die Besitzer dieser Höfe mußten dem Landesfürsten bei Festen als Leibwache mit Panzer, Speer und Schild dienen und waren verpflichtet, auf den Ruf des Fürsten als Reisige mitzuziehen. Dafür besaßen sie allerlei Rechte und Freiheiten, z. B. unbeschränkte Jagd und Fischerei innerhalb ihres Bodens. Die burgähnlichen Häuser waren mit einem aus Mörtel geformten Schilde bezeichnet und daher ihr Name. Die Freiheiten und Vorrechte sind allmälig verschwunden, aber immer noch erscheinen die Schildhöfer in festlicher Tracht in Meran oder auf dem Schlosse Tirol, wenn der alte Brauch es fordert, dem Landesfürsten zu dienen. Und daß sie, wenn des Kampfes eherne Würfel rollen, noch als muthige Kämpfer ausziehen, wie 1154, haben nicht nur die Jahre 1797 und 1809, sondern spätere Kriegsläufte bewiesen. Der erste und schönste dieser Höfe ist Saltaus, das Herr Val. Haller ehemaliger Bürgermeister in Meran, im Innern gar wohnlich und geschmackvoll herstellen ließ. Die folgenden Schildhöfe fallen dem Wanderer sogleich durch ihre Lage auf Hügeln und ihren mehr herrischen Bau auf.

Hinter Saltaus, das eine Sage als altes Mörderhaus bezeichnet, nimmt das Thal einen anderen Charakter an. Der Weinbau verschwindet und die Fichtenwälder senken sich oft bis zum Bache nieder. Aber die riesigen Kastanien- und Nußbäume zeugen von südlicher Lage. Das saftigste Sammtgrün der Wiesen erquickt das Auge und allüberall zeigt sich das üppigste Wachsthum. Denn der reißenden Passer wird nachgerühmt, daß sie durch den bei ihren Austretungen zurückgelassenen Sand und Schlamm die Gründe so fruchtbar mache, wie der Nil. Wer durch das Thal wandert, das zu beidenSeiten von waldigen, gar weichlinigen Bergen umgeben ist, dem begegnen oft Mädchen und Weiber, die schwer beladene Rückkörbe tragen. Es sind die sogenannten „Tragerinnen", die den Export und Import im Schweiße des Angesichtes gegen geringen Lohn besorgen und bei größter Sommerhitze siebenzig bis achtzig Pfund nach Meran schleppen. Kein Wunder, wenn die gerühmte Schönheit der Passeirerinnen bei solcher Anstrengung, bei anderen drückenden Arbeiten und schlechter Nahrung frühe verblüht.

Haben wir den Fluß überschritten, so kommen wir zur gefürchteten Kellerlahn, die jährlich Erd- und Steinmassen in das Thal rollt und die Ebene verheert. Sie entstand im Jahre 1678 in Folge zu weitgetriebener Waldschwendung. Ober dieser gefürchteten Muhre lacht die Alm hernieder, auf der sich Andreas Hofer verborgen hielt.

Bald breitet sich am rechten Passerufer das statt-

liche Pfarrdorf St. Martin aus. Das Thal weitet sich aus, und am linken Ufer erreicht man in einer Viertelstunde das Wirthshaus am Sand, ein einfaches Haus mit weitvorspringendem Giebeldache und breitem Holzsöller, geschmückt mit einigen Scheiben und einem Schilde, der die Krone trägt. Als ich im letzten Sommer diese ehrwürdige Stätte betrat, saß die junge hübsche Wirthin mit einem bildschönen Kinde auf dem Söller, bewillkommte mich freundlichst, führte mich durch die Kammern und zeigte mir die Erinnerungsstücke und die Kleider des Andreas Hofer. Auch das „Gedenkbuch„ ward vorgelegt. Ich durchsah die kurze Schilderung von des Sandwirths Leben und Thaten und las wieder die Worte, welche Erzherzog Johann am 30. Jänner 1835 dazu gesetzt: „Vorstehende Schilderung ist die beste, welche über diesen treuen, edlen Mann voll Einfalt, Redlichkeit und seltener Uneigennützigkeit gemacht wurde. Er war der, welcher sein biederes Land so schön vertrat, — er war der Blutzeuge von Tirol.“ Ja Hofer war die treueste, edelste, für sein Land begeistertste Seele ohne Falsch und Eigennutz, und deßhalb fiel ihm das unbedingte Vertrauen des Volkes zu, in ihm sah es zur Zeit der Erhebung seine Stütze und Hoffnung, seinen Führer und Retter. Und längst, nachdem der Edle in Mantua sein Leben verloren, glaubte das Volk, daß Hofer nicht erschossen, sondern nur entrückt worden sei, und zur Stunde der Gefahr erscheinen werde, um sein Land vor den Wälschen zu schützen.

Andreas Hofer ward am 22. November 1767 in diesem Hause geboren und wurde hier auch erzogen. Hier sog er in seiner Jugend die Liebe zum Kaiser und zum Vaterlande ein. Später trat er selbst die Wirthschaft an und trieb Getreide- und Pferdehandel, wodurch er mit vielen Menschen nah und ferne in engen Verkehr kam. Seine Biederkeit und Ehrlichkeit, sein gutmüthiges, heiteres Wesen gewannen ihm viele Freunde. Als nach dem Preßburger Frieden, 26. Dezember 1805, Tirol an Bayern gefallen war und in der Folge die bayerische Regierung dem Lande seine alte Verfassung nahm und das Volk in seinen heiligsten Gefühlen verletzte, stieg die Mißstimmung höher und höher. Sie ward dadurch noch gesteigert, daß Bayern mit dem verhaßten Frankreich im engsten Bunde war. Die Gährung wuchs mehr und mehr, und als es zur Erhebung 1809 kam, ward Hofer, der Mann allseitigsten Vertrauens, bald Oberkommandant von Tirol. Als solcher führte er sein Volk zu Siegen und Ehren, das Land wurde befreit. Aber bald wandte sich das Blatt, denn Tirol ward im Wiener Frieden preisgegeben und die Feinde nahten sich von allen Seiten. Als jede Hoffnung auf Rettung des Landes gesunken, verbarg sich Hofer vor seinen Feinden auf Brantach ob der Kellerlahn, ward aber von Josef Raffl verrathen, am 28. Jänner 1810 von den Franzosen gefangen und am 20. Februar zu Mantua erschossen. Mit der größten Seelenruhe schied der makellose Führer des tiroler Volkes von der „schnöden“

Welt. „Größer als je im Leben war der treue Hofer im Tode“ und das Gedächtniß des edlen Helden lebt verklärt in seinem Volke und im deutschen Liede fort. —

Auch die bildende Kunst verherrlichte den Heldenkampf der Tiroler, so Koch in seinem „Landsturme“, Schnorr in seiner „Schlacht auf dem Sterzinger Moose“, Gabl in seinem „Haspinger“. Am glücklichsten stellte aber unser berühmter Defregger Scenen aus dem Jahre Neun dar. Wer kennt nicht die Bilder: „Speckbacher und sein Söhnlein“, „das letzte Aufgebot“, „die Heimkehr“ und „Hofers Todesgang!“ Diese geben uns das vollste Volksleben jener tief erregten Zeit in ergreifender Wahrheit. Auf dem einen sehen wir, wie zur Zeit der höchsten Noth, die Greise zum Kampfe ausziehen, nachdem die Jünglinge und Männer längst schon in das Feld gezogen. Zum Aeußersten entschlossen, ernst und todesmuthig schreiten die Alten daher, als ob sie in das Grab steigen wollten. Gewitterschwüle Ruhe liegt über dem Bilde. — Den fröhlichsten Gegensatz bietet die „Heimkehr“. Der Sieg ist errungen und überschäumend vor Freude zieht die Blüthe der wehrhaften Mannschaft mit ihrer errungenen Kanone, mit erbeuteten Adlern und mit den Gefangenen in's heimatliche Dorf ein. Welch rauschendes Leben, welch unbeschreiblicher Jubel klingt aus diesem Bilde entgegen!

Nach Besichtigung des schlichten Hauses nahm ich auf dem Söller Platz, um bei einem Glase Rothwein mich zu erquicken.

„Mit Verlaub, sind Sie nicht der Herr Dr. . . .?„ fragte die jugendliche Wirthin.

„Ja wohl. Kennen sie mich?“

„Ja, ich habe sie oft gesehen, aber es ist vielleicht schon zwölf Jahre her, und ich war noch ein ‚Madl‘, aber jetzt habe ich mir gleich gedacht, daß Sie es seien.„

Die freundliche Gebieterin des Sandhofes ist eine Tochter des alten Brühwirthes in St. Leonhart, der Anno Neun bei dem Sandwirthe Läufer gewesen. Wie oft, wenn ich von dem Jaufen nieder gestiegen, kehrte ich ein in den gastlichen Räumen des renommirten Brühwirtshauses, und Holzknecht, ein naher Verwandter und Pathenkind des Andreas Hofer, erzählte von den Kriegsjahren, vom Sandwirthe, und berichtete Ernstes und Heiteres aus dem Thale.

Neben dem Hofe steht ein unansehnliches aber vielbesuchtes Kirchlein. Wandern wir thalein, so zeigt sich das beträchtliche Dorf St. Leonhart, die größte Gemeinde des Thales, und darüber ragt die stolze, sagenreiche Ruine der Jaufenburg. An den fruchtbaren Bergen ziehen die Felder und Wälder hinan und zahlreiche Einödhöfe beleben die Höhen. In der Tiefe ragen üppige Nußbäume, und mächtige Kastanienbäume schmücken den Fuß der Gebirge. Das Dorf, vom Wanserbache durchrauscht, war reich an Verkehr, als der Kuntersweg noch nicht gebaut war und Handel und Wandel über den Jaufen gieng. Noch am Beginne dieses Jahrhunderts war der Saumpfad nach Sterzing sehr belebt, nun verfällt er mehr und mehr.

St. Leonhart hat an der Mündung zweier Thäler eine glückliche Lage und bildet deßhalb den Hauptort des Thales. Ein interessantes Bild bietet es an einem Sonntage, wenn die Bauern sich zahlreich zusammenfinden, hochstämmige Männer und schlanke, blondgelockte „Buben" in ihrer kleidsamen Tracht. Ihr Erwerb ist außer dem kargen Ertrage ihrer Güter Viehzucht und Viehhandel. Hat der Sohn sechzehn Jahre erreicht, so gibt ihm der Vater einhundert oder zweihundert Gulden, um selbst einen Handel beginnen zu können. Der Bursche wandert nach Ungarn oder in die „Bokowina", „wo die Böcke „daheim sind", und fängt ein Geschäft mit Kleinvieh an, das er aus fernen Gegenden nach Meran treibt. Wie mir alte Bauern erzählen, ist dieser Erwerbszweig uralt, und schon ihre Urahnen („Urguggnähnen") hätten in der „Bokowina" Bekannte und Freunde gehabt. Einige bringen es durch diesen Handel zu erfreulichem Wohlstande, im Ganzen aber ist das Volk arm, lebt kümmerlich — und Viele können kaum ihren Hunger stillen. Was Wunder, wenn vor einigen Jahren ein Passeirer den Wunsch that, er möchte eine Wurst, die von Schönau nach Meran reicht, — also vierzehn Stunden lang ist, — haben. Wenn er um Weihnachten bei Schönau zu essen anfienge, würde er um Jakobi (25. Juli) schon im Dorfe St. Martin daran „grasen". Dieser Wunsch zeugt von der Phantasie des Passeirers, der Sagen und Märchen liebt und an „saftigen Anekdoten" seine Freude hat. Beinahe jeder Hof und jede Alm hat

hier eigene schöne Sagen. Am reichsten verklärt von der Volkspoesie ist die weitläufige Jaufenburg, das Stammschloß der Herren von Passeier, die im Jahre 1383 in den Besitz der Herren Fuchs von Fuchsberg kam, welche fast vierhundert Jahre sie zu Lehen hatten. Von ihren Fenstern sieht man durchs Thal hinaus nach dem Schlosse Löwenberg bei Meran, das ebenfalls Eigenthum der Fuchse war, und noch erzählt das Volk, daß mit dem Sprachrohre von der einen Burg mit der andern verkehrt wurde.

Von der Jaufenburg steigt man das Waltener Thal entlang zum Jaufen empor, dessen Höhe man in drei starken Stunden erreicht, und von dort in der gleichen Zeit nach Sterzingen im Eisackthale nieder.

Reizender als dieser Weg ist ein Gang in das Hinterpasseier, das sich nordwestlich bis an den Fuß des Timbel hinzieht. Alle Wunder wildromantischer Bergnatur: steil ansteigende Felsmauern, tiefe dunkelnde Thalschluchten, jäh abfallende Kaskaden und ein wasserreicher Bergbach, der schäumend, brandend und tosend über mächtige Felsblöcke rast oder durch enge Schluchten zischend sich zwingt, rollende Lawinen und drohende Muhren findet der Wanderer in diesem wälderreichen Hochthale. Früher schmückte auch ein klarer Bergsee die Gegend bei Rabenstein, wurde aber 1774 zum Schaden des Thales, das der stürmische Abfluß verheerte, trocken gelegt. Von Rabenstein führt ein Pfad nach dem wieder aufblühenden Bergwerke Schneeberg und von dort in das sehenswerthe Thal Ridnaun und

nach Sterzingen. Die meisten Besucher unseres Thales besteigen aber von Schönau aus das Timbeljoch und wandern dann durch das berühmte Oetzthal nach Silz im Innthale.

Ein anderer Weg, der Touristen nicht genug empfohlen werden kann, führt von Moos nach dem hochgelegenen Pfelders (1628 M.), auf das ein Gletscher niederblickt. Von diesem Dorfe armer Hirten wandert man empor zum Spronser-Joche. Welch reicher, unbeschreiblicher Ausblick auf die weißglänzenden Ferner, auf walddunkle Berge, grüne Matten und tiefliegende Thäler! An den Bergseen vorüber steigt man durch das enge Waldthal Longvall nach Meran nieder. — Wer, der diesen lohnenden Gang jemals gemacht, trägt nicht die schöne Errinnerung daran durch sein ganzes Leben! —

6.

Von Meran bis Bozen.

Wir sagen der lieben Stadt Meran „Lebewohl", von der Spitalbrücke grüßen wir links noch einmal die villenreichen Halden von Obermais und werfen nach rechts einen Scheideblick gegen Vorst und das schön gelegene Partschins. Rasch fährt man durch Untermais, und nun zeigt sich zur Rechten das uralte Dorf Marlingen, das sich wie ein Gürtel um den Fuß des Berges hinzieht. Zur Linken breitet sich Obermais vom stillen Trautmannsdorf bis Goyen und Schönna aus, terrassenhaft aufgebaut. Durch das Thal schweift aber in weiten Schlangenlinien die träge dahinfließende Etsch. Ihr stürmischer Jugenddrang ist gebrochen, behaglich dehnt sie sich zum Verderben der Fluren nun aus. Wir blicken hinüber über ihr weites Bett auf das weinreiche Gebirge, an dem das Dorf Tscherms sich zeigt, und darüber erhebt sich die ausgebreitete Veste Löwenberg, eine der schönsten Burgen des Landes. Das Geschlecht ihrer Erbauer, der Ritter von Löwenberg, erlosch schon 1426, aber die folgenden Besitzer,

die Fuchs von Fuchsberg, erweiterten die kleine Veste zum umfangreichen Prachtbau und statteten diesen mit Bildern und Waffensammlungen aus, die nun verstoben und verschollen sind. Dagegen besitzt das Schloß eine reizende Lage, duftende Gärten, liebliche Rasenplätze, schattige Haine und herrlichste Rundsicht auf das Etschland und seine Berge. Diese Vorzüge haben unsere Burg zum Lieblingsaufenthalte vieler Fremden, z. B. des Dichters J. F. Lentner und des Professors Dr. v. Lasaulx, gemacht.

Zu unserer Linken aber sitzt ob der Straße auf einem Felsenvorsprunge das alterthümliche Schloß Katzenstein, von mächtigen Baumgruppen umgeben, und darüber auf höherem Felskopfe ragt die imposante Fragsburg. W. Menzel nennt das Thal zwischen Meran und Bozen die burgenreichste Gegend Deutschlands. Und mit vollstem Fuge. Denn zu beiden Thalseiten hebt sich Burg an Burg. An der Straße erreichen wir bald Burgstall, auf das vom epheuumrankten Porphyrhügel die Ruine gleichen Namens niederblickt, der Sitz des mächtigen Volkmar von Burgstall, des Günstlings der Gräfin Margaretha, der aber ihre allzugroße Huld später mit dem Hungertode auf der Veste Straßberg büßen mußte.

Jenseits des Flusses, hinter dunkelnden Erlenauen, zieht sich an dem Berge das langgestreckte Dorf Lana hin, überragt von Braunsberg, welches den Eingang in's Ultenthal bewacht, und von der Ruine Altbrandis; höher auf einem Felskopfe sitzt das graue Leonburg.

Darüber breitet sich aber das lachende Gelände von Völlan mit seiner palastähnlichen Maienburg und bald zeigt sich auch auf derselben Terrasse das alte Pfarrdorf Tisens mit den Schlössern Fahlburg, Katzenzungen und der doppelthürmigen Weerburg.

Bald gelangen wir bei dem Dorfe Gargazon, das dritthalb Stunden von Meran entfernt ist, an die südliche Grenze des Burggrafenamtes. Hinter dem Dorfe starrt auf mäßiger Höhe der viereckige Kröllthurm, neben dem der Aschlerbach eine schäumende Kaskade bildet. Dies Gewässer war nach dem Vertrag von Verdun (843) Grenze zwischen Deutschland und Wälschland, und von 1810 bis 1813 zwischen den Königreichen Bayern und Italien. Bei Vilpian stürzt der Möltener Bach als malerischer Fall nieder. Am rechten Etschufer drüben lehnt am Bergfuße das Dorf Nals, beschützt von dem großen Schlosse Schwanburg, gepriesen wegen seiner edlen Rothweine. Weiter südwärts zeigt sich Andrian, bei dem wiederholt römische Funde gemacht worden, und in seiner Nähe ragt Festenstein auf unzugänglichem Felsen. Die Gegend am rechten Etschufer mit alten Dörfern und Häusern, mit ihren Waldköpfen und schattenden Schluchten, überragt von der Dolomitmauer des Mendelgebirges entzückt durch Mannigfaltigkeit und Fruchtbarkeit das Auge. Wir gelangen nun auf der Straße zum Dorfe Terlan, das wegen seiner ausgezeichneten Weine großen Ruhm genießt und durch seinen schiefen Kirchthurm berühmt war, der gerade sich aufrichten sollte,

wenn einmal eine reine Jungfrau des Weges kommt. Das wohlhabende Dorf liegt an einer rebenreichen Bucht, die dem herrlichsten Garten gleicht, wenn die unzähligen Mandel- und Pfirsichbäume in voller Blüthe schimmern. Südwärts vom Dorfe ragt auf vorspringendem Felsen die Burg Neuhaus, vom Volke „das Schloß Maultasch" genannt, weil hier diese Landesfürstin gerne geweilt haben soll.

Ehe wir nach dem weinberühmten Siebeneich, an dem die bekannte Sage von Authari's Hieben haftet, gelangen, erblicken wir schon die auf jäh ansteigendem Felsen erbaute Burg Greifenstein, die in das Himmelsblau emporragt. Eines der ältesten und festesten Kastelle des Landes, einst Besitz der Welfen, kam es später in die Gewalt der Starkenberger und war ihr Hauptstützpunkt im Kampfe gegen Herzog Friedrich, der die Burg nach langer Belagerung 1426 einnahm. Hierbei wurde zum ersten Male in Tirol die neuentdeckte Kraft des Schießpulvers benützt. Das Volk nennt diese Veste das Sauschloß, weil die in der Burg Bedrängten ein Schwein über die Mauer geworfen haben sollen zum täuschenden Beweise, daß sie noch Ueberfluß an Lebensmitteln besäßen.

Vom rechten Ufer grüßt das hochthronende Hocheppan herüber, daneben ragt Boimunt, und das weichlienige Mittelgebirge von Ueberetsch mit der stolzen Kirche von St. Pauls, mit Dörfern und Burgen dicht besät, schiebt sich weit in das fruchtbare Thal

vor. Auf dem äußersten Vorsprunge des lustsamen Vorgebirges erhebt sich die großartige Burg Sigmundskron, das alte Formigarium, wohl das ausgedehnteste Kastell des Landes. Das Thal weitet sich und vor uns taucht Gries mit seinen stattlichen Villen aus Weingärten auf. Hochwipfelige Cypressen schmücken diese windstille, milde Gegend, in welcher der Lorbeer und der Oelbaum, Myrten und Agaven im Freien üppig gedeihen und sich der breitblättrige Kaktus über Mauern und Felsen legt. In neuester Zeit ist dieser selige Winkel ein vielbesuchter Kurort. In der Mitte des stattlichen Dorfes steht das Benediktinerkloster Gries-Muri mit der freundlichen Kirche, welche von dem bekannten Künstler Martin Knoller mit werthvollen Fresken und Oelgemälden reich ausgestattet ist.

Wir fahren über die breite Talferbrücke und vor uns liegt die alte Handelsstadt, aus welcher der hohe Pfarrthurm mit zierlich durchbrochenem Dache aufragt.

7.

Bozen.

Die Gegend von Bozen hat, abgesehen von ihrer südlichen Fülle und Ueppigkeit, einen eigenthümlichen Reiz. Denn die verschiedenen Gebirgsformationen geben ihr seltenen Wechsel. Im Westen zieht sich langgestreckt die starre Dolomitwand des Mendelgebirges, gegen Norden ragen röthliche Porphyrhügel, und von Osten schaut wie eine Kolonne von Dolomitsäulen und Thürmen der Rosengarten über grünes Vorgebirge in's Thal herein. Und allüberall lachen Dörfer und Gehöfte, weißdachige Kirchlein und alte Burgen nieder. Weit öffnet sich das gesegnete Thal gegen Süden. Die Stadt, die gegen 9500 Einwohner zählt, liegt am linken Ufer der aus dem Sarnthale strömenden Talfer, nicht weit von der Mündung des Eisacks in die Etsch. Die Ebene, in der sie sich ausdehnt, ist ein lachender Garten voll Reben und edler Obstbäume. Sogar Pinien erheben ihre runden Nadelkronen zwischen Feigenstauden und Mandelbäumen. Wie die Vegetation an das nahe Italien erinnert, so auch mancher Bau mit den luftigen Dachhauben, so das rege, laute

Leben und Treiben, und zwischen deutschen Lauten erklingen die weichern Klänge italienischer Zunge.

Die günstige Lage an der Mündung dreier Thäler ließ hier frühe einen befestigten Ort erstehen. Denn schon zu Römerzeiten stand in der Nähe die Station Pons Drusi, und unter der Herrschaft der Ostgothen wird Bozen schon erwähnt, das später im wechselnden Besitze der Langobarden und Bayern erscheint. Um das Jahr 680 residirten bayrische Grenzgrafen in dieser Stadt. Später gehorchte sie den Herren von Eppan und fiel endlich in die Hand der Grafen von Tirol. Im Mittelalter schwang sich Bozen, das den Verkehr zwischen Deutsch- und Wälschland vermittelte, zu hoher Blüthe empor. Seine berühmten Messen waren von den Kaufleuten aus Augsburg, Ulm, Calw und Nürnberg ebenso besucht, wie von den Handelsleuten aus Venedig, Sinigaglia und Genua.

Außer dem Handel hatte Bozen eine reiche Erwerbsquelle an seinen im Mittelalter hochberühmten Weinen. Als Bischof Ulrich von Augsburg den gelehrten Mönchen in St. Gallen eine Ehrung anthun wollte, schickte er ihnen eine Ladung Bozner Wein, und Wolfram von Eschenbach und andere Dichter rühmen den edeln Bozner. In Ulm und Calw waren Niederlagen des beliebten Trunkes, der in den sonnigen Leiten dieser Gegend gedieh.

Mit dem Reichthum früherer Zeit hielt Pomp und lustiges Leben gleichen Schritt. In Bozen fand bis vor hundert Jahren am Fronleichnamstage eine

so prachtvolle Prozession statt, wie sich deren nur München rühmen konnte; auf dem dichtbesetzten Obstplatze wurden Ringelrennen, Schäfflertänze gehalten, auf dem Musterplatze aber das Drachenstechen, wobei das Gedränge auf viele Tausende Zuschauer anschwoll. Ueberhaupt blühte im Etschthale noch im vorigen Jahrhunderte ein heiteres, lustiges Leben mit Sang und Klang, mit Mummenschanz und Tanz. Wie gerne erzählen noch alte Leute, wie bei der Arbeit gesungen und bei Hochzeiten und Festen wacker getanzt worden sei. Später wurde das Lied verpönt und gegen die Tänze wurde vom Klerus heftig geeifert. Wer tanzte oder das Tanzen förderte, fiel in die Ungnade aller Frommen.

Von der glänzenden Vergangenheit Bozens geben noch seine schönen Bauten Zeugniß. Das im italienischen Stile gebaute Merkantilgebäude, die gothische Pfarrkirche mit romanischen Resten, die Franziskanerkirche mit dem merkwürdigen Kreuzgange, die nun profanirte herrliche Dominikanerkirche und das deutsche Haus sind Werke, die in Deutschtirol sonst vergebens gesucht werden. Daß man bildende Künste mit Liebe pflegte, zeigen die schönen altdeutschen Altäre in der Franziskuskapelle des Franziskanerklosters und in der alten Pfarrkirche in Gries, sowie die zahlreichen Fresken, bei denen deutsche und italienische Einflüsse sich zeigen, in den alten Kirchen der Umgegend, besonders in der zu Kampill, die wegen ihrer Gemälde aus dem 15. Jahrhundert einen Besuch verdient.

Steht Bozen nicht mehr auf dem Höhepunkt frühern Glanzes, so ist es dennoch die behäbigste Stadt im deutschen Landestheile und zeigt noch regsten Verkehr und Handel. Man besuche den vielbelebten Obstplatz auf dem einst Goethe und Herder auf ihrer Durchreise gewohnt, oder man mache einen Gang durch die langen Lauben, und ein lebensvolles Bild raschen Treibens erfreut das Auge. Und wie wogt das Gewühle an Markttagen auf dem weiten, schönen Johannisplatze, der bald mit einem herrlichen Standbilde Walthers von der Vogelweide geschmückt werden soll!

Wer aber Muße hat, der besuche auch die duftenden Gärten dieser Stadt, die wegen ihrer Blumenliebe und Blumenpracht den Namen „rhätisches Florenz" verdient. Kein Ort Tirols hat solche Weihestätten der Flora aufzuweisen, wie das handeltreibende Bozen. Welch glänzende Farbenpracht, welch berauschender Blüthenduft, welch üppiges Wachsthum südlicher Pflanzen überrascht und entzückt uns, wenn wir die Gärten des Erzherzog Heinrichs, des Ritters von Toggenburg, des Barons von Goldegg, des Herrn Moser oder den des Dr. Streiter besuchen, wo im dunkeln Lorbeerschatten Goethe's und Schiller's Marmorbilder träumen. Und zwischen Cypressen und Pinien, zwischen Lorbeerbüschen und Myrthenhecken glühen die seltensten Rosen, prunkt die feuerrothe Blüthe des Granatenbaumes, und an exotischen Bäumen vorüber murmelt der eilende Bach, rauscht die fallende Fontäne und bringt Leben und Kühle in diese Heiligthümer der Blumengöttin. —

Nachdem wir unser Auge an den Gärten erfreut, wollen wir einen Gang vor die Stadt unternehmen. Wir durchstreifen den belebten Obstplatz, der nicht nur edle Früchte, sondern auch interessante Volkstypen und Trachtenbilder bietet, und wandern durch die enge Fleischgasse in's lachende Freie. Vor der Talferbrücke besteigen wir die Wassermauer, welche das breite, öde Flußbett von traubenreichen Weinbergen trennt, und gehen auf derselben nordwärts. Welch reicher Ausblick nach allen Seiten! Rechts aber träumt in der Tiefe zwischen Weingärten das Schloß Maretsch, einst ein Römerbau, was die römischen Funde bestätigen. Jenseits des Flusses lacht ein Landschaftsbild voll Zauber herüber: der gescheibte Thurm, ein uraltes Bauwerk, neben einem Wasserfalle, der lustig niederstürzt, darüber und darunter hübsche Häuser und das alte Kirchlein St. Oswald. Lachendes Grün und mächtiger Baumschlag schmücken das schön aufgebaute Bild. Ueberhaupt übt der Guntschnaberg mit seinen röthlichen Porphyrmassen, mit seinen hellgrünen Wiesen und malerischen Gehöften einen eigenen Zauber. Vor uns lacht der schloßartige Ansitz St. Anton mit ragenden Cypressen und sonnigen Gärten am Eingange der Talferschlucht, über der links auf hohem Felsen das stolze Schloß Rafenstein kühn aufragt. Weithin beherrscht diese Burg, auf der am Ende des 16. Jahrhunderts der Freiherr Marx Sitich von Wolkenstein historischen Studien sich widmete, die ausgedehnte, herrliche Gegend und lokt Freunde reizender Aussicht zu einem Besuche.

Wandern wir an St. Anton vorbei thalein, so überwölben breitkronige Kastanienbäume den einsamen Pfad, und vor uns steigt auf mäßigem Hügel das von V. Scheffel besungene, von Kunstfreunden viel besuchte Schloß Runkelstein, die Wartburg des Tiroler Landes, in voller Majestät empor.

8.

Sarnthal.

Am Fuße des Schloßhügels von Runkelstein vorbei führt der Weg in's Sarnthal, das, seitdem die neue Straße erbaut worden (1854), das Wanderziel vieler Touristen, namentlich aber der Maler, bildet. Gleich hinter dem Schlosse treten wir in die großartige Felsschlucht, durch welche neben der schäumenden Talfer mühsam der Weg sich an dem Berge hinwindet. Am rechten Ufer des Bergstroms trauert das graue Schloß Ried in melancholischer Einsamkeit und von der Höhe lugt das stolze Rafenstein nieder. Die mächtig und senkrecht aufsteigenden Felsen hemmen jede Aussicht und scheinen oft den Weg zu versperren. Dennoch führt derselbe glücklich durch die grausigen Klammen, die mit allen Reizen wildester Bergesromantik reich ausgestattet sind. Seltsam geformte Felsen, epheuübersponnene Wände, rauschende Sturzbäche, schwindlige Brücken sind reichlich vorhanden. Schön ist das Bild, wo das uralte Schloß Wangen von hellgrüner Wiese in die graue Schlucht niederschaut, grauenerre-

gend ist der Mackner Kessel', ein Tobel voll wilder Felstrümmer, durch welche die Talfer schäumend braust. Wie erhaben aber ist die Szene, wo der Johanneskofel beinahe senkrecht 250 Meter aufragt, auf dessen Scheitel ein uraltes Kirchlein steht! Nicht ohne Grund wird der erste Theil des Sarnthales als das Eldorado aller Landschafter, die für romantische Gegend Sinn und Liebe haben, gepriesen.

Nach drei Stunden weitet sich die Schlucht und Waldesgrün tritt an die Stelle grotesker, nackter Felsmassen. Ein liebliches Bild bietet das von der blauen Talfer durchströmte Dorf Sarnthein, die Metropole des ganzen Thales. Umgeben von saftiggrünen Matten liegt es stadtähnlich da. Die Berge des rechten Ufers zeigen gar weiche Formen und sind bis zur Höhe bewachsen und bewaldet, während links die durch ihre Aussicht berühmte Sarnerscharte kahl und schroff ansteigt. An ihrem Fuße thront das Schloß Reineck, „das ganz lombardisch aussieht. Die schöne tiefgelbe Farbe, die maßlose Dicke seiner Mauern und die romanischen Doppelfenster mit den zierlichen Mittelsäulchen geben ihm ein eindrückliches Ansehen". Im stattlichen Dorfe selbst stehen noch zwei Burgen, Kranzelstein und Kellerburg, die sowie die große Kirche dem Orte nicht zu geringem Schmucke gereichen.

Ein buntes Bild bietet das Dorf an Sonn- und Feiertagen, wenn das Volk aus Nah und Ferne herbeiströmt. Ehemals trugen die breitschulterigen Sarner rothe Jacken und grüne Hosenträger, nun ist diese

frische Tracht auch meist verschwunden. Die Männer werden wegen ihrer Größe und Stattlichkeit gerühmt, den Weibern sagt man aber unschöne Plumpheit nach. Nur die hintersten Dörfer des Thales sollen sich preiswürdiger Schönheiten erfreuen. Einer Ueberlieferuug zufolge sollen die schweinefleischessenden Sarner Nachkommen der Gothen und aus der Sterzinger Gegend eingewandert sein. Einige Färbungen ihres früheren Dialekts, die Bildungssilbe ar für er, der Doppellaut au für o scheinen dafür zu sprechen; nun ist seit der Eröffnung der neuen Straße die alte Mundart der „Sarnar" sehr abgeschliffen und modernisirt worden. Zu den merkwürdigen Erinnerungen des idyllischen Sarnthein gehört, daß Aeneas Sylvius Piccolomini, später Papst Pius II., hier wohlbestellter Pfarrer gewesen, und daß im 16. Jahrhunderte die Wiedertäufer unter dem Volke großen Anhang gefunden. Noch wird vom frommen Hirten Wendelin, der sich der Sekte hingab und prophetische Gabe besessen haben soll, und vom Irscher Bauern, der für die neue Lehre muthig starb, oft und viel erzählt. Auch die Gräuel der Hexenprozesse verschonten nicht das stille Thal, und Barbara Pachlerin endete nicht allein auf dem Scheiterhaufen.

Bald hinter dem Hauptorte bei Astfeld theit sich das Thal in zwei Arme. Der rechte geht nach dem idyllischen Durnholz mit seinem grünen, fischreichen See, und ein lohnender Weg führt von dort in das waldesgrüne Thal von Schalders, der linke geleitet

uns aber nach der hintersten Ortschaft des Thales, dem alpenmäßigen Pens, das heiter in einem freundlichen Hochthalkessel ruht. Von diesem Dorfe führen Wege über das Penserjöchl nach der Station Freienfeld, oder in das Jaufenthal und nach Sterzing.

9.

Burgen in Bozens Umgebung.

Wolfgang Menzel nannte, wie ich schon bemerkt, das Etschland von Meran bis Bozen die burgenreichste Gegend, so weit die deutsche Zunge klingt. Und mit vollem Rechte: das von Kastellen und Warten so reich geschmückte Rheinland kann sich mit der Meraner und Bozener Gegend in dieser Beziehung nicht messen, und selbst das schöne Vinstgau steht den Rheingegenden an Schlösserzahl nicht nach.

Die Geschichte erklärt uns das Räthsel dieser Fülle von befestigten Bauten. Schon vor den Römern hatten die Rhätier hier ihre wehrhaften Plätze; als später die Römer den Widerstand der früheren Bewohner gebrochen hatten und Herren des Landes an der Etsch und am Eisack geworden, bauten sie eine Kette von Kastellen und Wartthürmen. Die romanischen und vorrömischen Namen derselben haben sich bis auf unsere Zeit erhalten und geben Zeugniß für das Alter und die Abstammung vieler Burgen. Als endlich Deutsche die Macht der Weltbeherrscher im Gebirge gebrochen

hatten, ließen sich Gothen, Langobarden, Bayern und Franken im eroberten Gebiete nieder, saßen in den alten Kastellen oder bauten sich neue Burgen.

Die Wege den Eisack und die Etsch entlang oder über Chur waren die beliebtesten nach Italien und wurden Völkerstraßen. Bozen wurde der berühmteste Handelsplatz zwischen Deutschland und Italien, Meran war seit der Gründung Tirols durch Meinhart II. die Hauptstadt des Landes. Kein Wunder, daß sich alte mächtige oder junge hochstrebende Geschlechter hier im reichgesegneten Etschlande, wo die Traube glüht und die Feige schwillt, mit Vorliebe ansiedelten, alte Burgen erwarben oder neue Schlösser und Edelsitze erbauten!

Meran ist von einem Kranze solcher ehrwürdigen Bauten umgeben, wie das Handel treibende Bozen. Wer kennt deren Namen! — manche Ruine liegt vergessen und verklungen, wie Dornröschens verzauberte Burg, im dichten Gestrüppe oder unzugänglichen Waldesgrunde.

Einst hatte meine Freundin Johanna von Isser den schönen Plan gefaßt, alle Burgen Tirols zu zeichnen, und über vierhundert Aufnahmen liegen sorgfältig ausgeführt vor. J. von Hormayr, der bekannte Historiker, wollte den Text dazu schreiben. Einige Hefte dieses preiswürdigen Unternehmens erschienen in London — aber bald ward das Fortschreiten der „Ansichten von Tirol" gehemmt. Sollte der weitgreifende Plan der geistreichen Frau nicht wieder — aufgegriffen werden?

Wir bewegen uns in engerem Kreise und beschauen die bedeutenderen Burgen in Bozens Umgebung. Ich

lade meine Leser zu einem kleinen Spaziergange an die Talfer ein.

Durch die enge Fleischgasse wandern wir zur Talfer-brücke, von wo aus wir das hochragende Ravenstein, das weitberühmte Runkelstein, die verfallende Haselburg, das uralte, weitgedehnte Sigmundskron, das fern-blickende Hocheppan am Fuße der Mendelwand und im Osten das stattliche Schloß Karneid, welches den Eingang ins romantische Eggenthal bewacht, erblicken. Wohin das Auge schweift, begegnen uns somit ehrwürdige Bauzeugen alter Herrlichkeit. Die Rundschau von der Talferbrücke gehört zum Reizendsten, was Tirol bieten kann. Wechselnde Gebirgsformationen, Dolomiten- und Porphyrgebilde, herrliches, fruchtbares Mittelgebirge, lachende Ortschaften, Dörfer und Weiler, malerische Burgen und Kirchlein! Wer kann sich sattsehen an diesem so wechselreichen, bezaubernden Panorama! — Von der Brücke gehen wir nach dem rasch aufblühenden Kurorte Gries, wo Feigenbäume über epheuumrankte Mauern die Aeste breiten, wo schlanke Cypressen ragen und Myrthen, Agaven und Kakteen an sonnigen Felsen wildwachsend gedeihen. Kunstfreunde besuchen gerne die mit M. Knoller's Fresken geschmückte Klosterkirche. Wir steigen aber zur schönen gothischen Pfarrkirche empor, die einen sehenswerthen Altar aus dem 15. Jahrhundert besitzt. Vor der Kirche bietet sich eine bezaubernde Aussicht auf Nah und Ferne, auf die blühenden Gefilde und die graustarrenden Gebirge.

Wir verlassen dies „Luginsland“ und wandeln am

rechten Talferufer nordwärts zum „Gescheibten Thurme“, der am Fuße des höfebesäten Guntschnaberges an der Mündung einer Schlucht, in die ein Bergbach stürzt, erbaut ist. Ein malerisches, geschlossenes Landschaftsbild! Den runden Thurm wollte man einst als römisches Werk erklären, aber die Bauart weist auf spätere Zeit. Er ist nur der Rest einer mittelalterlichen Veste, die zur Zeit Meinhart's II. noch gestanden hat. Daneben liegt die alte Oswald-Kapelle mit einem Bilde der „heiligen Kummernus“ (Wilgefortis). Beide mythische Heilige, die wir hier verehrt finden, bezeugen das hohe Alter dieser Kapelle. St. Oswald, der englische König, ist längst als christliche Unterstellung des heidnischen Gottes Odin-Wuotan nachgewiesen. Welche germanische Göttin steckt aber hinter der bebarteten Jungfrau am Kreuze, die ihren Pantoffel dem armen Geigerlein spendet? Die Legende ist durch ganz Deutschland bis weit in den Norden verbreitet, und Justinus Kerner, wie Guido Görres haben die Sandalen schenkende Heilige besungen. Verfehlt ist der Versuch, in derselben eine Venus barbata zu endecken. — Weiter wandernd folgen wir dem Pfade zur Talferbrücke bei St. Antoni oder Klebenstein, überschreiten dieselbe und ziehen zwischen Weinbergen oder unter breitkronigen Kastanienbäumen nach dem berühmten Runkelstein, der tirolischen Wartburg. Denn wie diese ist unser vielbesungenes Schloß ein gefeierter Sitz der Kunst und Poesie gewesen. Sei gegrüßt,du alter Musensitz, der so feierlich und traut vom mäßigen Schloßberge niederblickt, bewacht von

dunkler Cypresse! Im Oktober 1847 betrat ich zum ersten Male deine heiligen Hallen, und seitdem ist die alte Liebe für dich jung und frisch geblieben.

Die Burg, auf welche J. Görres und König Ludwig I. von Bayern die Aufmerksamkeit der Künstler und „Romantiker" gelenkt haben, war einst Besitz der mächtigen Herren von Wanga, deren Stammschloß weiter nordwärts im malerischen Sarnthale liegt. Am Schlusse des 14. Jahrhunderts kam sie an Niclas Vintler von Bozen, Herzogs Leopold von Oesterreich Rath und Amtmann, und Franz Vintler. Da begann für das Schloß die goldene Zeit. Die reichen, kunstsinnigen Besitzer erweiterten dasselbe, bauten einen neuen Flügel, zwei Thürme und eine Kapelle und schmückten Hof und Gemächer mit Wandbildern, die der Heldensage und höfischen Dichtung entnommen sind. Eine Bibliothek wurde angelegt; Heinz Sentlinger, der Schreiber aus München, schrieb hier eine Weltchronik ab, und Hans der Vintler brachte 1411 die „Blumen der Tugend" in Verse. Künstler und Dichter, besonders Oswald von Wolkenstein, giengen ab und zu. Das damalige Leben und Streben auf Runkelstein hat Hermann Schmid in seinem Romane „Friedel und Oswald" aufs Lebendigste geschildert.

Eine zweite Blüthe erlebte das Schloß unter Kaiser Maximilian, dem „letzten Ritter", der es selbst besuchte, der seine Freude an den alten Bildern fand und dieselben am Beginne des 16. Jahrhunderts restauriren ließ. Die sorgfältige Erhaltung Runkelsteins lag unserem

romantischen Kaiser ebenso am Herzen, wie das Heldenbuch an der Etsch, welches er durch Hans Ried, Zöllner in Bozen, abschreiben ließ. Im Jahre 1501 übergab der Kaiser dem Landsknechtführer Jörg von Freundsberg die Pflege und Hut der geliebten Burg. 1538 gelangte sie an den Grafen Christoph von Lichtenstein und blieb im Besitze seines Geschlechtes bis 1754; nun wurde sie Mensalgut der Fürstbischöfe von Trient, die sich aber um den profanen Bau nicht viel kümmerten. So verfiel das berühmte Schloß mehr und mehr, — und in einer Nacht des Jahres 1868 stürzte eine Wand der mit Gemälden geschmückten Säle in die Tiefe. Manchem eingebornen „Romantiker" gieng das Unglück der vielgefeierten Burg schwer zu Herzen, und Fremde höhnten über ihr trostloses Schicksal. Es handelte sich um Sein und Nichtsein eines tirolischen Kleinods. In jenen Tagen von Runkelsteins Schmach vertraute ich auf den guten Burggeist und die Fürbitte des höchstseligen „letzten Ritters" und beschloß endlich als Erzromantiker und „letzter treuer Knappe" des in den letzten Zügen liegenden Schlosses ein unterthänigstes Promemoria abzufassen, dessen kurzer Sinn darin bestand: unser ritterlicher Kaiser möchte sich der Lieblingsburg eines seiner größten und berühmtesten Ahnen, des „letzten Ritters", huldvollst erbarmen. Und siehe, meine fromme Zuversicht hatte mich nicht ganz getäuscht! — An einem schönen Maimorgen 1874 erhielt ich die hocherfreuliche Zuschrift, daß die nothwendigen Herstellungen auf Kosten des Staates vorgenommen

und zur Restaurirung des Schlosses geschritten werden solle. Ein Kredit bis zu dem Betrage von 1200 Gulden sei bewilligt. Welch süßes Frühlingslied! — Wirklich wurde das Nothwendigste zur Erhaltung der Burg ins Werk gesetzt, — doch sie war verkäuflich, wer wird sie erwerben und retten? Da überraschte mich Freund Alois Gabl, der berühmte Maler in München, mit der Nachricht, daß er mit einigen Genossen einen Kaufantrag an die fürstbischöfliche Mensa gestellt habe und daß man das Schloß zu alten Würden und Ehren bringen wolle.

Während man täglich auf den Kaufabschluß wartete, kam die Kunde, daß Erzherzog Salvator von Toscana die Burg erworben habe, — und nach kurzer Zeit verbreitete sich „die frohe Mähr", daß Runkelstein in den Besitz Kaisers Franz Josef übergegangen sei. Nach zehn Jahren war der Wunsch meines Promemoria in Erfüllung gegangen. —

Wir betreten den traulichen Schloßhof. Von dem Söller begrüßen uns die bekannten Triaden, welche die besten Kaiser und Könige, die bewährtesten Ritter und Liebespaare, die schrecklichsten Riesen und Riesinnen rc. darstellen. Welcher Freund mittelhochdeutscher Dichtung freut sich nicht, die gefeiertsten Recken der Heldensage: Siegfried, Dietleib und Biterolf, die besungensten Ritter der höfischen Dichtung Parcival, Iwein und Gawein neben den drei minniglichsten Frauen dargestellt zu sehen! Findet man in einer zweiten Burg ähnliche Bilder aus der mittelalterlichen Sagendichtung? Doch

blicken wir aus der alten Burg hinaus ins Freie! Welch überreiches Bild südlicher Schönheit und Ueppigkeit gegen Südwesten, welch entgegengesetztes Bild einsamer, großartig wilder Thalschlucht gegen Norden! — Die schroffsten Gegensätze der Naturscenen findet man hier vereint. —

Nachdem ich mit meinem Begleiter Alles besichtigt und bewundert, stiegen wir wieder herab in den Hof, setzten uns in der Nähe eines prächtigen Feigenbaumes und brachten ein donnerndes Hoch auf den neuen Herrn und hohen Beschützer des geretteten Runkelstein und wünschten unserer Wartburg Heil und Glück zur neuen Urständ auf ferne Zeiten.

Wer aber Runkelstein verläßt und noch Muße hat, der wandert nordwärts am linken Talferufer bis zum Zolle, beschaut sich das einsame Schloß Ried, bewundert das hochragende Ravenstein und die wilde Thalenge mit den senkrecht sich aufthürmenden Felswänden, von denen da und dort eine kleine Kaskade niederstürzt oder an denen reiche Epheuteppiche sich hinanschlingen. Die wilden Naturbilder der Talferschlucht üben große Zauberkraft auf Landschaftsmaler, die oft nur deßhalb so gerne Bozen besuchen.

Wie sieht das paradiesische Ueberetsch mit seinen Burgen, Dörfern und Weilern so verlockend herüber nach Runkelstein! Der Anblick wirkt wie der Gesang bethörender Sirenen. Unwillkürlich folgt man, — und wird in dies fromme Revier, das von der Burg Hocheppan stolz überragt und überwacht wird, hinge-

zogen. Wie ein kühner Adler blickt die hohe Welfenburg trotzigen Blickes weit nach Norden, Süden und Osten, während die andern zahlreichen altersgrauen Burgen bescheiden zu ihren Füßen zerstreut liegen. Hocheppan ist das zerfallende Denkmal weitstrebender Macht und politischen Ringens, Runkelstein die Denksäule bescheidenen idealen Wirkens und Schaffens. Hocheppans mächtige Herrschaft ist für immer gebrochen, Runkelsteins gefeierte „blaue Blume" blüht noch fort.

Von der Talferbrücke, die wir auf der Wanderung nach Gries schon einmal überschritten haben, führt die Straße durch Felder und Wiesen in einer Stunde an die breitschweifende, langsam fließende Etsch. An ihrem rechten Ufer ragt vor uns auf mächtigem Porphyrfelsen, von Eichen und Buschwerk belebt, das gewaltige Sigmundskron mit seinen massiven Mauern und runden Eckthürmen, als Ruine noch ein imposanter Bau, eine Hofburg ersten Ranges. Und welchen Alters mögen die ältesten dieser Mauern sich rühmen! Schon im 9. Jahrhundert stand hier das Kastell Formigarum, ein Bollwerk der Bischöfe von Trient. Ja, manche Forscher wollen hier das römische Pons Drusi gefunden haben. Den jetzigen Namen führt es von Herzog Sigismund dem Münzreichen, der die hochwichtige Burg erwarb und in den siebziger Jahren des 15. Jahrhunderts erweitern und mit den mächtigen Mauern und Thürmen befestigen ließ, — angeblich als Schutzwerk gegen die Venetianer. Großer Vorrath an Waffen aller Art fehlte nicht. Aber der zweite Gründer und Namens-

vater von Sigmundskron mußte auch von dieser Schöpfung und seinen andern nach ihm benannten Burgen und Jagdschlössern Abschied nehmen und in den erlauchten Kreis seiner Vorfahren hinüber schlummern. Da sank mehr und mehr sein größtes Werk, und es bietet nur noch den Anblick einer großartigen Ruine. Wer aber an einem Sommer- oder Herbstabende droben steht und aus der verrotteten Herrlichkeit hinausblickt auf die fruchtbaren, gesegneten Gründe, auf die malerischen, an Formen so wechselnden Berge und auf den im Abendsonnenscheine hellglühenden „Rosengarten“ (vgl. „Gartenlaube“ im Jahrgang 1881, S. 599.), der wird nie und nimmer Sigmundskron vergessen, denn die Erinnerung an dasselbe wird in ihm fortblühen, wie der magische Rosenschein der Nadeln und Thürme des feurig strahlenden Dolomitgebirges bei sinkender Sonne. — Wer Hocheppan besuchen will, der steigt durch die düstere Paulser Höhle empor und erblickt an dem Ende derselben den epheuüberrankten Thurm der kleinen Burg Wart, und entfernter die bedeutende Ruine der Altenburg. Ersteres dem Namen nach ein Vorwerk, ein Spähethurm, gehörte den reichen Weineggern und kam nach deren Ableben 1563 in den Besitz der Herren von Künigl. Von der Altenburg berichtet Ad. Graf von Brandis: „Erstlich dem Geschlecht dieses Namens gehörig, ist ein gar altes Gebäu, castrum vetus genannt, jetzt (1678) fast zerfallen, denen es anno 1276 die Grafen von Tirol zu Lehen verliehen.“

Sie ward um das Jahr 1194 erbaut. Im Jahre

1469 waren die Herren von Fuchs dort als Pfandinhaber, später erwarben es die damaligen Freiherren von Thurn. Altenburg war der Sitz eines Gerichtes, und noch besitzen wir eine Ordnung desselben vom Jahre 1570. Beide Burgen sind Lieblingsobjekte der Landschafter, wie überhaupt das reizende Mittelgebirge „Ueberetsch“ eine Fülle von Studien den Malern gewährt, die besonders im Herbste hier gerne verweilen.

Bald erreicht der Wanderer das wegen seiner gothischen Kirche weitbekannte Dorf St. Pauls, welches ein beliebter Herbstaufenthalt fremder Gäste, besonders ein Stelldichein von Künstlern ist. Von hier steigt man in einer Stunde nach dem herrlich gelegenen Schlosse Hocheppan empor. Die einst so mächtige Burg, die „mit dem Falkenauge nach Meran, Brixen und Salurn blickt“, liegt nun in Trümmern. Nicht weniger als 38 Schlösser erblickt man von ihrer Stelle. Leuchtete vom Wartthurme, der von der Burg etwas entfernt aufragt, das Kreidefeuer, so sah man es auf dem Schlosse Tirol bei Meran, auf der Haderburg bei Salurn, auf dem Schlosse Prösels im Eisackthale. Hocheppan war eines der stärksten Kastelle im Gebirge und galt im Mittelalter als uneinnehmbar.

Ueber das Alter der Burg gehen die Ansichten auseinander. Manche möchten hier schon ein vorrömisches Bollwerk sehen, andere mit mehr Recht ein römisches, denn der Name Appianum ist römischen Schlages. Im Mittelalter begegnen wir der Form Eppan, neben der die romanische Benennung Piano sich zeigt. Im 11.

Jahrhundert saßen hier schon die Grafen von Eppan, nächst den Grafen von Tirol die mächtigsten Herren im südlichen Tirol. Beide Geschlechter rangen in blutigen Kämpfen und Fehden, mit offener Gewalt und Hinterlist um das Uebergewicht, — bis endlich die Eppaner unterlagen. Einer der bekanntesten Männer dieses Geschlechtes war Egno, Bischof von Trient und Brixen, der zu Padua als Flüchtling 1237 starb. Wer sich über diesen merkwürdigen Fürsten und dessen Kämpfe genauer unterrichten will, dem empfehlen wir J. Durig's gediegene Schrift: „Beiträge zur Geschichte Tirols in der Zeit Egno's, Bischofs von Brixen und Trient." Gotschalk, der Letzte des berühmten Geschlechtes, endete sein Leben zu Trient 1300. B. Weber macht die treffliche Bemerkung: „Ein sonderbares Schicksal hatte über dem mächtigen Hause gewaltet. Ahnenfeinde des Hochstiftes Trient, wurden sie zuerst Dienstmannen, dann eifrige Verfechter desselben, endlich in ihrem letzten großen Sprossen (Egno) mit der früher verfolgten Kirche identisch. Ihr Haß gegen Tirol erlosch nur in ihrem Grabe. Ihre reichhaltige Geschichte böte dem Dichter mehr als ein Feld, den Namen des Heldengeschlechtes im Liede zu verewigen." — Nach meiner Ansicht gäbe der Untergang der Eppaner geeigneten Stoff zu einer Tragödie, und wie Major Freiherr von Teimer, „der Sieger von Wilten", zum Besitze der alten Welfenburg in diesem Jahrhundert kam, die Fabel zu einem heitern Schauspiele. Wen das günstige Geschick nach dem gärtenreichen Bozen führt, der unterlasse ja nicht, das

fernschauende Hocheppan zu besuchen. Es bietet eine der mannigfaltigsten und reichsten Aussichten in Tirol.

Eine Stunde südlich von Bozen liegt auf steilabfallendem Felsen die Halbruine Haselburg oder Kühbach. Der Weg dahin führt theilweise durch einen Mischwald von Kastanienbäumen und Föhren. Kein zweiter Pfad in der Nähe unserer Handelsstadt kann sich kühleren Baumschattens rühmen, wie dieser, und deßhalb ist er ein Lieblingsgang aller, die sich vom Staube anderer Steige fort nach Kühle und Schatten und dem Säuseln der Bäume sehnen. Am anmuthigsten ist er aber, wenn die Erika blüht und aus dem Buschwerke die blauen und rothen Anemonen den Waldgänger begrüßen. Auf dem Burgstalle überrascht aber weitreichende Sicht. Der Blick beherrscht das gesegnete Etschthal von Meran bis Salurn mit seinen zahlreichen Dörfern, Burgen und Kirchen. Gefeierte Berge, wie Monte Baldo, Monte Róen, die Mendel, die Laugenspitzen und andere bewunderte Größen bilden die Mauern des südtirolischen Edens, das man hier erblickt. Und wie heimlich und lauschig ist es im stillen, freundlichen Burggärtchen!

Einst saßen hier die Ritter von Haslach, die schon frühe aus der Geschichte verschwanden. Ende des 13. Jahrhunderts waren die Greifensteiner und gegen 1500 die Herren von Kühbach im Besitze der Burg, die vom Volke nun gewöhnlich Küepach genannt wird. Hugo von Kühbach soll, ehe er nach Palästina fuhr, seine Schätze an Gold und Silber in eiserne Kugeln gegossen und diese in den Schloßgraben geworfen haben, damit

sie unbeachtet und sicher wären. In seiner Abwesenheit kamen aber geistliche Herren aus Bozen zu seiner Gattin und baten um einen Beitrag zu den neuen Glocken für die Pfarrkirche der Stadt. Die milde Frau gestand jedoch verschämt, daß sie wenig Geld besitze und Nichts spenden könne, als die eisernen Kugeln im Schloßgraben. So kamen die Schätze in fromme Hände, wie es hier zu Lande sehr oft geschieht, wurden in die Glockenspeise eingegossen, und deßhalb klingt die große Glocke im schönen Pfarrthurme „so voll, so hell, so rein“. Gold und Silber sind längst von Kühbach verschwunden, aber tief im Thurme blinkt manchmal ein karfunkelrother Hort, den Sonntagskinder und bevorzugte Geister zu heiligen Zeiten zu sehen bekommen. Kein Wunder, daß besonders Künstler gern den schattigen Waldweg nach Kühbach wandeln, die Aussicht bewundern, nach dem Karfunkel im Verließe forschen oder im Hofe schallende Tjoste und Buhurte vor minniglichen Frauen aufführen. Vor einem Jahre ward ein Turnier hier gegeben, das an die vielbesungenen Kampfspiele zur Zeit des unsterblichen „frühlingsseligen“ König Artus erinnerte. Fehlten auch Parzival, Iwein und Gawan bei diesem Feste, so schossen und stachen andere Tafelrunder in preiswürdiger Weise und zeigten sich des Ehrenkranzes werth.

Schönes romantisches Leben auf dieser romantischen Stätte! Doch auf dem Heimwege soll manch verkappter Ritter, als die Geisterstunde nahte, auf eine Irrwurzel getreten oder von neckischen Koboldden zu

Falle gebracht worden sein. — Ein guter Freund weiß davon eine ganz absonderliche Geschichte zu erzählen, die aber schon in das Fach der Spiritisten gehört.

Oestlich von Bozen am Eingange des an dichten Waldungen reichen, wegen seiner alten romanischen, mit sehr wertvollen Fresken geschmückten Helenakirche berühmten Eggenthales thront das stattliche Schloß Karneid, auf senkrechter Felsenwand. Einst den Herren von Greifenstein gehörig, kam es im 14. Jahrhundert an die Lichtensteiner, ward von Friedrich mit der leeren Tasche erstürmt, blieb aber im Besitze der gedemüthigten Lichtensteiner bis 1760. Seitdem kam die schöngelegene Burg in die Hände verschiedener Herren. Nachdem jüngst der Herr von Mayer in München mit den Prädikaten von 25 Burgen selig im Herrn entschlafen ist, erwarb das wohlerhaltene Schloß Herr Erzgießerei-Direktor von Müller in München, um hier Sommeraufenthalt zu nehmen. Auch dies Schloß gewährt herrliche Rundschau auf Bozen und dessen Gefilde, auf das weitgedehnte Eppan mit seinen Burgen und das grünende Gelände des Rittener Berges. Die gemächerreiche Burg erfreut sich selbst im Hochsommer angenehmer Kühle wegen der Luftströmung aus der Waldschlucht des Eggenthales und des weiteren Eisackthales, auf das sie so trutzig niedersieht. Karneid gehört schon in das engere Bereich der vielen Eisackburgen, deren Bekanntwerden wir bestens wünschen.

10.

Klausen.

„Alte Liebe rostet nicht“, sprach der alte Schmied, als er vor einer Flasche Rothwein saß und behaglich in's volle Glas blickte. — Der alte Spruch findet auch an mir seine Bestätigung, wie anderswo. Denn als ich so glücklich war, im Jahre des Herrn 1873 dies vielverkannte, aber so bestrickende Klausen zu entdecken, übte es wunderbare Zaubermacht auf mich — und nach zehn Jahren muß ich noch gestehen, es hat seine Reize nicht verloren. Sollte der melodisch rauschende Eisack, sollte die düstere Tinneschlucht und das hellleuchtende Säben, sollten die schattendunkeln Kastanienbäume und die honigduftenden Manna-Eschen so bald vergessen werden? Und die weiche Luft, welche schon an Italien mahnt und so wolthuend den Wanderer aus Norden umschmeichelt!

Da stand ich einst wieder am Flusse, schaute bald nieder auf seine daherrollenden Wogen, bald empor zum wunderbar gelegenen Säben und hieng meinen Gedanken nach. Auf welch' klassischem Boden stehest

du hier? — Könnte doch der Säbner Berg erzählen von den alten Bewohnern und ihren Thaten und Mähren! — Möchte der alte Isarcus dir doch melden, was seine Wellen und Wogen, die längst in's Meer gerollt, belauscht und gesehen! — Aus meinem Sinnen und Träumen ward ich aufgeschreckt durch die Worte: „Ha, Herr Professor, sind Sie wieder hier? Wie kann Ihnen dieses Lausnest gefallen!" —

Ich wich zurück, sah den Frager starr an, — und konnte nicht begreifen, wie eine solche Blasphemie gegen Subsavione, über dem der märchenhafte St. Cassian einst gesessen sein soll, — von geweihten Lippen kommen könne.

„Klausen ein Lausnest! Wer kann solches behaupten?" „Nur Geduld! Hören Sie, wenn Sie die Geschichte nicht schon wissen!" — „Nein, ich kenne dieselbe nicht", entgegnete ich. „Ich weiß vom König Arostages[1]), von der Schlacht auf dem Brixner Felde, vom Aufenthalte deutscher Könige und Kaiser aput Clusam, von der humanen Behandlung der Wiedertäufer, — aber von Ihrem nomen ornans habe ich nie gehört."

„Nun ja, — dies wundert mich, ist ja eine gelungene Geschichte — acute dictum. Der hochwürdigste Fürstbischof von Brixen, die Stadt gehörte ja bis anno 1807 zum Fürstenthum Brixen, hatte einen Kammmacher als Bedienten genommen. Der hohe Herr war

[1]) Eine romanhafte Erzählung von diesem Könige theilte die „Zeitschrift für deutsche Philologie" Bd. 18. S. 321 ff. mit.

aber mit seinem Diener nicht zufrieden und drückte deshalb dem allergehorsamsten Magistrat der Stadt Klausen den Wunsch aus, sie möchte auch einen Kammmacher aufnehmen und empfahl dazu seinen Diener. Die bezopften Magistratsräthe — denn damals trug man in Klausen auch noch Haarzöpfe — folgten dem Rufe des gestrengen Herrn Bürgermeisters und es begann eine stürmische Sitzung über das hohe Dekret des Fürsten. Das Ende derselben war, daß der submisseste Magistrat devotest erklärte, daß die Stadtgemeinde keines Kammmachers bedürfe, denn man kaufe Kämme auf Jahrmärkten und bei dem Cassiansumgange in Brixen, — und erlaube sich deshalb auf die An- und Aufnahme eines Kammmachers allerehrfurchtvollst zu verzichten.

Als der Herr Hofkanzler diese Antwort dem Fürsten vorgetragen, war der hohe Herr über diese Insubordination empört, stampfte auf den Parketboden und sprach: „Ein solches Lausnest, — und braucht keinen Kammmacher!“ Seitdem war die Stadt Klausen der tiefsten Ungnade des Fürstbischofs verfallen.

Meine verehrten Leser werden sich meine peinliche Ueberraschung vorstellen können. Wenn ein Laienmund mein bewundertes Klausen so genannt hätte, würde sich der Stachel nicht so tief in mein frommes Herz gebohrt haben, — und ein Fürstbischof hat die altehrwürdige Stadt derart gescholten!

Verlegen sah ich auf des Eisacks rollende Wogen, — und bald ermannte ich mich und sprach das muthige

Wort: „Euer Hochwürden, mag auch ein Fürstbischof dies gesagt haben, ich glaube nicht daran, denn es ist noch kein Dogma! Ich stelle aber die Thesis auf: „Klausen ist die größte Stadt in Tirol, der gegenüber sich alle andern beugen müssen."

„Wie so?"

„Ja", sprach ich, „andere Städte können sich ausdehnen, Klausen aber hat den Höhepunkt längst erreicht. Es steht geradezu auf dem Gipfel seiner Größe."

„Dagegen läßt sich Nichts einwenden. Da haben Sie recht", erwiderte er und wir empfahlen uns wechselseitig.

Ich schritt gegen die berühmte Stadt. Am Hause vor der neuen Brücke, die zum alten Orte wie eine Faust auf das Auge paßt, blickte durch buntblühende Pelargonien eine verwitterte, triefäugige Lya, die manchem gesalbten Haupte den gesegneten Appetit versalzen haben mag.

Am rechten Eisackufer prangt die mir liebe Kirche zum heiligen Zwölfboten Andreas, deren sehenswerthes Seitenportal von einem kunstsinnigen Herren leider übertüncht worden ist. Den neuen gothischen Altar will Niemand loben, dagegen erklären Manche das grellglänzende Fenster, ein Werk der weltbekannten Glasmalerei-Anstalt zu Wilten, von allzugroßer Wirkung auf die Augen der Beter. Bemerkenswerth ist, daß auch auf diesem blitzenden Glasgemälde der alte Kirchenpatron St. Andreas zu Ehren der Gottesmutter sehr degradirt worden ist, wie es auch anderen

hochberühmten Heiligen begegnet. Wechsel ist selbst das Loos der Verklärung und tonangebende Häupter scheinen in alle Kirchen Goethe's „Das Ewigweibliche zieht uns hinan" übertragen zu wollen. Daß die Madonna von der immerwährenden Hilfe nicht fehle, kann man sich denken. Ich erinnere mich bei deren Anblicke stets an des frommen Novalis Verse:

„Ich sehe Dich in tausend Bildern,
Maria, lieblich ausgedrückt,
Doch keins von Allen kann Dich schildern,
Wie meine Seele Dich erblickt."

und sinne nach, was würde der Verfasser des Heinrich von Ofterdingen zu dieser italienischen, schönheitsbaren Madonna sagen? Das sind so meine harmlosen Gedanken über diesen einseitigen wälschen Kultus. —

Der alte Stadtthurm mußte, wie die alte holzüberdachte Brücke, dem zermalmenden Zahne der Neuzeit fallen. Dagegen begrüßt den Fremden anstatt des alten Thurmes der freundliche Oberkommandant der freiwilligen Feuerwehr, Herr Kaufmann Karl Meßner, der sich um das Wohl seiner Vaterstadt und um fremde Gäste viele Verdienste erworben. Das schöne Institut der Feuerwehr hat unter seiner umsichtigen, klugen, ruhigen Leitung sich gehoben, wie die göttlichen Achiver unter der Führung des vielgewanderten Odysseus. Herr Meßner ist eine breitschulterige, vor Kraft strotzende Erscheinung, welche in diesem hektischen, abgelebten Zeitalter Skeptiker mit neuem Trost und Lebensmuth erfüllt.

Es war im glorreichen Waltherjahre 1874, als ich den gewaltigen Recken am zweiten Oktober kennen lernte. Er trug eine Riesenflagge bei sich und kam mir wie St. Christophorus vor, der mit hohem Baumschafte an alten Kirchen dieser Gegend oft gemalt ist. Es war der gewaltige Wimpel, der am dritten Oktober so mächtig und freudig vom Thurme der Trostburg in der Morgenluft flatterte und zur festlich geschmückten Vogelweide emporgrüßte, als ob durch diesen Boten der Geist des hochseligen Oswald von Wolkenstein seinem gefeierten Vorgänger Herrn Walther so freundlichen Gruß und Handschlag melden ließe[1]).

Der freundliche Bannerträger, dessen Namen ich erst später erfahren konnte, zeigte großes Interesse für Walther und dessen Fest, was mich um so mehr freute, als Inwohner viel größerer Städte, die mit Bildung prahlend, weniger Theilnahme fürs Ideale kund thun, als für leckere Würstlein und Gebackenes mit Zwetschken.

Daß der Geist des Walther, Leutold von Säben und Oswald von Wolkenstein noch am melodisch rauschenden Eisack fortlebt, zeigte mir nicht nur die Sängerschule in St. Oswald, sondern auch das glänzende Leutoldfest in unserem lieben alten Städtchen. Welch reges Treiben gab es damals, um Platz und Gasse zu schmücken! Dies war auch ein herrlicher Tag, als man in stattlichem Zuge hinaufstieg zum grauen Thurme von Branzoll, wo die dem berühmten

---

[1]) Ueber das Waltherfest s. Schildereien I, 161—166.

Minnesänger Leutold geweihte marmorne Gedenktafel mit Sang und Klang enthüllt wurde. Herr Professor Michaeler, der nun im seligen Jenseits wol öfters mit dem liederkundigen Landsmann sich unterhalten wird, sprach eine ebenso begeisterte, als feingearbeitete Festrede, die der geneigte Leser im Büchlein: „Gedichte Leutolds von Säben. Bozen 1876" gedruckt findet.

Die Erinnerung an die Liedesheroen Walther und Leutold wird auch gehegt durch den traulichen Walthergarten und die zwei Bilder in der Waltherhalle beim weißen Lamme. Wenn ich aber auf einsamen Spaziergängen an die beiden mittelalterlichen Sänger denke, so fliegt mein Geist oft nordwärts und begrüßt den Dichter Julius Wolff, der in seinem „Tannhäuser" diese Gegend und das Leben auf Säben im Mittelalter mit dem Zauber reinster Poesie verklärt hat. Wer den romantischen Zauber dieser Landschaft und des einstigen reichen Lebens hier durch die Dichtung magisch bestrahlt genießen will, der wandle in Begleitung des Tannhäusers nach Säben oder in die sonnigen Weinberge, wo die minnigliche Otta dem staunenden, schüchternen Walther zum ersten Male begegnet ist.

Auch Frau E. Escherich in München hat in ihrem kleinen historischen Romane „Adelman" und in einigen sinnigen Gedichten[1]) unsere Gegend gefeiert. —

[1]) C. Fischnaler, Das Eisackthal in Lied und Sage, S. 72 bis 76.

Die strebsamen, für alles Schöne fühlenden Klausner haben nicht nur Sinn für längst dahin gegangene Sänger des Mittelalters, sondern wissen auch die Heroen der neuen deutschen Literatur hoch zu schätzen. Dies bewiesen sie durch die Goethefeier im Jahre 1876. Es waren gerade neunzig Jahre verflossen, als der Dichterkönig auf seiner Reise nach Italien die enge Straße unseres Städtchens passirt und vermuthlich im Gasthause zur Post kurze Einkehr genommen hatte. Man feierte das Andenken daran mit einem Feste im engern Kreise, das Heinrich Leuthold, wie unsere Leser bereits wissen, mit seiner Gegenwart und einem schwungvollen Gedichte beglückt hat. —

Mein Freund Dr. Ludwig Steub hat einst Klausen „das räthische Capua der Geister“ genannt. Wenn ich auch ein großer Verehrer des um unser Land so verdienten Mannes bin, kann ich doch nicht diesem Ausspruche beistimmen. Es wirken die historischen Erinnerungen hier sehr anregend, Künstler werden mit Landschaftsstudien, Gelehrte werden durch die Räthsel der geheimnißvoll klingenden Ortsnamen, Philologen oft durch einen Bauernausdruck mehr als genug beschäftigt. Wer denkt da nicht an den Herrn J . . ., der drei Tage lang einsam und moros, tief nachsinnend umherwandelte, bis er endlich das Ei des Columbus gefunden zu haben schien und den Ausdruck „Der ist capo“ dahin erklärte, daß capo und koppe dasselbe und ein Bursche, der es anderen zuvor thut, ein Kapaun sei. —

Ich möchte Klausen lieber das räthische Andalusien nennen. Die weichen Lüfte, die Schatten der zahlreichen riesigen Kastanienbäume, die Düfte südlicher Pflanzen und manches Andere mahnen an Spanien. Wenn z. B. Fräulein Isabel in mondbeglänzter Zaubernacht auf hohem Balkone stand, die großen Augen nach dem hell beleuchteten Kloster Säben gerichtet, wenn Don Jorge auf hellklingender Guitarre ein süßtönendes Ständchen um Mitternacht dem schlanken Fräulein aus Braunschweig brachte, Rosen und Rosmarin durchwürzten die laue Luft, der Eisack rauschte so träumerisch, wie der vielbesungene Guadalquivir, — da dachte man unwillkürlich an das sogenannte Wunderland jenseits der Pyrenäen. Und vielleicht fällt es noch einem Klausner Don ein, nach spanischer Weise sich in ein stilles Kloster zurück zu ziehen, wenn die Rosen für ihn verblüht sind. —

Aber so sehr in Klausen sich südliche Eindrücke zur Geltung bringen, manchmal glaubt man im grauen Norden zu sein, wo das wilde Heer mit gräulichem Lärm umfährt. Schien es nicht, der wilde Jäger treibe sein Unwesen, als ein lustiger Geselle in schweigender Nacht mit einem knarrenden Karren auf dem dröhnenden Stadtpflaster durch die lange Gasse fuhr und es an Peitschenknall und Hussassa nicht fehlen ließ. Selbst von müden Augen wich der beseeligende Schlummer und entsetzt fuhr man empor aus schweren oder süßen Träumen. Und der gestörte Schläfer, mochte er noch so freisinnig sein, hat nicht selten die zeitweilige Ver-

hängung eines kleinen Belagerungszustandes über Klausen sehnlichst gewünscht.

Der gewöhnliche Sterbliche, der vom Bahnhofe über die moderne Brücke kommt, steuert dem Gasthause zum weißen Lamme, vulgo Lampl, zu. Die mittelalterliche lange Straße mit den Obstdüften des Grandl entzückt jeden Wanderer, der einen Sinn für alte Städtlein nnd süße Düfte hat. O Gunzenhausen und Donauwörth, ihr alten Reichsstädte mit den vielbewunderten engen Gassen und gothischen Erkern, mit euch kann Klausen und dessen lange Gasse kühn sich messen. Wenn der Fremde nicht an Hühneraugen leidet und durch das holperige Pflaster an die bedrängte Gegenwart erinnert wird, glaubt er sich aus der papiernen Jetztzeit in die silberne Zeit vor vierhundert Jahren zurückversetzt. Endlich erreicht er die Herberge zum Lampl mit ihrer grauen Façade und dem alten Erker, der in glitzernden Butzenscheiben glänzt.

Man tritt in die gewölbte düstere Hausflur, die mit geleerten Bier- und Weinfässern reich dekorirt ist, — ein schönes Zeugniß für die Leistungsfähigkeit ermüdeter Touristen oder fremder Gäste, die hier die Luft-, Trauben- oder Trinkkur gebrauchen. Alle diese Kuren scheinen aber schöne Erfolge zu haben, denn die meisten Gäste kommen nach Jahresfrist wieder, um eine Renovation der ersten gelungenen Mission zu halten.

Ueber eine noch dunklere Treppe, — Dr. Steub meint, man solle ein ewiges Licht dahin stiften, —

steigt man in die Waltherhalle empor. Wer hält hier nicht überrascht den Athem an! Der malerische Söller, der kühngewölbte Bogen, der das eigentliche Heiligthum vom Paradiese scheidet, die großen Bilder Walthers und Leutolds nach alten Codices und an den grauen Wänden etwas unleserliche Sprüche aus des Vogelweiders unsterblichen Gedichten. Die meisten Gäste scheinen aber die wolmeinende Mahnung: „Ezzet hüener und trinket wîn“ sich besonders zu Gemüthe zu führen.

Uebt dieser vielbewunderte und viel gezeichnete alterthümliche Saal in gewöhnlichen Tagen großen Eindruck, so macht er an festlichen Abenden bei glänzender Beleuchtung einen geradezu zauberhaften Effekt. Die epheuumrankten Wände, die strahlenden Spiegelleuchter, die Herzen und Füße dahinreißende Musik, die sich drehenden Tänzerpaare! Man glaubt in einen alten Feensaal versetzt zu sein, und der selige Redoutensaal der Landeshauptstadt konnte meines Wissens niemals ein so pitoreskes Bild gewähren.

Zur Freude musikalischer Leser muß ich erwähnen, daß im alterthümlichen Saale zwar keine Harfe lehnt oder eine Fiedel hängt, dagegen steht aber in bescheidener Ecke ein Flügel, der seines Gleichen in der gefürsteten Grafschaft sucht. Wie mit einem Zauberschlage glaubt der Gast sich aus dem grauen Mittelalter in die rosige Neuzeit versetzt, wenn er aus der düstern Waltherhalle in den hellen Speisesaal tritt. Hier Goethe, Uhland, Simrock, Fallmerayer in schönen Kohlenzeichnungen aus H. Rabensteiners Künstlerhand,

duftende Blumensträuße auf den blankgedeckten Tischen, und der Frieden des längst entschwundenen goldenen Zeitalters scheint hier nochmals zu blühen, denn Dr. Ludwig Steub und Dr. Adolf v. Pichler hangen so friedlich an den Wänden, als ob die streitbaren Recken niemals den Federschaft gegen einander geschwungen hätten.

Wie belebt ist oft dieser freundliche Raum von Gästen aus allen deutschen Gauen, und sogar Italiener, Engländer und Amerikaner erquicken sich hier an Speis' und Trank.

„Wer . . . nennt die Namen,
Die gastlich hier zusammenkamen!"

Wer das Glück hat, hier allein ein Stündchen zu weilen, der blättere das vornehme Fremdenbuch durch. Darin findet er die Elite der Besucher verzeichnet, Künstler ersten Ranges, z. B. Fr. Defregger, A. Gabl, R. Ruß ꝛc., Dichter bedeutenden Namens, z. B. A. v. Pichler, A. Povinelli u. A., Gelehrte und Staatsmänner. An schönen Zeichnungen und klangvollen Gedichten ist auch kein Mangel. Dies goldene Buch hat einen bedeutenden Werth und mancher Autographennarr kommt dabei in schwere Versuchung, irgend einen illustren Namenszug sich anzueignen. —

Wird dieser Hausschatz nicht jedem profanen Auge mehr gezeigt, so bleibt der Fräulein Olga, der blonden Hebe, kostbares Album nur beglückten Sonntagskindern zugänglich. Es ist ein wahres Kleinod mit reizenden

Zeichnungen und minniglichen Versen von dankbaren Gästen aus Nah und Ferne geschmückt. —

Zur Kurzweil und Belehrung war auch eine kleine Bibliothek von Tirolensien gestiftet, aber manche Bücher wurden zwar nicht vom Zahn der Zeit verzehrt, wol aber von begeisterten Lesern auf Nimmerwiedersehen entführt.

Mich beschleichen aber immer elegische Gefühle, wenn ich diese Räume betrete. Viele der lieben Tischgenossen, mit denen man fröhliche Stunden verlebt, sind dahin geschieden oder weilen ferne. Die berühmten Künstler Julius Lange und E. Kirchner sind schon Bürger der jenseitigen Lukasgilde geworden, — und selbst der vielbewunderte Affi soll an der blauen Donau das Zeitliche gesegnet haben. Vergänglichkeit ist das herbe Loos des Irdischen, und wie die Blume welkt und der Traum vorüberhuscht, zerfließt jedweglicher Mensch, bemerkte schon der heilige Johannes Damascenus und Homer nennt die aufstrebenden Menschen hinfällig wie grünes Laub in den Wäldern.

Verlassen wir die an Erinnerungen reichen Räume und steigen hinunter in den traulichen Walthergarten, wo Rosen und Reseden duften, stets das glänzende Eufonimus grünt und leise fluthend der nahe Eisack bewegte Luft und erfrischende Kühle sogar an heißen Sommertagen spendet.

An schönen Abenden versammeln sich die Honoratioren der Stadt hier, wie in Goethe's „Hermann und Dorothea" beim goldenen Löwen. Finden wir

den freundlichen, gesprächigen Herrn Apotheker auch in der Gesellschaft, so fehlt doch „der edle verständige Pfarrherr“, der lieber „die Rose“ besucht. Dagegen sitzt hier in der Runde ein Künstler, welcher im Kreise beim goethischen goldenen Löwen fehlt. Hans Rabensteiner ist in München gebildet und gibt fremden Malern gerne Bescheid, wo sie Objekte zu ihren Studien finden. Während an dieser Herren Tische allerlei Gespräche über Kunst, Literatur und die Schönheiten des Eisackthales geführt werden, übt sich eine andere Gesellschaft zwar nicht mit Speer- und Steinwerfen, sondern mit tapferem Kegelschieben. Dies Spiel ist sehr beliebt und wird auch im neuen Garten des Herrn Krautgartner, nicht weniger im kalten Keller eifrig betrieben. Ja selbst von Gufidauns seligen Höhen steigen junge Herren und Fräulein hernieder, um Arm und Auge mit diesem altgermanischen Spiele zu stählen. Sollen ja schon die alten Götter in der Walhalla an dem nämlichen Spiele sich erfreut haben.

Den Mittelpunkt des geselligen Lebens bildete einst der menschenfreundliche Herr Bezirksrichter J. Vogl, der auch um die „Hohe Salve“ sich große Verdienste erworben hat. Bei Groß und Niedrig beliebt, wußte er Fluß ins stille Leben zu bringen und mit Wehmuth denken Einheimische und Fremde an ihn und dessen Verdienste, wie die Meraner an Friedrich Lentner.

Dankbare Klausner haben dem Verewigten († 1880) ein Bild im Speisesaale beim Lamm gewidmet, wo er abends nach erfüllter Amtspflicht im Kreise anregender

Fremder und lieber Bürger nicht ungern geweilt. Jetzt bilden das Centrum der Tafelrunde Herr Wurm aus München und Fräulein Paulina Pfitzer aus Salzburg, deren hübsche Begleiterin Bianca aus Neapel in gutgelaunten Stunden ihre Künste zum Besten gibt.

Ueber den Besitzer des Gasthofes, Herrn Kantioler, und dessen unermüdliche Hausfrau ist schon so viel Rühmliches geschrieben worden, daß wir schweigend mit einem kräftigen Händedrucke Abschied nehmen, doch auf frohes Wiedersehen! —

Wandern wir durch die lange Straße südwärts, quillt zur linken Seite ein bescheidener Brunnen, der aber für Künstler aller Beachtung werth ist, weil die „Bischofsmoidl“ hier öfters Wasser schöpft. Sie ist von Künstlern wegen ihres Charakterkopfes, der an Andromache mahnt, hochgehalten und dieser ist selbst von Rudolf Schick in Berlin verewigt worden.

In der Nähe erzeugt ein Goldschmied preiswerthe Filigranarbeiten, z. B. Edelweißblüthen, die sich zu zarten Erinnerungsgaben besonders eignen.

Auch der Schlossermeister Knollseisen, der freundliche Alte, der in seiner Handlung nicht nur Nägel und Messer und andere Eisenwaaren, sondern auch gut abgelagerte Cigarren verkauft, ist Genremalern zu empfehlen.

Nicht selten begegnet dem Wanderer auch ein Priester mit auffälligen dichtbebuschten Augenbraunen. Es ist dies mein lieber Freund Dr. Anton Hundegger, ein tiefgelehrter Herr, der Mezzofanti von Klausen, welcher

manch' Buch schon an das Licht treten ließ. Wer über die Vergangenheit oder das gegenwärtige Leben unseres Städtchens gründlichen Bescheid erhalten will, wende sich an diesen stets forschenden Gelehrten.

Neben dem Pfarrplatze, wo an Sonntagen meist ein reges Leben und Gedränge ist, steht die Großhandlung von Klausen, welche dem früher gerühmten K. Meßner gehört. Außer allen möglichen Spezerei- und Galanteriewaaren findet man auch hier schöne Photographien aus dieser Gegend von Josef Gugler in Bozen und literarische Werke, die auf diese paradiesische Landschaft Bezug haben, z. B. „Das Eisackthal in Lied und Sage von C. Fischnaler" stets vorräthig. Dies Büchlein möchten wir als poetischen Reisebegleiter allen Fremden bestens empfehlen.

Architekturmaler zieht zur Rechten das Gasthaus zum goldenen Kreuze an, das einen engen, düstern, aber höchst malerischen Hof besitzt. Der Wein dieser Herberge soll auch vielen Gästen munden.

Wir kommen nun auf den großen Stadtplatz, der, ehe die Bahn gebaut war, meist einer altgermanischen Wagenburg glich. Welch' Leben und Gedränge, welch' Schelten, Fluchen und Peitschenknallen waltete hier, zwischendrein erklangen die melodischen Klänge eines Posthornes. Nun herrscht meistens geisterhafte Stille auf dem leeren Platze, nur ein Brunnen plätschert, von dessen Säule der heilige Florian so nachsinnend auf das große Bassin niederblickt, als ob er an vergangene oder zukünftige Herbstbrände dächte. —

Das stattliche Haus mit den Rundbogenfenstern ist das „Hotel zur weißen Gans“ und war seit uralten Zeiten im besten Rufe. Der gegenwärtige Besitzer Herr Georg Mehlhofer ist nicht nur ein freundlicher Wirth, sondern auch allem Schönen hold, musizirt und zeichnet. Die wackere Moidl, zwar nicht mehr jung, aber auch im grauen Haare noch schön, wie die ewig junge Helena Homers, schaltet untadelhaft im gastlichen Hause und kredenzt den feurigen „Ploner“, den gewaltigen Recken, der schon manchen tapferen Helden im Trinkturnier siegreich auf den Sand geworfen hat. Selbst der Heldenkraft eines deutschen Hauptmannes, der einem Hünen alter Zeit glich, soll er arg mitgespielt haben. Der liebenswürdige Herr Apotheker, der mit klugen Augen solche Aventiuren gerne beobachtet, weiß darüber zum weidlichen Ergötzen aller staunenden Zuhörer ganz objektiven, wie immer wahrheitsgetreuen Bericht zu erstatten.

Seit Jahren verlebt in den schönen Räumen dieses Gasthauses Herr Wurm aus München den Sommer und Herbst, malt nicht nur gelungene Landschaftsbilder dieser an Wechsel so reichen Gegend, sondern wirkt durch Wort und That zur Hebung des geselligen Lebens, zur Veranstaltung von Festen und dergleichen und wird deshalb pietätsvoll „der Herr Papa“ genannt.

Der Tinnebach bildet die Grenze zwischen der Stadt und dem Vororte Frag, das schon zur Gemeinde Vilanders gehört. Hier liegt das wegen seines Schatzes weitberühmte Kapuzinerkloster. Wer Klausen besucht

und Sinn für Kunstwerke hat, der versäume ja nicht, diesen unschätzbaren Hort zu besichtigen. Eine längst erwünschte Besprechung desselben wird bald mein verehrter Herr Collega Prof. Dr. Hans Semper veröffentlichen. Wer Blumenfreund ist, besuche den musterhaft gehaltenen Klostergarten voll Duft und Blüthe.

In der Nähe des Klosters erhebt sich der Edelsitz „Rechegg“, nun im Besitze der weitgereisten, feingebildeten Frau Anna Bargehr, deren Sohn Alfred viele Jahre als Legationsrath in Alexandrien gewirkt hat und hier im vorigen Jahre zum Leide aller Bekannten im kräftigsten Mannesalter das Zeitliche gesegnet hat. Was er während seines Lebens im Oriente an ägyptischen, türkischen, chinesischen, japanesischen Waffen und Hausgeräthen erworben hat, befindet sich nun im herrschaftlichen Hause und bildet eine höchst werthvolle Sammlung, dergleichen wir sonst an keinem Orte Tirols finden. —

Die Stadt Klausen hat seit einigen Jahren einen augenscheinlichen Fortschritt gemacht. Alte Häuser sind renovirt oder erweitert, neue gebaut, die Gewölbe der Gewerbetreibenden anziehender gemacht worden. Außer den alten frommen Bruderschaften haben sich profane Vereine gebildet, z. B. ein Verschönerungsverein, ein Schulverein, die mich aber an die halbverschlafenen Mädchen in Eichendorff's Novellen erinnern. Dagegen blüht die freiwillige Feuerwehr in allen Ehren, die Bolzschützengesellschaft schießt in's Schwarze, während

die städtische Musikkapelle, einst ganz verklungen, wieder heitere, herzergreifende Weisen spielt.

Ich möchte aber zum Schlusse meiner guten Stadt Klausen wünschen, daß in nicht allzuferner Zeit die Schätze des Pfunderer Bergwerkes ihr ein silbernes Zeitalter bringen möchten. Liegen die alten Säbener Schätze nicht in diesem Berge? Wann werden sie endlich zum Nutzen der Stadt und der ganzen Umgegend energischer gehoben werden? —

11.

Coburg.

Nach Coburg, das so reizend an der frucht-, wald- und wiesenreichen Itz liegt, wo die alte Veste weithin ins gesegnete Land lugt und auf die mit Buchenwäldern geschmückte Hügelwelt blickt, nein, dorthin führe ich nicht meine Leser, sondern nach südlicher Richtung, wo nicht alte Buchen, doch riesige Edelkastanienbäume weichgeformte Hügel krönen, wo an sonnigen Leiten feuriger Wein gedeiht und Pfirsichbäume ihre leichten Zweige in lauer Luft wiegen.

Ich meine die norische Coburg in Tirol, die von hohem Buschhügel niederblickt auf die gepriesenen Rebgelände und obstbaumreichen Triften des Eisackthales. Unsere Coburg war verschollen und träumte verborgen dahin wie das Dornröschen, bis ein Ritter kam und das alte Schloß aus langem Schlummer zu neuem Leben und Glanze weckte. Es lohnt sich wahrlich ein Gang dahin, der schon an sehenswerthen Punkten und alten Erinnerungen reich ist. Kann sich ja nicht leicht ein Thal Tirols mit den malerischen Schönheiten des

Eisackthales messen, — und wo man geht und steht, tauchen alte Geschichten und Gestalten empor. Ja könnte das stolzthronende Säben seine Schicksale erzählen vom höchstseligen König Arostages, der 220 Jahre vor Christi Geburt dort residirt hat, bis auf die glorreiche Regentschaft der jetzigen Aebtissin, welche reiche, vom Wechsel der Ereignisse überstrotzende Chronik gäbe das! Sie wäre viel interessanter und lehrreicher, als das indische Epos Mahabharata oder das fünfhundertbändige Staatsrecht Alttirols. Und dies alte Klausen, das sich scheu zu Sabiona's Füßen duckt, was wüßte dieses zu singen und zu sagen, wenn seine alten Häuser Zungen hätten — von den Zeiten Ludwig des Frommen, der schon am 6. Juni 831 die Stadt zu einer Hauptzollstätte erhob, bis auf die Parteikämpfe heutzutage und die frommen Pilgerfahrten des Fräuleins Else nach Lourds und Jerusalem.

Doch zur norischen Coburg! Vom Bahnhofe zu Klausen, den ein sehenswerther Garten schmückt, wandern wir gegen Gufidaun. Rechts am Wege liegt das alte Gamp, nun ein beliebter Sommeraufenthalt, hinter dem sich ein malerischer Kastanienhain bergan zieht. Die „Kestenbäume“ bilden mit ihren großen Gruppen eine Hauptzierde des Eisackthales und ihre Früchte sind wegen ihrer Güte von Händlern sehr gesucht. Die Kastanien dieser Gegend werden denen von Kortsch und Völlan gleich geschätzt und geben eine bedeutende Einnahmsquelle. — Bei der Gamp, wo neben edlen Reben die Moosbeere wächst, rieselt auch

der Leutoldsborn, dem Minnesänger Leutold von Säben zu Ehren so genannt. Ob er aber aus diesem Bronnen einst getrunken habe, davon schweigt die Geschichte. Dem edlen Dichter hat wol besser der „Bischofs-“ und „Apostelwein“ geschmeckt, der an den sonnigen Leiten des Schloßberges von Säben gedeiht. Wenigstens wissen wir, daß Walther von der Vogelweide mit dem Wasser im Tegernsee nicht zufrieden war, und daß Wolfram den Wein selbst dem Biere, das damals noch aus Hopfen und Malz bereitet wurde, weit vorzog.

Ein ebener Pfad führt unter stattlichen Wallnußbäumen zum Schlosse Anger, in welchem sich auf der Rückreise aus Rom Dr. Martin Luther aufgehalten haben soll. Möglich! Es saßen damals die reichen Neidegger auf dieser stattlichen Burg, die auch den etwas höher gelegenen Edelsitz Neidegg erbauten. Diese Herren, die aus Kärnten stammten und um die Mitte des 15. Jahrh. mit dem Herzog Sigmund nach Tirol gekommen, waren der Reformation hold. Vielleicht ist aber unter Luther der Prediger Dr. Karlstadt gemeint, der im Jahre 1526 in Klausen weilte und den die Bürger sogar zu ihrem Seelsorger machten. Was sagen die heutzutage so frommen Klausner zu diesem Vorgehen ihrer längst entschlafenen Ahnen!

Als aber die Gegenreformation schneidig vorgieng, wanderten die „lutterischen“ Neidegger nach Kärnten zurück und waren wol froh, ihren Glauben und ihre Haut gerettet zu haben. Die Herren von Gerstein,

ein uraltes Geschlecht, dessen Stammburg im Tinnethale nun wieder zu neuem Glanze ersteht, zogen zur nämlichen Zeit an den Rhein.

Der Weg führt nun durch Wiesen, Waldbestände und Weinberge hinan. Es findet sich hier jenes reizende Gemisch von südlicher und nördlicher Pflanzenwelt, wie wir es auf dem Mittelgebirge von Völlan und Tisens bei Meran bewundern. Föhren und Fichten, Pfirsichbäume und Reben stehen neben einander und hoch und breitästig ragen riesengleich die zahlreichen „Kestenbäume“, ein Hauptschmuck und Wahrzeichen dieser paradiesischen Gelände. Vom jenseitigen Ufer des Eisack blickt aber, die Blicke bannend, das unvergleichliche Säben und das uralte Dorf Velturns mit seinen fruchtbaren Matten und weitgedehnten Kastanienhainen herüber. Begegnet uns ja Velturns schon um 995, und L. Steub, der sich um die Erklärung unserer Ortsnamen so große Verdienste erworben, hat nachgewiesen, daß der Name dieses vielbesuchten Dorfes rhätischen Ursprunges sei. Das berühmte Vulturnum in Campanien und unser Velturns, im 12. Jahrhunderte und noch später erscheint Volturnes, ist ein und dasselbe Wort und später in Feldthurns (!) verballhornt worden, wie Ampans in Ampaß, Pervens in Perfuß, Wilten in Wiltau, Mühlen in Mühlau u. s. w.

Blickt man nach Velturns, so fällt Einem auch das hochbewunderte Getäfel ein, welches viele Kunst- und Alterthumsfreunde in das stille, schattenreiche Dorf zieht.

Mit solchen und ähnlichen Gedanken oder mit dem Ausblicke in die unbeschreibliche Landschaft überwindet man den steilen Plattenweg, der aber nicht römischen Ursprunges ist. Ich bemerke dies für jene Herren, die jeden „gepflasterten" Pfad als römische Straße bezeichnen und auf die nächstbeste Alm, z. B. auf die Raschötzer und Seiser Alm, Römerstraßen finden möchten.

Hat vielleicht schon Drusus nach der Einnahme der Alpenländer, um die Viehzucht zu heben, derartige Straturen angelegt? Wir möchten dies bezweifeln. Wir stehen bald vor dem Torggler-Hof, ein kleines Haus mit Söller, mitten in Weinbergen. Er hat den Namen von Torcular (Presse, Kelter) und die Weinbergzinse der Herrschaft Gufidaun mußten hier abgeliefert und gekeltert werden. Heutzutage zieht aber der freie Bauer einen der besten Weine in Klausens Umgebung, und er wird den „Apostel-", „Bischofs"- und „Brugger"-Weinen gleichgestellt. Deßhalb wallfahren selbst fromme Klausner im Herbste lieber zum Torggler als zum „Heiligenkreuze" nach Säben. Und der Geist des neuen Weines kommt über sie und überschattet sie, daß sie manchmal nicht mehr wissen, ob sie bergauf oder bergab gehen.

Gern nehmen Wanderer hier kurze Rast, um sich am Weine, edlen Zwetschken, rothflaumigen Pfirsichen oder süßen Trauben zu erquicken. Der alte biedere Torggler und sein Sohn sind wackere Schützen und erzählen Manches von Schießstandsfreuden und -Leiden.

Der Weg führt nun eben fort. Links liegt das

„Thaler Loch“, ein pittoresker Tobel voll riesiger Nuß- und Kastanienbäume, belebt von Spechten, Elstern und kleinerem Gevögel. Dies Thälchen genießt eines wolverdienten Ansehens bei Landschaftsmalern, welche an den breitkronigen Bäumen und deren weitgehenden knorrigen Wurzeln, die über Erde und Felsen sich schlingen, gern ihre Studien machen. Endlich taucht, wenn man um eine Ecke biegt, die Coburg auf, ein zweistöckiger alter Edelsitz, ähnlich gebaut wie die Fragburg bei Klausen, Gravetsch bei Vilanders und die sogenannte Fürstenburg in Meran, ehe sie mit nicht geziemenden Zinnen gekrönt worden.

Auf der Höhe angekommen, sieht man das kleine aber malerische Dorf, beherrscht von der alten Burg, auch Sommersberg genannt, und der St. Martinskirche mit schlank aufstrebendem Spitzthurme. Und vom Mittelgebirge am rechten Ufer der Villnößschlucht blickt Teis, das hoch liegende Dorf, so täuschend nahe herüber, als ob es ein Theil von Gufidaun wäre. Rechts am Wege begrüßt aber den Wanderer ein altes romanisches Bildstöckchen mit gut erhaltenen Fresken, welche die Anbetung der drei Weisen, die Kreuztragung und die Madonna, umgeben von Heiligen, darstellen. Möchte ein gütiges Geschick diese ehrwürdigen Zeugen alter Kunst vor der Schmiererei eines Hintner und seiner Konsorten bewahren! Aehnliche Kapellchen finden wir bei St. Kathrein am Laiener Riede und zwischen Matrei und Steinach im Wippthale.

Wir biegen links ab und kommen zwischen Obst-

gärten und alten Häusern zum oft gezeichneten und gemalten Gemeindebrunnen mit dem dahinter stehenden Gemeindeofen. Das gerundete Bild ist ein magischer Anziehungspunkt für Zeichner, wie der St. Johannes Nepomuk vor der Burg Gufidaun. Haben unzählige Künstler ersten und zweiten Ranges dieses aufgenommen, so errang der alte Kirchner, dessen Gemälde „Heidelberg" und „Aschaffenburg" die neue Pynakothek in München schmücken, doch den Preis von allen. Das war eine große, ganz gerundete Zeichnung, die Jeden durch ihre Treue und glückliche Auffassung entzücken muß. Bräunliche Dirnen, die Wasser holen oder das Vieh zur Tränke führen, bilden die Staffage. Was wird von ihnen bei dem vollrauschenden Brunnen oft geschäkert und gelacht, geneckt und geklatscht! Der Vorübergehende hemmt gern seine Schritte und freut sich des heiteren Treibens.

Bietet das alterthümliche Dorf links und rechts pittoreske Stätten und Häuser, wie zum Beispiele die Rungadgasse mit ihren braunen Söllern, wo der Herr Oberschützenmeister Rabanser von künftigen Festschießen und großen Besten träumt, so verdient die kurze Strecke von dem Brunnen bis zum Portale der Coburg dennoch volle Beachtung. Da stehen links am Wege halbverfallene Städel und Ställe mit Spitzthoren aus Granit oder röthlichem Sandsteine, wie man letzteren nur wünschen kann, — Zeugen alter Herrlichkeit längst verschwundener Zeiten, als noch Grafen und Ritter hier oben saßen und sich ihres Reichthums erfreuten.

Vor uns steht die stattliche Coburg. Treten wir durch das hohe gothische Thor, lachen uns im Hofe Rosen und Blumen in bunter Pracht entgegen, auf dem massigen Felsen prahlen goldgelbe Kürbisse. An den Mauern stehen duftende Fliederbüsche, Schlingrosen und Geißblattranken klettern daran empor und beleben die grauen Wände. An Waldreben, Thujen und Götterbäumen ist kein Mangel, kurz reiches Pflanzenleben schmückt den weiten Zwinger. Am Inneren der Porte, vom Zauberkraute umrankt, sind Eulenbilder in Terracotta angebracht. Wie die Schwäne die Wahrzeichen für Hohenschwangau bilden, so sind es die Eulen für Coburg. War die Eule ja der Lieblingsvogel der Pallas Athene, das Sinnbild nächtlichen Studiums und Denkens, — und deßhalb hat der Burgherr sein schönes Heim mit dem heiligen, symbolischen Vogel so reich geschmückt. In einem Burghofe darf die grüne Schloßlinde neben dem plätschernden Brunnen nicht fehlen. Letzterer mangelt noch, aber die junge Katharina-Linde, zur Ehre der Burgfrau so benannt, schmückt den weiten Raum. Möge sie frisch gedeihen und zum schattenspendenden Baume heranwachsen, wie die Gerichtslinde in Laien, die manch' hundert Jahre zählt, zum Segen der Burg und des darauf sitzenden Geschlechtes! Ist es ja ein alter Glaube, daß die Linde gleichsam der Schutzgeist eines Schlosses sei und Gottfried Kinkel hat diesen poetischen Glauben in seiner märchenhaften Erzählung „Ein Traum im Spessart“ so glänzend behandelt.

Zwischen „Blumen und Klee" wandelt aber der kleine Kurt, der mich durch seine Klugheit an die gefeierten Gnomen Alberich und Albewin erinnert und mich so freundlich immer grüßt. Welch' schönes Bild, wenn der findige Knabe so sinnig durch die Blumen geht, die kleinen Schritte behutsam messend.

Wohnt die Herrschaft nicht dort, erscheint zwar nicht ein Neger mit weißer Weste und weißer Kravatte als Portier, wie dies einst bei der Residenz im thüringischen Koburg der Fall war, sondern die freundliche Moidl, die dienstgefällig den neugierigen Fremden in das alte „Gschloß" geleitet und die vielen Gemächer zeigt.

Wie verwahrlost und schmutzig sah vor wenigen Jahren noch dies stattliche Gebäude aus! In den hohen Hallen saßen zerlumpte Weiber und lag alter Plunder durcheinander. Jetzt glaubt man ein Schmuckkästchen zu sehen, so reinlich und fein ist Alles zusammengestellt. Das Zirmholzgetäfel der Zimmer macht einen so traulichen Eindruck, die sehenswerthen Fresken im Saale des zweiten Stockes sind von Staub und Ruß gereinigt. Diese Blumenranken, mit Wappenschilden, Jagdscenen und phantastischen Thierbildern unterbrochen, sind den Bildern im Meraner Fürstenhause und im Schlosse Reifenstein bei Sterzing ebenbürtig, ziehen aber durch den Farbenwechsel mehr an. Wenn ich diese phantastischen Ranken und Gewinde sehe, denke ich unwillkürlich an den märchenhaften Blumenwald in Lamprechts Alexanderliede. Sie stammen aus

dem 16. Jahrhundert. Aus dieser Halle tritt man in das Prunkgemach, das eine bezaubernde Aussicht auf die Dolomitsäulen der „Geisler“ bietet. Welch bezauberndes Bild, wenn sie Abends purpurglühend in den dämmernden Saal strahlen!

Von der Wand blickt das Bild eines alten Herrn von Mayrhofer, die das Prädikat von Coburg bis zum Erlöschen des Geschlechtes führten. Er schaut so vergnügt herunter, als ob er an der Restauration seines Sitzes lichthelle Freude habe; wir aber denken an alte Zeiten, an die hochseligen Mayrhofer und an die Geschicke von Coburg. Dies Rittergut, das früher die Edlen von Gufidaun besaßen, gieng erbsweise an Eufemia, Tochter Eberhards von Gufidaun 1370 über. Sie vermählte sich mit Wolfhart Zobl von Jahlburg in Tisens, der den Namen von Coburg sich und seinem Geschlechte beilegte, das mit Martha von Coburg der ersten Gemahlin Balthasars von Mayrhofer, der Kaiser Maximilians Kriegsrath und Hauptmann auf Peitelstein war, 1506 erlosch. Seitdem waren die Herren von Mayrhofer Besitzer von Coburg bis 1814.

Unter denen von Mayrhofer erregt Adam, Pfleger zu Gufidaun (gestorben 1589), unsere Aufmerksamkeit. Wie die neue Lehre im Eisackthale viele Anhänger gewonnen hat, ist bekannt. Auch Adam huldigte derselben, noch eifriger und hartnäckiger ihr zugethan war dessen Frau Zimburga[1]), geb. Lechnerin zu Lechenegk.

---

[1]) Vergl. Joseph Hirn, Erzherzog Ferdinand II. von Tirol. Innsbruck 1885, I, 144—45.

Die feurige Frau gab ihrer Ueberzeugung lebhaftesten Ausdruck, besuchte nie die Kirche, suchte dagegen bei allen Gelegenheiten, besonders bei Schmausereien und Hochzeitsgelagen, für ihre ketzerischen Ansichten Proseliten zu machen und wies Geistliche, die sie bekehren wollten, energisch zurück. Nachdem die Kugeln des leichteren Geschützes am versteinerten Herzen dieser Frau wirkungslos abgeprallt, sollte das schwerste dagegen aufgeführt werden. Kein Geringerer als der berühmte redegewandte Polemiker Johannes Nasus, Weihbischof zu Brixen, sollte der hartnäckigen Dame den Kopf zurechtsetzen. Der vielerfahrene, seelenkundige Nasus dachte aber an das Sprichwort „Mit verkehrten Frauen ist nicht gut Kirschen essen" und wollte nicht in das „gufidaunerische Ketzernest" stechen. Was eine 20jährige „Sucht" verdorben, könne man in wenigen Stunden nicht heilen. Sollte er etwas „über zwerch angreifen, wäre gleich Feuer im Dach", es sei nicht rathsam, „der Jezabel Ursach zum Stolze zu geben." Endlich mußte er doch seiner hohen Glaubenssendung Folge leisten, mußte aber sieglos das harthörige Gufidaun verlassen.

Mit ihrem Gemahle nach Innsbruck berufen, beharrte sie auch dort fest in ihrer Ueberzeugung. All Zureden, all Drohen half keinen Heller, und sie kehrte nach Coburg zurück, denn ihr ward die Gnade zu Theil, im Lande bleiben zu dürfen, wenn sie sich ruhig verhalte. Ihr Gemahl, der Pfleger, aber zeigte sich gefügiger und versicherte, den rechten Glauben zu haben, er habe nur aus Unwissenheit gefehlt.

Längst ist die woledle Frau Pflegerin entschlafen, aber das stille fromme Gufidaun, das nun einen Schafstall mit einem Hirten bildet, wird noch das „lutterische Nest“ von den Umwohnenden genannt. So zäh ist das Gedächtniß des Volkes.

Mit Ausnahme dieses Glaubenssturmes scheinen die Tage ruhig und heiter über Coburg hinweggezogen zu sein, denn die Edlen von Mayrhofer[1]) waren gute, humane Herren, die gern gemüthlich lebten und auch Andere leben ließen, wie der Letzte seines Stammes, der edle Dr. Virgilius, der als wolbekannter Arzt und Professor der Hochschule zu Innsbruck erst vor wenigen Jahren von den Gestaden des grünlichen Inn zu den trüben Fluthen des Cocytus hinunterfuhr. Mein lieber Freund Virgilius, — will schreiben Vergilius, — wie oft denke ich Deiner und Deines Plausches, wenn ich durch die Maria-Theresienstraße gehe. Hatte Dir Apollo auch nicht des Liedes gold'nen Mund verliehen, floß doch das Wort so süß von Deinen Lippen, wie der wilde Honig von den Wänden des Hymettos. Wie Du mit Deiner Suada die Damen der tirolischen Hauptstadt entzücktest, wirst Du die schönwandelnden Schatten der Frauen im seligen Jenseits mit Deiner Rede gewaltigem Schwunge erfreuen. Ehe man aus diesem gastlichen Zimmer scheidet, wird Einem das

---

[1]) Später finden wir zwei Herren von Mayrhofer als Seelsorger in Gufidaun in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts.

Fremdenbuch zur Einzeichnung geboten, das schon reich an glänzenden Namen ist. Nahe dabei ist ein kleines gewölbtes Gelaß, bis zum Bogen hinan getäfelt, mit zierlichem Erker, in dem die Butzenscheibenfenster recht lustig glitzern. In einem zierlichen Wandschranke befindet sich eine kleine Bibliothek mit den Werken des Aristoteles und Plato, den hellenischen Lieblingsschriftstellern des gegenwärtigen ebenso gelehrten als kunstsinnigen Besitzers. Darob steht eine kunstreiche Büste desselben von Emanuel Pendl in Wien gefertigt.

Das Bild gibt uns Prof. Dr. Tobias v. Wildauer wie er leibt und lebt. Es ist ein schöner, nachsinnender Kopf. Wenn man dies wohnliche Studierzimmer verläßt, wird man gewöhnlich auf die neuerbaute Altane geführt. Welch' überraschender Ausblick! Das Auge schweift von den Zillerthaler und Pfitscher Gletschern bis zu dem weichlienigen Rittner Gebirge, von dem Dorfe Spinges bis nach Barbian. Gegenüber ragt das stolze Säben, der Hauptschmuck dieser anmuthigen Gegend. In dem fruchtbaren Thale erblickt man nordwärts die Bischofsstadt Brixen, südwärts das alterthümliche Klausen. Diese rebenbepflanzten, kastanienreichen Hänge und Hügel, diese feinen Contouren des Gebirges mahnen die Maler an Partieen von Hellas. Und wenn man im Spätsommer beim Anhauche weicher lauer Lüfte, bei dem „Gegeige" der Cicaden sich hier oben befindet, — aus dem Garten wehen Blumendüfte, aus dem Thale rauscht der Eisack melodisch empor, — glaubt man im tiefen Süden zu sein, und weltselige

Gedanken beschleichen das in der Schönheit schwelgende Herz. Aber der Anblick der zwei frommen Schwesterstädte, die mit ihren Thürmen so kräftig gegen Himmel weisen, muß die irdischen Gedanken etwas dämpfen und an das versprochene bessere Jenseits erinnern. Vom hohen Säben klingt die Abendglocke herüber, die Schatten steigen höher und höher — und endlich verschwinden in Duft und Dunkel die wunderbaren Bilder wie ein allzu kurzer beglückender Traum.

12.

Schloß Gufidaun.

Am entgegengesetzten Ende des friedlichen, zwetschkenreichen Dorfes liegt die Akropolis, die mit hohen grauen Mauern und Zinnen umgebene Burg Gufidaun, auch Sommersberg genannt. Sie ist keck auf den Hügel hinausgebaut, der vom schönen Tafellande jäh in die rauschende Felsschlucht von Villnöß abstürzt. Ein uraltes romantisches Gebäude, das Objekt vieler Maler dies- und jenseits des Oceans! Der Name deutet auf vorrömische Ansiedlung und würde nach A. Bacmeister, dessen alemannische Wanderungen wir so gern zur Hand nehmen, wie L. Steubs Herbsttage, „Hohenburg" bedeutet haben. Letzterer möchte den Namen von cavus, hohl, herleiten, was aber zur Ortslage nicht passen will[1]). Der gebrochene viereckige Thurm zeigt römische Buckelquadern, wie auch mein besonderer, in solchen Dingen vielerfahrener Freund P. Flavian Orgler versichern kann. Der runde Hexenthurm wurde

---

[1]) Zur Ethnologie der deutschen Alpen, Salzburg 1887, S. 13 ff., wo ein Aufsatz: „Zum Gufidauner Urbar" steht.

Ende des 13. Jahrhunderts ebenfalls bis zu einer gewissen Tiefe erniedrigt. Und wer zog in alten Zeiten hier aus und ein? Wie oft mochten hier in den geräumigen Höfen Knappen und Reisige sich lagern! Hier siegelte der letzte Andechser Otto Urkunden, hier hielt der mächtige Landeshauptmann Berthold von Gufidaun Hof, hier wurden Wiedertäufer und Hexen peinlich untersucht und später weilte hier die Landesfürstin Claudia von Medici manchmal im Herbste, um dem fröhlichen Gejaide im wildreichen Villnößer Thale obzuliegen. Und das fröhliche, wogende Leben und Treiben, als die Wolkensteiner diese Burg innehatten, die Thun, denen man auch eine fromme Stiftung verdankt, die Herren von Mayrhofer und Meidinger, welch' Letztere ihre Verwandtschaft mit der seligsten Jungfrau behaupteten, in der Nähe saßen und bei keiner Kurzweil fehlten. Da fällt mir auch der arme Christoph Reifer ein, der hier wegen seines Säuferwahnsinns statt des feurigen Weines von Mezzo Lombardo kaltes Bergwasser trinken mußte, was ihm aber gewiß zuträglich war. Dr. David v. Schönherr hat ein kleines Büchlein: „Aus dem Leben des Ritters Christoph Reifer und seiner Gattin Ursula Künigl von Ehrenburg", Innsbruck 1882, veröffentlicht, das sehr kurzweilig und lehrreich ist.

Vor dem Spitzbogenthore ragt eine Säule mit dem heil. Johannes von Nepomuk empor. Wie oft ist diese schon gezeichnet und gemalt und ausgestellt worden. Selbst Professor Robert Ruß hat sie durch seinen

Pinsel verewigt und wird, wenn er an sein gepriesenes Bild denkt, doch nicht eines leeren venetianischen Rahmens vergessen, der ihm so sehr gefiel.

Durch das hohe Thor tritt man in den Hof, aber es überrascht der Anblick dreier Burghöfe, die terrassenartig emporsteigen. Eine solche Vedute findet man in keinem zweiten tirolischen Kastelle. Man muß diese Höfe bei günstiger Beleuchtung sehen, und dann wundert man sich nicht, wenn man im Herbste drei oder vier Maler auf ihren Feldsesseln zeichnen und pinseln sieht. Abgesehen von österreichischen und deutschen Brüdern in Apelles, machten hier schon Engländer, Schotten und Amerikaner ihre Studien und trugen reichgefüllte Mappen für den Winter nach Hause.

Die drei Höfe bieten auch ganz verschiedene Bilder. Der erste bildet ein Quadrat, links steht der viereckige Thurm mit seinen römischen Eckquadern, davor ein schlichter, hölzerner Söller, von wilden Reben überrankt, rechts ein hohes, holzbraunes Gebäude, in dessen Nähe die frischgrünende, üppig wachsende Marienlinde, von wilden und zahmen Gewächsen aller Art umgeben. Rosen und Reben, Iris und Sinngrün, Primeln und Brombeergehäge. „Ein wildes Zeug, dem Wilden gleich, der ausgieng, es zu suchen.“ Selbst die in dieser Gegend unbekannten Schneeglöcklein, die ersten Frühlingsboten, sind aus dem Innthale herein hier angesiedelt und freuen sich frohen Gedeihens.

Ob einem Spitzbogenpförtchen ist das alte Gufidauner Wappen mit einem weißen Sparren im rothen

Felde zu sehen. Wie die Eule der Athene in Coburg, so kehrt hier der weiße Sparren oft wieder, und der gegenwärtige Vogt des Schlosses scheint für ihn eine große Vorliebe zu besitzen oder selbst einen zu haben.

Man tritt in den zweiten, viel geräumigeren Hof. Welch' buntes Gewühl verschiedenster Pflanzen! An den hohen, grauen Mauern spinnen sich edle Reben, duftendes Geißblatt, großblätteriger Epheu empor, hochstämmige Ailanthus, niedrigere Pfirsichbäume, immergrüne Eufonimus und echter Jasmin stehen in buntem Wechsel. Schlanke Thuyen, selbst ein Feigenbaum und Granatengebüsche fehlen nicht. Rechts aber am reichquellenden Brunnen steht ein vielgepriesener Rosenhag, der seinesgleichen sucht. Der Sänger des Laurin, Dr. Gottlieb Putz in Meran, der leider am 12. Dezember des letzten Jahres in den ewigen Rosengarten hinübergeschlummert ist, hat als „Laurins Garten" diese kostbaren Rosen aus Luxenburg hieher gestiftet. Sie mögen zum Gedächtnisse an den Seligen und zur Freude der Gufidauner noch viele Jahre hindurch blühen und balsamischen Duft spenden, aber seine Gedichte „Blätter, Blüthen und Früchte" (Meran 1886) werden das Andenken an den edlen Sänger in unseren Bergen bewahren, wenn dieser Rosenhain schon verwelkt und geschwunden ist.

Der liebe Freund hat die alte Burg leider nie betreten, aber sie oft im Liede gefeiert.

Durch den Rosenhag steigt man zum berüchtigten „Hexenthurm", der nicht vergebens den Namen führt.

Wie viele Opfer des epidemischen Wahnes mögen in diesem dunkeln Gelasse, — die sehr dicken Mauern haben nur eine Scharte, durch die wenig Licht einströmt, — gehungert, gejammert haben und verzweifelt sein, ehe sie zum Brande geführt wurden, der sie von den Leiden erlöst hat. Zwei schwere Steine, an die sie geschmiedet waren, liegen noch dort. Auch Wiedertäufer schmachteten hier, „aber des Jakoben Treundl ist auskomen auff Guffidaun"[1]), und neunzehn derselben sind „umb der zeuknus der göttlichen warheit willen" hier „getödt worden"[2]).

Doch treten wir ins luftige, lichte, grüne Freie aus dem dumpfen, dunkeln Gefängnisse. Hier ragt ein riesiges Verbascum, die stolze Königskerze, wie es scheint, eine Lieblingspflanze des Besitzers, wie der Himmelsschlüssel, primula elatior, in der er die zîtelôse der Minnesänger gefunden hat. Wir schreiten durch einen wild von Reben umschlungenes Rundthor in den dritten Hof, einen traulichen, schattigen Zwinger, von einem Ahorn überschattet, von Flieder und Waldreben umgrünt. Wie zauberhaft schön ist dieser Raum, wenn der Vollmond über den Hexenthurm strahlt, die grauen Mauern und die duftende Wildniß beleuchtet, hier magisches Licht, dort dunkle Schlagschatten; junges Volk schäkert und singt, der vollströmende Brunnen rauscht, und

---

[1]) Die Geschichtsbücher der Wiedertäufer in Oesterreich-Ungarn, gesammelt, erläutert und ergänzt von Dr. Joseph Beck. Wien 1883. S. 131.

[2]) S. 278.

damit der Romantik nichts fehle, klagt ein Käuzchen von der alten, hohen Fichte und der schwarze Kater Hiddigeigei sieht mit funkelnden Augen aus dem dunkeln Gebüsche.

Manchmal gibt auch ein fahrender Sänger beim Klange der Guitarre schöne Volkslieder und alte Weisen zum Besten, wie zur Zeit der Minnesänger. Wer denkt da nicht an das Leben auf einer Burg im Mittelalter oder an eine märchenhafte Mondnacht auf einem Schlosse, wie dieselbe so oft in unnachahmlicher Weise Joseph Freiherr von Eichendorff in seinen Novellen und Liedern malt und schildert, daß uns tiefe Sehnsucht darnach ergreift.

Der alte Burgherr in seiner Walther-Kutte, er will die Entdeckung gemacht haben, daß die blaue Blouse die Tracht der Fahrenden im Mittelalter gewesen und daß Herr Walther nach dem Bilde der Pariser Handschrift eine solche getragen habe, erfreut sich an der mondbeglänzten Zaubernacht und am heiteren Singen und Klingen nach der geistigen Anstrengung des Tages. Wie vergnügt sah der Alte darein, als die blondhaarige Marie, seine liebe Nichte, auf der Zither die feinsten Weisen spielte, als ob ein saliges Fräulein ihre Nötelin hören ließe.

Ueber eine Freitreppe steigt man in den Palas, dessen langer Saal mit alten Gemälden und Wappen und zwei Feldschlangen belebt ist. Zur Rechten tritt man in den hohen Kaisersaal, so genannt, weil er mit schönen Portraits der Kaiserin Maria Theresia

und ihres Gemahls (gemalt 1748), des Kaisers Joseph und dessen Gattinnen geschmückt ist. Auch an plastischen Werken, z. B. Ossian und Selma von Berberich, die rachesinnende Brunhilde von Heinrich Natter, fehlt es nicht. Das interessanteste Bildwerk ist aber eine Madonna aus Quarz gemeißelt, die noch dem 12. Jahrhunderte angehört. Auch ein gemaltes Madonnenbild aus dem 13. Säculum ist der Beachtung werth. Die neueste Kunst ist durch Gemälde von Alois Gabl und Georg Mader vertreten. Alte Zinnkannen, römische Lampen, Edelweißkränze, Zeugen eines Festes, alterthümliche Stühle, einer von besonderem Werthe, und Wandleuchter bilden die andere Dekoration des hohen Gemaches. Das Schönste, was aber hier geboten wird, ist die unvergleichliche Aussicht. Wer in einer Fensternische sitzt und auf das wunderbare Landschaftsbild gegen Villnöß, auf die feingeschweiften Hügel und die wilddurchfurchten, himmelanragenden Dolomitsäulen der Geißler blickt, — der scheidet schwer von der fesselnden Stelle.

Im anliegenden Zimmer besieht der Kunstliebhaber gerne die Handzeichnungen der Frau Johanna v. Isser des Grafen v. Pocci, Georg Maders und Fr. Rothbarths und die von Franz Defregger und Alois Gabl 1880 ausgestellte Pergamenturkunde.

Ein anderes Zimmer ist nach Heinrich Natter benannt, weil es mit großen Photographien seiner Sculpturen, z. B. Wuotan, Sigfrid, Haydn, geziert ist. Zwischen den zwei mythischen Bildern hängt über dem

Schreibtische das Bild der Brüder Grimm, die im alten Baue hoch verehrt werden. Besucher schauen auch gern aus dem Fenster nieder in die tiefe Thalschlucht von Villnöß, aus welcher der stürmende Bach gar mächtig emporrauscht, oder hinüber auf die Rebengelände, Kirchen und alten Häuser von Nafen und Theis.

Nebenan stößt die kühle Planetenhalle. In ihr befinden sich sieben Oelgemälde aus dem 17. Jahrhunderte, die niederländische Schule zeigen. Wer wird hier nicht heiter gestimmt, wenn er den Gott der schönen Künste Merkur sieht und zu seinen Füßen die Vertreter derselben', einen Dichter mit Dreimaster, einen Maler, der eine Dame conterfeit, einen Seiltänzer — und einen Zahnbrecher! Auch Saturnus ist gelungen. Von einem Sprossen hat er bereits einen Arm heißhungerig verzehrt, während in der Tiefe Haß und Neid in verschiedenen Gruppen dargestellt sind, bis zu den keifenden Waschweibern, die sich wüthend zerbläuen. — Und im Gegensatze die göttliche Diana, Luna, Selene oder wie man sie nennen will, mit ewig bestrickenden Reizen, still wogende See, lustig tummelnde und ringende Knaben. Aber der Preis gebührt Frau Venus, wie sie den Amor züchtigt, weil er bei dem im Grunde wandelnden Faschingsgewühle, reich an Costümen, irgend ein Unheil verbrochen hat. Der arme beflügelte Knabe, der die Schläge erduldet, erregt immer homerisches Gelächter.

Zur Erinnerung, daß Gufidaun „ein lutterisches Nest“ war, ist ein Bild angebracht, wie Luther im

Kreise seiner Schüler: Justus Jonas, Georg Römer, Kaspar Crutzger, Dr. Förster und Melanchthon die Bibel übersetzt. Wie gewaltig ist Martins imponirende Gestalt, wie edel das feingeschnittene Gesicht des milden Melanchthon, der aber in seine eiserne Zeit nicht gepaßt hat.

Das traulichste Gemach aber ist eine Stube mit vorspringendem Erker und neuen und alten Waffen. Es ist dem Aufstande von Anno Neun geweiht. Das älteste Portrait des Sandwirthes, in Oel gemalt, Bilder von J. Koch, Fr. Defregger, A. Gabl, die auf jene ruhmvolle Zeit Bezug haben, schmücken die Wände, wie ein Gedenkblatt vom Jahre 1813, das die Büste Napoleons darstellt.

Während in Coburg die Werke der griechischen Philosophen sich finden, liegen hier „Nibelungen", „Kudrun" und andere altdeutsche Mähren auf. Auch die Sterzinger Fastnachtsspiele, Dedekinds „Grobianus" und Fischarts „Flohhatz" finden sich vor, wol als Antidota gegen die zimpferliche Geleckthe it der Gegenwart. Ist es blinder Zufall, daß dabei neue Dichtungen wie „In Liebe und Haß" und der „Vorwinter" nicht fehlen?

Ueber vielstufige Treppen steigt man in den nun mit Bäumen bepflanzten Zwinger nieder, wo die muntere Jugend Ball spielt oder den Reigen springt wie zu Walthers und Neidharts Zeiten. An einer Ecke steht ein viereckiger Vorthurm, der nun das geheim-

nißvolle Arbeitszimmer des Besitzers bildet. Es ist, wie man sagt, schwer zugänglich. Die wenigen Auserwählten aber, denen das Glück gelächelt, es betreten zu haben, schwärmen von der Aussicht dieses mysteriösen Thürmchens. Von einem Fenster fällt der Blick in die tiefe, wildbachdurchschlängelte Thalschlucht oder schweift über Reben- und Waldgehänge empor zu grauen Dolomiten oder zu fern schimmernden Gletschern. „Einzig, einzig, göttlich, göttlich!" rief einst entzückt die Frau Präsidentin, als sie dies Wunderbild sah. Einem Herrn Oberpolizeikommissär machte aber der Blick in die tiefe Schlucht solchen Schwindel, daß er bei allen Heilgen schwor, diese unheimliche Stätte nie mehr zu betreten. Und wie herzerfreuend und sinnbethörend ist es hier, wenn voller der Thalbach heraufrauscht, wenn im dunkeln Fichtenhaine die Amseln, Drosseln und Steinrötheln um die Wette singen und von der Nafner Seite der Jugend jodelndes Lied herüber klingt.

Vom entgegengesetzten Fenster blickt man nach der alten Kirche, dem rieselnden Brunnen und dem Gasthause „zur Linde", das noch so genannt wird, wenn auch die alte Dorflinde längst verschwunden ist. Am Brunnen schäkern Mädchen und Bursche, und dem Lauscher wird manch geflügelt Widerwort kund. Heitere Dorf-Idylle spielt sich da ab, wie in alten Zeiten, als Rebekka am Brunnen gefreit wurde. Oder wer erinnert sich nicht an die rüstige Dorothea in Goethe's unsterblicher Dichtung! — Der stille Thurm mit dem

freiesten Ausblicke in Gottes wonnige Welt scheint für einen Lyriker geschaffen, und kein Wunder, daß Bruder Berthold hier im Verborgenen sinnen und dichten soll. Wie Luther als Georg auf der Wartburg einst unerkannt und im Stillen schuf und wirkte, so soll von niemand gesehen der innige Freund des Besitzers hier geheim weilen. Bei Dunkel soll er kommen und beim Hahnenkrat, wenn die Gletscher rosig schimmern, wieder scheiden.

Wer denkt bei dem Anblicke des weitläufigen Kastelles nicht an dessen Vergangenheit. Der Namen und der Thurm mit den Römersteinen sind Zeugen für das hohe Alter desselben, wie auch die 1758 gefundenen römischen Alterthümer (Resch annal. Sabion. II., 460), für den frühen Bestand des Dorfes sprechen. Vor dem Jahre 957 begegnet uns ein vir nobilis Jagobo, der Besitzungen zu Cubidunes hatte, in einer freisingerischen Urkunde (Sinnacher I., 545), und im Jahre 1239 stellte der Letzte der Andechser, Graf Otto der Achte, auf dieser Burg eine Urkunde aus, in welcher als Zeugen Heinrich von Gufedun und Jakob von Summersperch erscheinen (Oefele: „Geschichte der Grafen von Andechs“, S. 210). Im Verlaufe des 13. Jahrhunderts scheinen die Thürme erniedrigt und die Burg theilweise gebrochen worden zu sein, denn im Jahre 1329 erlaubte König Heinrich von Böhmen dem Georg von Vilanders, „ein Gesäß zu bauen auf dem Berge, der da heißt Summersberg, mit Mauern und Holz zu dem großen Thurm zu Gufidaun“

(Staffler II. 998). Die Ringmauern und der Palas stammen auch der Bauart nach aus dieser Zeit. Wenn ich aber an jene längst verflossenen Tage denke, erfreuen mich die schönen deutschen Taufnamen, die damals hier gang und gäbe waren, [wie Eckkart, Gotschalk, Heinrich, Herrade, Ingram, Methilda, Herbrand, Rudbert und ähnliche, während heutzutage nur Hansl, Seppl, Tonl, Elisen und Moidl umgehen und selbst der heilige Theodor nicht Gnade findet. Wie die Burg den Namen Gufidaun und Sommersberg hatte und noch führt, so begegnen uns schon früh Edle von Gufidaun und Sommersberger neben einander, wie in der berührten Urkunde von 1239.

Wer löst uns dies Räthsel?

Die Edlen von Gufidaun erscheinen meines Wissens zuerst urkundlich 1206 mit Herrn Heinrich, dem Erbauer des Schlosses Ursenberg in Villnöß, und erloschen 1462 mit Kaspar, der Rath des Herzogs Sigmund und Hauptmann zu Bruneck war. Der bedeutendste des Geschlechtes war Berthold, der um die Mitte des 14. Jahrhunderts im Lande eine große Rolle spielte und seinen Stamm zu hohem Ansehen brachte.

Nach dem Erlöschen dieses Geschlechtes wechselten rasch die Besitzer der Burg, bis sie 1619 den Wolkensteinern verliehen wurde, die sie noch in diesem Jahrhunderte innehatten. Zwei gutgemachte Oelbilder wahren das Andenken an sie im Palas.

Und so scheiden wir von der alten Burg mit dem Wunsche, sie froh und oft wiederzusehen. Möge die Schloßlinde froh gedeihen und Segen über dem alten Kastelle sein, wie in Bertholds längst vergangenen Tagen!

13.

Dorf Gufidaun.

Den Mittelpunkt des geselligen Lebens in Gufidaun bildet das Gasthaus „zum goldenen Stern“, in dem Frau Maria Lageder mit klugem Geiste schaltet und waltet. Sie ist keine Dorfwirthin gewöhnlichen Schlages, hält ihr Haus in Zucht und feiner Ordnung, Alles rein und freundlich, — und ihr fröhlicher, herzlicher Gruß entzückt jeden einkehrenden Gast. Mein Freund, der Herr Landesgerichtsrath, bemerkte, als er sie zum ersten Male gesehen hatte, diese Frau hätte ein ewig lächelnder Diplomat oder ein Finanzmann werden sollen. Schade, daß das neidische Geschick ihr Geschlecht verwechselt hat. Sie muß eine grundgescheite Frau sein. Er hat Recht, Fremde und Einheimische stimmen seinem Urtheile bei.

Sie beherbergt ihre Gäste zur allgemeinen Zufriedenheit, gestaltet ihr Haus und ihren Garten von Jahr zu Jahr angenehmer, führt eine gelobte Küche und gute Weine. Erfreut sie sich auch nicht mehr der goldenen Jugend, so tanzt sie bei festlichen Gelegen-

heiten den bairischen Tanz, der mich immer an den im Gedichte Rudlieb geschilderten Tanz erinnert, so anmuthig, anziehend, verlockend, als ob es eine sinnverwirrende Kokette sei. Welche Tänzerin möchte mit ihr um den Kranz wetteifern?

Kein Wunder, wenn Jung und Alt unter dieses gastliche Dach gerne zieht. Die Angesessenen und Fremden kommen hier zusammen, hier wird getanzt und gesungen, hier werden kleine Feste, besonders am 18. August zu Ehren unseres Kaisers, begangen, und hier erschien im letzten Herbste sogar ein schreckenerregender Geisterzug, um eine liebe Familie zu längerem Aufenthalte zu bewegen. Mein Herz, was willst du mehr von dem Gasthause eines kleinen Dorfes? — Das Fremdenbuch, mit allerlei berühmten und unberühmten Namen ausgestattet, gibt ein glänzendes Leumundszeugniß für den „Goldenen Stern", der bis nach Chicago leuchtet.

Wenn aber Frau Lageder auf dem rebenumwobenen Söller in die Ferne blickt, denke ich an das Lied des Herrn Dietmar von Aist:

Eine Frau stand alleine
Und blickte über die Heide
Und blickte nach dem Lieben,

um mich nicht mißzuverstehen, sie blickt nach lieben Gästen aus, aber mit derselben Sehnsucht, wie es die Frowe nach ihrem Geliebten gethan hat.

Die „Herrischen" nehmen auf der Altane Platz oder im wohnlichen Zimmer, das ihnen vorbehalten ist. An

den Fenstern blühen und duften Blumen, auf dem reinlich gedeckten Tische erfreut gewöhnlich eine mit Blumen gefüllte Vase das Auge. Mit besonderer Hochachtung blicke ich aber immer die Bänke und Sessel an, denn auf diesen sind viele hochberühmte Männer gesessen, z. B. die Maler Fr. Defregger, A. Gabl, K. v. Blaas, Robert Ruß und andere Größen dieser edlen Kunst, auch weltbekannte Bildhauer, wie H. Natter, Gelehrte und Dichter, wie W. Förster, K. Vollmöller, K. Weinhold, A. Schönbach, E. Steinmeyer, auch Hofräthe und andere Dignitäten haben hier Platz genommen und mir wird es wirre wie beim Anblicke eines Geisterreigens, wenn ich an all die theuren Häupter denke, die dies Gemach mit ihrer Gegenwart und mit ihrem belebenden und belehrenden Gespräche beehrt haben.

Durch die geöffnete Thür sieht man in die dunkelbraune Bauernstube mit ihren großen Tischen und an den Wänden sich hinziehenden Bänken. Mit Ausnahme der Sonntage, wenn sich die Gufidauner nach der Vesper einen halben Liter Rothwein erlauben, oder heiliger Missionszeiten, wenn die langen Predigten die horchenden Zuhörer allzu sehr ausgetrocknet haben, ist das alte, oft gemalte Gemach meist leer. Dann saß einsam an einem der Tische ein alter, doch strammer Mann, die noch schwarzen Haare über seine Platte sorgfältig gekämmt, eine messingumrahmte Rundbrille auf der Adlernase und las in einem Buche oder sah im Wörndlischen Atlas, der vor fünfzig Jahren auch an

unseren Gymnasien eingeführt war, eifrig forschend nach. Erhob er sich, glaubte man, Witolf mit der Stange leibhaft vor sich zu sehen.

Welch eifriges Studium für einen Alten, der schon die Siebenzig überschritten hatte. Es packte mich die Neugierde, wer der wissenseifrige Alte sei und ich nahte mich ihm. Er sah mich groß an, bot mir eine Prise und fragte: „Sind Sie nicht der Professor?“

„Ja“, erwiderte ich.

„Ja, da können Sie mir gleich Auskunft geben. Welches ist der höchste Berg der Welt? — Früher habe ich immer gelesen, der Chimborosso (sic!), jetzt soll aber ein noch höherer gefunden sein.“

Ich gestand meine Unkenntniß.

„Ei“, rief er freudig, „jetzt seh' ich, daß die gstudirten Mander auch nicht alles wissen. Mir fällt er nimmer ein, mein Gedächtniß ist schwach geworden. Einst hab' ich mir aber Alles gemerkt. Der Berg hat einen Namen wie Himmel.“

„Vermuthlich Himalaia.“

„Ja so ist's“, erwiderte der Schmied glänzenden Blickes. „Himalaia, in den Himmel eia, daran muß ein Alter denken, — jetzt vergiß ich den Namen nimmermehr.“

Damit war unsere Bekanntschaft gemacht, und ich verlebte manche lehrreiche Stunde mit ihm. In der Fastenzeit las er fromme Bücher. Der neugierige Alte brachte mich auch mit seinen wunderlichen Fragen oft in Verlegenheit. So fragte er mich, ob den Dr. Luther

wirklich der Teufel geholt habe, ob Kaiser Josef II. ein Freimaurer und ob Napoleon I. ein „Viech“ gewesen sei, das in der geheimen Offenbarung vorkomme. Am angenehmsten war es, mit ihm über seine Vergangenheit zu sprechen.

Da meldete mir der „Graggele Schmied“, daß er in Castelruth geboren und ein baumstarker Bub gewesen sei. Als er 14 Jahre gezählt, sei er zu einem Schmiede in die Lehre gekommen, da sei eine Wette gewesen, wer der stärkste wäre, und er habe Schneid gehabt und auch mitgethan. Da habe er vier Centner Eisenstangen auf einer „Kraxe“ eine halbe Stunde weit bergan getragen und die Wette gewonnen. „Mein Gott, das war eine Freude! Ich bin so ein Bub gewesen und habe, — das Feuer macht durstig und hätte oft gern einen tüchtigen Trunk gethan, aber dies hat's nicht getragen, — damals eine Pazeiden Wein (fünf alte Maß) gewonnen und redlich auf einem Sitze ausgetrunken.“ Wer denkt bei der Riesenkraft des alten Graggelers nicht an den Schmied Wieland der Heldensage?

Oefters erzählte mir der Alte, daß er zwei Weiber und daran genug gehabt habe. „Ich hoffe“, setzte er bei, „sie jenseits durch das Fegefeuer geläutert wieder zu sehen, denn sonst würde ich mich für die himmlischen Freuden bedanken. Nichts für ungut.“ — Am liebsten unterhielt ich mich, wenn er von seiner Jugend erzählte. Als er aufwuchs, war das Raufen noch stärkende Sitte und die Burschen des einen und anderen

Dorfes wollten ihre Kraft messen. Da erzählte er, daß der Pfarrer in Laien gepredigt habe, die Castelrutter Buben werden heute kommen, um zu raufen. „Helft aber tapfer zusammen und schickt sie ordentlich heim." — Die Laiener Burschen nahmen sich diese christliche Mahnung zu Herzen, mehr als andere Zusprüche des Predigers. Wirklich kamen die Castelrutter Buben hemdärmelig an und forderten zum Zweikampfe. „Die haben wir aber durchgebläut, ohne einen blauen Fleck ist keiner davongekommen. Und als sie bergab flüchten wollten, waren die „Eggen" umgekehrt aufgestellt, und da kamen sie nicht so leicht darüber, da wurden sie erst recht gedroschen. Uns ist's aber auch nit gut gegangen. Am folgenden Sonntag giengen etliche Rädelsführer zum Landrichter in Klausen, und bekannten, daß sie mit den Castelruttern gerauft und manche ordentlich traktirt hätten, und Jeder legte als Bußgeld einen Kronenthaler vor Seine Gnaden. Der Herr Landrichter Val. Kleinhans ließ aber den Gerichtsdiener kommen, hieß die übermüthigen Burschen eine Stunde ins Loch stecken und dann mußten sie in grauen Kitteln die lange Straße in Klausen kehren. Darauf wurden sie freigelassen, aber die Händel haben seitdem aufgehört. Ohne mit ihren Kronenthalern ein Seitel Wein getrunken zu haben, zogen sie heimwärts und ließen sich in Klausen einige Jahre nicht mehr sehen." Das Verdienst, daß keine solche Raufhändel mehr in dieser Gegend vorkommen, gebührt dem damaligen Landrichter Val. Kleinhans in Klausen, der

als kaiserlicher Rath hohen Alters zu Innsbruck verschieden ist.

Einmal erzählte er von einem Wirthe, der in kurzer Zeit zu großem Vermögen gekommen und als reicher Mann gestorben war.

„Wie ist das zugegangen, daß er so reich geworden. Hat er einen Schatz gefunden?“ frug ich.

„Beileibe nicht, aber ich will's Ihnen erklären“, sprach der Schmied. „Der Wirth hat ein ganz frisches Gewissen gehabt, sauber wie ein Taufhemdel.“

„Ein frisches Gewissen?“

„Ja, verstehen Sie mich recht, — er hat sein Gewissen nie gebraucht, und deßhalb ist es allweg frisch und neu gewesen. Aber gewuchert hat er und die Leut' betrogen, wo's nur möglich war.“

„Dann wird er wol in der Hölle jetzt braten“, bemerkte ich.

„Beileibe nicht“, entgegnete der Graggeler, „die Teufel möchten ihn nicht in ihren Kucheln oder Stuben haben, er muß in der höllischen Senkgrube sitzen, Sie wissen schon, was ich meine, und die Bockfüßigen machen auf ihn hinunter.“

Ueberflügelte hier der Schmied mit seiner Phantasie nicht den Dichter des „Inferno“?

Am meisten entzückte mich der alte Schmied, wenn er seine Kernsprüche losließ. Das war eine Weisheit auf der Gasse und erinnerte an Spervogel und Freidanks Bescheidenheit. Wir hatten ihn einstmals den

Mirza Schaffy von Gufidaun ob seinen Lebensansichten und Kernsprüchen genannt. Später ist uns aber Salomo und Markolf beigefallen. Wie segelte so frisch und munter das beflügelte Wort von seinen sonst so stark zugekniffenen Lippen, wenn er im Kreise gut Bekannter war.

Als einer von uns ihn Salomo nannte, entgegnete er rasch: „Das ist zu viel Ehre. Ich kann mich mit dem König nicht vergleichen, er ist ja der Gescheiteste aller Menschen gewesen und hat alle Schätze besessen und ich bin ein dummer, armer Teufel, aber in einem Punkte, — nichts für ungut, — bin ich schon mit dem Judenkönig etwas verwandt. Er hat ja die Frauenzimmer, schwarze und weiße, gern gehabt, so steht's ja in der heiligen Schrift, — und ich hab' schöne Madlen halt auch immer gern angeschaut. —

Apropos und noch Eines fällt mir ein. Der alte König hat gesagt, daß Alles auf der Welt eitel sei, — und wenn ich in meinem Krug keinen Wein mehr habe, denke ich halt auch, Alles auf der Welt ist eitel und vergänglich. Haben wir, ich und der König, nicht recht? — Sella wol!" —

Aufsehen machte der alte Recke, wenn er bei einem Schützenaufzuge in alter Tracht erschien, den breitkrämpigen grünen Hut mit wallenden Seidenbändern auf dem Kopfe, eine Riesenbüchse, die aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges stammt, auf der rechten Achsel. Wie schritt der Alte so stolz einher und überragte die andere Schaar, wie Saul die übrigen Männer Israels.

Als ich vor einem Jahre wieder nach Gufidaun kam, war der rüstige Greis wieder nach seiner Heimath Castelrut gezogen, wo er auch die Erde verließ. Nun wird er jenseits in dem Urbani-Keller wol Einkehr halten und auf das gepantschte irdische Getränke verklärt niederblicken.

Jetzt sitzt in der dunkeln Stube oft Peter, der Pilgram von Gufidaun, auch ein Charakterkopf für Genremaler. Schweigsam und beschaulich hockt er vor seinem Rothweine, wie in stille Andacht versunken, — und ist er einmal festgesessen, dann bleibt er einige Tage hindurch sitzen, bis das Geld zu Ende geht. Alsdann erhebt er sich, nimmt einen Bergstock in die Rechte, einen großen Rosenkranz in die Linke und humpelt mit seinen Säbelbeinen leise betend durch das Thal nach einem Wallfahrtsorte, am liebsten nach dem wunderbar gelegenen Weißenstein. Gewöhnlich wandert er als Kirchfahrer vierzehn Tage herum, findet überall fromme, gute Leute und kehrt mit 30 bis 40 fl. Almosen zurück. Diese werden vertrunken und dann greift der Peter wieder nach Stock und „Beten".

Eine merkwürdige Erwerbsquelle, die nur in Tirol möglich und einträglich ist. Die Behörden sahen zwar dies Wallfahrten als Landstreicherei und Bettelunfug an, bestraften den unermüdlichen Pilger, aber dieser ließ sich bisher in seinem nutzbaren, erbaulichen Wandeln nicht irremachen. Der gute Peter meint, er sei auf dem rechten Wege, denn das Leben sei nur eine

Wallfahrt, so werde gesagt, und dieser Aufgabe müsse er folgen.

Frau Lageder hat an dem Pilgram ihre geheime Freude, denn er ist nicht nur ein frommer, sondern auch ein ersprießlicher Gast.

Sind die „Sommerfrischler“ anwesend, gibt es manche Unterhaltung, z. B. Dilettantentheater, Waldfeste, Tanzkränzchen, Festschießen, — und in diesem Jahre war eine Obst- und Wein-Ausstellung in Coburg, die selbst der Präsident der Handelskammer in Innsbruck mit einem Besuche und anerkennender Ansprache beehrte.

Der Fremde fragt: „Wohin soll ich gehen?“ Darauf erwidert die Wirthin: „Ja, auf den Putzen, dort ist eine wunderschöne Aussicht.“ Sie läßt auch den des Weges Unkundigen liebevoll begleiten. Der Putzen ist ein in das Thal vorspringender Hügel, von dem man das Eisack-Thal weithin beherrscht, Brixen und Klausen und zweiundzwanzig Thürme, Gletscher und Dolomiten erblickt. Dies Luginsland ist nur zehn Minuten vom Dorfe entlegen und fesselt jeden Besucher. Manchem gefällt die Aussicht von dem alten Vogeltennen, dessen Eigenthümer Prof. Dr. v. Wildauer ist, noch mehr, sie ist enger, — aber „romantischer.“ Auf dem Rückwege besucht der Fremde die Kirche zum heil. Martin, einen hübschen gothischen Bau aus dem 15. Jahrhunderte mit hohem Spitzthurme, der weithin ins Thal und auf die Berge schaut. Der Ausblick von dem „Freithofe“ ist geradezu über-

raschend, wie jener vom Gottesacker in Laien. Es stand aber schon viel früher ein Gotteshaus hier, denn schon im Jahre 1394 stiftete Götschel von Razzick zwanzig Mark Perner zu einem ewigen Lichte für Gottesleichnam in der Sanct Martins-Kirchen zu Gufidaun. Einen so guten Eindruck der gothische Bau macht, so mächtig die Rundsicht von dem Gottesacker aus wirkt, habe ich doch oft meinen geheimen Aerger. Die schönen Statuen der vier Evangelisten, welche neben dem Hochaltar stehen, sind mit blendendem Weiß angestrichen worden und blinken, als ob sie mit Gummi überzogen wären. An der Nordseite des Friedhofes lehnte eine sehr schön gearbeitete Grabplatte aus dem Ende des 15. Jahrhunderts. In der Schrift: „Der deutsche Antheil des Bisthums Trient" von Ph. Neeb und K. Atz, I., 73 heißt es, daß sie einen besseren Platz verdiene. Das Urtheil des kunstverständigen Conservators K. Atz fand aber dahin seine Anwendung, daß man die kostbare Platte als Trittstein vor dem Hauptportale der Kirche einsetzte und bald wird man von den Wappen und der schön gearbeiteten Inschrift nichts mehr sehen. Kunstfreunde sind über diesen Vandalismus geradezu empört. An zwei alten adeligen Grabstätten waren Wappen gemalt, diese wurden in jüngster Zeit mit Mörtel überworfen, daß man keine Linie mehr davon sieht. Vor wenigen Jahren noch hörte man bei Festgottesdiensten Trompeten und Pauken, wie zu König Davids Zeiten, nun „geht" aber nur die ziemlich gut gespielte Orgel.

Dagegen klingt fröhliche, rauschende Musik bei Schützenaufzügen und anderen Festen in freier Weite, denn Gufidaun besitzt auch eine Musikbande, und die wackeren Bursche trommeln und blasen in die Wette, wie die seligen Engel auf den Deckengemälden mancher Kirche. Es bringt ein solches Streben mehr Geist in die Jugend, und es ist besser, wenn die Jünglinge Musikproben halten und sich fleißig in den Noten üben, als wenn sie an Feiertagen in den Schenken sitzen und nur „biethen“ und „barlaggen“. — Nicht weit vom Gotteshause ragt ein hoher Birnbaum, in dessen Schatten öfter die gewähltere Gesellschaft sich zusammenfindet, um den weißen „Theißer“ zu verkosten oder das nur in einem Exemplar erscheinende heitere Wochenblatt: „Die Gufidauner Böthin“ zu lesen.

Gern wandeln die Gäste in den nahen Fichtenhain „Zur Rast“, wo selbst an wärmeren Tagen das Waldesdickicht Kühle gewährt.

Ein beliebter Gang ist zum ladinischen Gasthause, „Der Komet“ genannt, an der Villnößer Straße gelegen.

Vorzüglich Romanisten steigen gern den schattigen Waldweg, auf den die Geißlerspitzen so großartig hereinsehen, nieder, um ladinische Studien zu machen. Aber auch andere Sterbliche sitzen oft in der reblaubumrankten Veranda am wildbrausenden, erfrischenden Villnößer Bache und sprechen von ferner Heimat und den geheimnißvollen Zaubern dieser Bergwelt, von

den dunkeln Thalschluchten und lachenden Höhen, von den Thürmen der Dolomite und den schimmernden Eisfeldern, von den Räthseln der Ortsnamen und längst verschwundenen Bewohnern. Vom hohen Kirchthurme des Dorfes Theis klingt die Abendglocke nieder, das Signal der Heimkehr, und die Gesellschaft wandert vergnügt zurück nach den gepriesenen Höhen von Gufidaun.

14.

Albiuns.

Wer in Klausen oder Gufidaun sich aufhält, soll auch einen Ausflug nach diesem alten Dörflein machen, das nur 180 Einwohner zählt. Von der Stadt aus führt der Weg am stattlichen Bergamtsgebäude vorbei ziemlich steil empor, der Pfad aus Gufidaun geht mit Ausnahme zweier ansteigenden Stellen meist eben durch Nadelwald fort. Besonders lieb ist der Steig unter Fonteklaus, der von Lärchen theilweise beschattet ist. Hinter dem großen Hofe beim Maier in Sieß kommt man in einen kühlen Tobel, der nach heftigen Regengüssen keinen angenehmen Weg bietet. Die Entfernung sowohl von Klausen als von Gufidaun beträgt eine Stunde. Ich freue mich immer Albiuns, jetzt schreibt man oft Albions, zu sehen. Das Dörflein hat für mich einen eigenen Reiz und blickt mich so sonderbar, wildfremd an. Während andere Gebirgsdörfer enge Gäßlein und nur niedere Häuser haben, sind hier breite Gassen und Plätze und einige hohe, alterthümliche Gebäude! — Das Bild mahnt an romanische Dörfer, —

und die Anlage hat etwas Verworrenes, Malerisches, wie man sie selten findet. Auf dem Hauptplatze vor der Kirche zeigt sich nackter Felsen, hinter dem Mesnerhause zieht sich aber eine Schattenhalle von riesigen Nuß- und Kastanienbäumen hin, durch die der wundersame, schweigende Weg gegen die Vogelweide führt.

Wenn ich dieses liebe Nest sehe, denke ich an Bauernhüttenfexen wie z. B. K. Rham in Braunschweig, Dr. Oswald u. a.

Die Profanbauten sind von der nicht allzugroßen Kirche überragt, die dem hl. Nicolaus und dem hl. Ritter Georg geweiht ist. Eine Kapelle stand hier schon 1142, in welche Zeit noch der Glockenthurm zurück reicht, was die durch Säulchen belebten Schallfenster und die Kapitäle mit der sogenannten Würfelform bezeugen. Das jetzige Kirchlein gehört dem 15. Jahrhundert an. Im Innern ist ein alter Schrein auf dem Seitenaltare beachtenswert. Das Bild stellt den Drachentödter St. Georg vor, den Sigurd der christlichen Legende. Auf den Flügelthüren sind Joachim und Anna und in der Predella die Grablegung Christi zu sehen, an der Außenseite der Kirche begegnet uns der Riese St. Christoforus. Wenn ich den großen Heiligen aus Canaan sehe, der zwölf Ellen hoch war, „procerissimae staturae vultuque terribili erat et XII cubitos in longitudine possidebat“,[1]) gleiten meine Gedanken oft auf deutsche Riesen, wie z. B. Ecke und

---

[1]) Legenda aurea ed Th. Graesse S. 430.

dessen Bruder Fasolt, die Albrecht von Kemenaten im berühmten Eckenliede besungen hat. Die meisten dieser Thursen sind schon vor undenklichen Zeiten von christlichen Helden ohne Erbarmen erschlagen worden und ihre Geschlechter sind längst erloschen. Aber dem grimmigen Fasolt war ein besseres Loos beschieden, denn Nachkommen seines Namens hausen noch auf der Hochmut (Dorf Tirol) und zu Kössen im Unterinnthale. Wohl ein frommer Ururenkel des von Herrn Dietrich erschlagenen Fasolt war es, der in Albiuns vor 1496 eine Wochenmesse gestiftet hat.[1]). Eine Fasoltin, Namens Gertraud, heiratete am 10. Feb. 1852 Johann Kleon, Weinmesser in Kuens. Eine höchst merkwürdige Verbindung zwischen dem hellenischen Kleon und der spätgermanischen Riesentochter! In unserem Lande der Wunder und Räthsel ist aber Alles möglich, und Nichts kann den Einheimischen überraschen. So kam einmal, als wir in großer Gesellschaft nach der Vogelweide zogen und bei dem obern Wirt einen Morgenimbiß nahmen, Folgendes vor. Ich war mit einem hochwürdigen Herrn Professor aus Meran in so lebhaftem Gespräche, daß ich gar nicht bemerkte, was in unserer Nähe vorgieng. Endlich hatten wir das Räthsel eines Ortsnamens glücklich gelöst und meine Frau fragte: „Du hast gar nicht, wie es scheint, die Kellnerin angeschaut?"

„Nein, ganz und gar nicht."

---

[1]) Atz und Ph. Neeb S. 67.

„Sie kommt gleich wieder und wird Dich an Chriemhilde erinnern. Sie hat so etwas eigenartiges, seltsames Schöne, daß man glauben muß, sie sei einer mittelhochdeutschen Heldendichtung entstiegen.“ —

Nicht lange dauerte es, und aus der berauchten Hausflur

„Kam die Minnigliche, wie das Morgenroth
Tritt aus trüben Wolken.“

Man mußte an ein Wunschmädchen der alten Mythe denken. Hochgewachsen, mit schönem, edlem Antlitze, weiß und roth, wie Milch und Blut, die hohe Stirne umflochten von beinahe faustdicken, blitzblonden Flechten, so stand die Wundermaid vor uns, „als wär sie entworfen auf einem Pergament, von guten Meisters Händen.“ Warum soll man diese Sigfrid gewidmeten Worte nicht auf sie verwenden? Es war ein Wunder, wie man selten es eh und seitdem erblickt. — Chriemhilde! — War die Albiunerin wirklich ein spätes Nachbild der unsterblichen Königin aus Burgund? Andere dachten an Kudrun, die leuchtende Tochter des König Hetels. — Andere riethen auf gothische Abstammung. Da aber unsere Heldin keine Aehnlichkeit mit der gefeierten Ostgothin in Obermais hatte und Albiuns an den einst vielbesungenen langobardischen König Alboin anklingt, einigte man sich dahin, daß die herrliche Jungfrau dem langobardischen Stamme angehöre. Diese Meinung fand Bestätigung durch ihre mächtigen Zöpfe, die an Garibald's liebliche Tochter Theudelinde und den bekannten Riesenkamm, womit diese ihre gol-

denen Haare strählte, erinnerte. Seitdem hieß in unserem Kreise diese Blume Albiuns nur mehr die schöne Langobardin oder Theudelinde.

Unser Dörflein erfreut sich eines hohen Alters. Ums Jahr 1000 widmete ein Graf Otto dem Domcapitel von Freising für den Hof zu Geroldsberg in Baiern außer andern Gütern auch Güter zu Legian, Parpian, Suthis, Tieres, Albiun, Tanurces, Tsevis[1]). Wir haben hier die Form Albiun, wie in der Urkunde um 1020[2]).

Dem Urbar des Domcapitels zu Freising zufolge (c. 1310) besaß das Hochstift in Albiuns zwei Huben und einen Weinberg[3]). Albiuns ist die jüngere Form, was sich auch aus O. Redlichs Acta Tirolensia zu ergeben scheint, doch kommt schon 1149 Albiunes vor[4]).

Der freundliche Leser, der sich um alte Personennamen kümmert, wird mich vielleicht fragen, welche Taufnamen führten einst die „Albiuner und Albiunerinnen". Darüber kann ich nur dürftige Aufschlüsse geben. Ich fand nur folgende: Jacobus 1275, 1290, Fridericus, castellanus 1281, Gerlinus, Thomas, Aeblinus, Mychahel 1310. Cuntz, Haintzlein, Albrecht, Christlein, Nickel, der romanische Minig fehlt nicht

---

[1]) Zahn, Codex Diplomaticus Austriaco-Frisingensis. Wien, 1870, I, 53.

[2]) Ebendort S. 59 ff. Zahn nimmt Albiun als Albeins bei Brixen an. Dieses heißt aber um 960 Alpines, um 1147 Albines.

[3]) Zahn III, 46.

[4]) Neustifter Urkundenbuch S. 12.

1420. Die Hofnamen waren damals, wie heutzutage, theils romanisch, theils deutsch. Denn im Gufidauner Urbar 1420 begegnen neben den Höfen: Runk, Puntai, Putz, Syrmion (?), Pallug, Mureid, Lasins, Padrutsch rc. die Höfe: Aus dem Pache, Zu dem Gaßer, Zu dem Pfifferling, Purgstaller, Gaishaupt.

Wann ich aber in Albiuns manchmal einsam saß, trugen mich die Gedanken zurück in die seligen Kindesjahre, in meine liebe Heimat Meran. Als ich noch nicht bis zum Gymnasium vorgeschritten war, führte uns die alte Kindsmagd Anna Tschitt, ihr Andenken sei gesegnet, zum Albiuner — oder Albioner Hof in Algund, dem alten Alagumna (995), der an der ehemaligen Landstraße nach Vinstgau liegt. Die Bäurin war eine Jugendfreundin der alten Annl und bewirthete uns im Frühling mit Maibutter und Wein, im Herbste mit Trauben, Nüssen und Kastanien. Alte Zeiten! — Ich dachte so oft an diese idyllischen, freudigen Marenden, wußte aber die hohe Bedeutung des Albiuner Hofes nie nach Würden zu schätzen. Nach wenigstens dreißig Jahren nach dem letzten Besuche dort, erhielt ich die ehrenvolle Aufgabe, die tirolischen Weisthümer zu sammeln und zu veröffentlichen. Bei dieser Gelegenheit schrieb ich auch das Dorfrecht von Algund, Handschrift vom Jahre 1648, ab. Da las ich, daß das Dorfrecht am ersten Mai oder an dem nächsten Sonntag darauf zu „Albion“ gehalten werden solle. Ein Besitzer von Albion hat den Dorfmeistern darauf eine Marende zu geben, wogegen er

am Georgentag den Töllbach zu genießen hat, dies heißt wol, vom 24. April an den Töllbach benützen darf. § 38 meldet, daß altem Gebrauch nach ein jeder Dorfmeister am St. Georgen- oder Markustag zu Albion Urlaub nehmen und das Dorfrecht drei Sonntag oder Feiertag nacheinander dort berufen lasse. Der Albiuner Hof zu Algund war somit der Mairhof, wo getaidingt wurde. Welche Freude hatte ich, wenn auch spät, diese Stätte, an der ich als Knabe Geigen aus Maisstengeln, Larven aus den prahlenden Kürbissen schnitt, wo ich manche Marende, wie die Dorfmeister, aber nicht in obligater Weise genossen hatte, in so hohen Würden und Ehren gefunden zu haben. Albiuns am Eisack und an der Etsch führen denselben Namen. Hängt er mit dem berühmten langobardischen Alboin, lat. Albuinus nicht am Ende doch zusammen, oder hat ein Sohn des meerbeherrschenden Albions hier in dunkler Vorzeit eine Colonie gegründet, um Handel und Humanität unter den norischen Recken zu fördern? — Die guten Albiuner wissen keinen Bescheid darüber zu geben und auch die Urkunden schweigen über diese Frage[1]).

Historische Sagen kennt man in Gufidaun und Albiuns umsoweniger, da dies Gebiet blutarm an andern Sagen ist. Hier konnte ich nur die Sage von den Maßlrainböcken finden. Sie lautet: Zwei Bauern stritten und prozessirten um einen Rain

---

[1]) Die tirolischen Weisthümer IV, 40. 42. 46.

zwischen ihren Feldern, dessen Grund nur so groß war, daß er ein Maßl Korn im besten Falle tragen konnte. Das hitzige Streiten war von Fluchen und Schwüren begleitet — und der Teufel hatte sein Gefallen daran. Nachdem sie einige Jahre gestritten, starben sie bald nacheinander eines jähen Todes und man sagte, der Schwarze habe sie geholt. Und ganz Unrecht hatte man nicht, denn seit ihrem Dahinscheiden sieht man in Quatembernächten, auch an hohen Festabenden auf dem Maßlrain zwei feurige Böcke, die miteinander stoßen, daß es helllichte Funken gibt. Einmal sah der alte Eisensteckbauer von Vilanders, wie er am heiligen Abend zum Fenster hinausschaute, die zwei Böcke aufs wildeste kämpfen. Da dachte er sich, ich will euch Teufelsviehern schon helfen, nahm seine Büchsen, lud sie mit geweihten Kugeln, und schoß auf die Böcke. — Da gab's „Glanstern" und Funken! Wie erschrack aber der Bauer, als die Kugeln zurückfuhren und ihn beinahe getödtet hätten. Seitdem ließ er die gespenstigen Böcke in Frieden.

Von Albiuns wandert man in einer halben Stunde nach dem weitblickenden Laien[1]). Wir möchten Blumenfreunden diesen Gang in der ersten Hälfte des Monats Juni empfehlen, denn da glänzen die Matten in seltener, bunter Pracht, während an manchen Stellen des Waldes die Alpenrose üppig blüht.

---

[1]) Herrliche Fernsicht vom Friedhof aus!

15.

Freins.

Schon vor mehreren Jahren wanderte ich eines schönen Tages von Gufidaun nach dem freundlichen Laien. Der Weg, den ich damals eingeschlagen, führte am kleinen Dörflein Freins vorbei. Einige alte, graue Bauernhäuser mit nebenanstehenden strohbedeckten Städeln! Etwas höher ragt ein Kirchlein mit einer Vorhalle. Davor stehen zwei Lindenbäume als riesige Wächter. Das Bild ist so schlicht und einfach, aber gerade dadurch muthet es an, — diese fromme, stille Wald-Idylle. Seitdem kam es mir nicht aus dem Sinn, wie einst die Ruine Garnstein[1]) in der wildschönen Tinneschlucht. Am Inn und am Eisack dachte ich oft an die einsame Waldkirche, zu der es mich räthselhaft hinzog.

Allerlei Hindernisse verzögerten aber die Fahrt nach dem ersehnten Freins. Im vorigen Jahre öffnete ich eines Tages früh die Fensterbalken. Der Himmel

---

[1]) Sieh Schildereien I, 152.

sah so verführerisch blau herein, das Bächlein rauschte so wanderlustig unter den Kastanienbäumen dahin, aus den jungen Saaten stiegen tirillirende Lerchen hoch in die Luft.

„Auf, auf, Ihr Schläfer! Heute geht's nach Freins!" rief ich. Die Siebenschläfer entschlüpften ihren Lagern, und nach genommenem Kaffee stiegen wir waldwärts. Aus der Tiefe krochen hier und dort dünne Nebel empor, um die Frühlingsblumen summten schon Bienen, Vöglein zwitscherten und sangen im Walde, von Villanders klangen von fern die Glocken herüber. Unser Weg führte bald über frisch grünende Wiesen, bald durch dunkle Waldbestände, in denen Wässer frühlingsmunter durch tiefeingefurchte Schluchten flossen. Reizendes Stillleben!

Der dunkle Wald lichtete sich, und wir erblickten auf grüner Höhe das Jenner'sche Schlößlein Fonteklaus, zu dem wir emporstiegen. Es ist auch eine der schönsten Warten im unteren Eisackthale, von der man weit ausblickt in die Herrlichkeit dieser Gegend und noch weiter. Die reichen Herren von Jenner hatten einen guten Geschmack, als sie dies „Fontaneklaus" erwarben, um die schöne Jahreszeit hier zu verleben. Wunderbare Fernsicht, würzige Waldluft und Waldesschatten, frisches Quellwasser, ja eine Eisenquelle springt in der Nähe.

Manchmal ward es aber den edlen Herren auf der schönen Höhe zu langweilig, und dann riefen sie durch ihr Sprachrohr wildfremden Wanderern auf der Land-

straße zu, sie möchten heraufkommen zu einem kräftigen Trunke, welcher Einladung auch Viele gerne folgten.

Die Edlen von Jenner sind lange schon von ihrem schönen Jagdschlößlein geschieden; es kam in die Hände eines Bauern und verfiel mehr und mehr, bis es als Halbruine Herr Dr. J. von Preu erwarb, der es zu einem Sommeraufenthalte recht wohnlich herstellte. Die Herren von Preu stehen aus alten Zeiten mit dieser Gegend in engster Beziehung. Ein Benedict von Preu war 1529 in Gufidaun, und Hans von Preu war 1538 Pfleger desselben Gerichtes. Sommerfrischlern, welche reiche Fernsicht, stärkende Waldluft und Einsamkeit lieben, könnte ich diese hochgelegene Stätte nur bestens empfehlen. Gäste, die körperliche Uebung wünschen, finden eine gute Kegelstätte, auch für anregende Unterhaltungslectüre ist bestens gesorgt.

Nachdem wir uns am weiten Umblicke satt gesehen hatten, nahmen wir Rast auf der Bank neben dem Kegelplatze und sprachen von den wundersamen Hofnamen dieser Gegend. Fonteklaus ist leicht und einfach zu erklären, noch leichter, wenn man das „Fontaneklaus“ vom Gufidauner Urbare 1420 herbeizieht. Zu meiner Ueberraschung finde ich aber in der Schrift von Ph. Neeb und K. Atz, I., S. 67 „Fonteklaus zu deutsch Klausbrunnen“. Da denkt der gewöhnliche Sterbliche an St. Nikolaus, womit Fonteklaus gar nichts zu thun hat. Ueberhaupt bietet dieses Werk manche Erklärungen, als ob Dr. L. Steub

und Chr. Schneller nie gelebt und über Derartiges geschrieben hätten. So lesen wir S. 21: „Was die Bedeutung „Branzoll“ betrifft, so dürfte diese wohl bedeuten so viel als „Planzoll (planum solis), Lichtenberg oder Lichtenstein“. Barbian wird in einer Note S. 56 noch heutzutage „vielleicht von per viam herzuleiten“ erklärt! S. 92 lesen wir: „In den ältesten bekannten Zeiten führte St. Ulrich in Gröden den Namen „Ortiseit“, was vielleicht so viel sagen will, als einen Ort bei Seiten, d. i. im Nebenthale“. Der um Namenserklärung und in anderer Weise um Tirol so hochverdiente Dr. L. Steub schrieb schon 1854: „Der Hauptort St. Ulrich heißt bei den Grödnern Aurtesche i, in deutscher Form Ortiseid, urticeto, Nesselfeld“[1]). Das „lustigste Stückl“ auf diesem Gebiete hat aber ein hochgelehrter Pater aufgeführt, der den Dorfnamen Tscherms mit dem griechischen Gotte Hermes in Verbindung bringen möchte und bei dem melancholischen Bade Egart an die schöne Nymphe Egeria dachte, der Numa Pompilius in ihrer geheimnißvollen Grotte so gerne Besuche machte. Kennt der Meraner Historiker nicht das Wort Egart, Egert? Jeder Schafbub hätte ihn darüber belehren können. — Es ist ein grunddeutsches Wort, und ich kann nur bedauern, daß in meinem lieben Vaterlande noch so viele „Egarten“ brach und unbebaut liegen.

Ich gieng nach solchen Betrachtungen in das fleißig

[1]) „Zur rhätischen Ethnologie“, S. 129.

gepflegte Gärtchen und schaute seelenvergnügt in die glanzvolle Landschaft hinaus und in die dunkle Tinneschlucht hinein, in deren Hintergrunde das Schloß so stolz sich erhebt.

Neben dem Gebäude steht ein kleines Kirchlein, dem hl. Rochus gewidmet. So oft ich dasselbe sehe, denke ich an den 16. August 1882 und an die festliche Einweihung der wiederhergestellten schmucken Kapelle. Flaggen und Fähnlein flatterten in frischer Morgenluft, die Pöller krachten und dröhnten, aus der heiligen Halle tönte schöner Gesang, und die neuen Glöcklein klangen so munter und fromm hinaus in das strahlende Thal. Festlich geschmückte, andächtige Volksmenge! — und ich dachte damals an das Rochusfest in Bingen. Wäre nur ein Goethe da gewesen, um unseren Tag zu schildern. Und wie ich letzthin droben stand und in das Thal niederblickte, dachte ich wieder an Goethe. Es war als ob ein Wagen auf der Straße dahergefahren käme, das Posthorn schölle — und ich dachte an die Reise nach Italien vor hundert Jahren, an den Dichterfürsten von Weimar und an seine Iphigenie.

So fließen Vergangenheit und Gegenwart zusammen, wenn man auf einsamer, fernblickender Höhe steht, würziger Harzduft und fern rauschende Flut machtvoll auf die Phantasie wirken. Und da droben schaut man auch hinüber nach dem traulichen Tschötsch, denkt pietätsvoll an den großen „Fragmentisten" und dessen Prophezeiungen über den Kampf um die dritte

Schicksalsstadt, das heilige Stambul, und die nimmersatte Ländergier der Moskowiter.

Doch weg vom goldenen Horn in den kühlen Schatten des Fichtenwaldes, durch welchen der Pfad nach Freins führt.

Endlich hatten wir die Höhe erreicht, ruhten unter den blühenden, duftenden, bienenumsummten Linden aus und blickten hinüber auf das lenzgrüne Gelände von Vilanders.

Stundenlang könnte man hier oben sinnen, dichten und träumen, auch wenn man kein Fra Serafico ist.

Das Kirchlein ist St. Johannes dem Täufer geweiht und zeigt neben dem spätgotischen Eingange einige Fresken und die Wappenschilde des Hans von Freising und seiner wohledlen Frau Dorothea. Urkundlich können wir nachweisen, daß hier schon im October 1239 eine Kirche vom Brixner Fürstbischof Heinrich geweiht wurde. Aber von diesem alten Baue hat sich wol Nichts als die Umfangsmauern des Schiffes erhalten[1])!

Wir zogen uns nach Besichtigung des Heiligthums in das etwas höher gelegene Meßnerhaus zurück, wo uns kräftiger Gebirgswein geboten wurde und Fräulein Eineburge köstliche Knödel uns vorsetzte. O käme in Walthers Liedern doch dies erquickliche Wort vor, und niemand würde dessen norische Herkunft bestreiten!

---

[1]) Vergl. Ph. Neeb und K. Atz: „Der deutsche Antheil des Bisthums Trient" I., S. 67.

Bei dem Imbisse wurde Allerlei besprochen.

„Wie kommt der Name Freising hieher?“ fragte Ritter Max, an dessen Seite eine Doppelflinte lehnte, mit welcher er einen Auerhahn am nächsten Frühmorgen erlegen wollte. Wir freuten uns schon auf den leckeren Bissen in vorhinein.

„Nun dieser Name läßt sich hier leicht erklären. Freins gehört zu Laien, und dieser alte Ort, der schon unter dem Namen Legian im Jahre 990 vorkommt, wurde beiläufig im Jahre 1000 dem Domcapitel von Freising gewidmet [1]). Die hochwürdigen Herren von Freising haben wohl auch das Verdienst, in dieser damals romanischen Gegend die deutsche Sprache zu größerem Ansehen gebracht zu haben. Denn Freising hatte in Laien große Besitzungen, wie uns das alte Freisinger Urbar zeigt. Ueber das Vorgehen des Propstes, wann er zum Ehehafttaiding kam, gibt uns ein lateinisches Weisthumsfragment Bescheid, das schon J. Grimm in seinen „Deutschen Weisthümern“, III., 733, wie J. Zahn im früher genannten Werke III., 43, veröffentlicht hat. Im Gufidauner Urbar vom Jahre 1420 finden wir fünf Höfe „ze Freins“ verzeichnet. Sie führen die Namen: der Hof zu dem Reel, der Oberhöffer, der Funtanchlausser, der Hof zu dem Starken, von Fesan,

---

[1]) J. Zahn: „Codex diplomaticus Austriaco-Frisingensis.“ Wien 1871 B. III., S. 44 ff.

der Hof Pyrchekk. Sie zinsten Geld, Kitze, Eier, Käse und Hennen, Roggen und Gersten.

Von alten Urbaren und Urkunden ist kein weiter Sprung zu alten Sagen. Davon gieng auch hier die Rede, aber die freundlichen Hausgenossen wußten nichts zu erzählen, als von ehemaligen Hexen und von der weißgekleideten Frau Hitt, die auf dem Tschannberge wohnt, traurig auf einem bemoosten Steine sitzt und Kinder, die in ihre Nähe kommen, entführt. Deßhalb warnt man Kinder, die allein in das Holz gehen wollen, mit den Worten: „Geh' nur nicht hin, sonst packt dich die Frau Hitt."

Es ist merkwürdig, wie die Sagenschätze so ungleich vertheilt sind. Bei Säben und Vilanders blühen sie in Ueberfülle, und im Bezirke Gufidaun scheinen sie längst versiegt. Nur in Villnöß erzählt man, daß zwölf Riesen hoch oben am Flitzerkofel in Höhlen gewohnt haben. Da sei aber ein so kalter Winter gekommen, daß ihnen das Rothrübenkraut im Keller gefroren sei, und klagend und jammernd seien sie gegen Enneberg gezogen und seitdem nie mehr gesehen worden.

Vielleicht wird das in hundert Jahren besser sein, und man erzählt sich dann, wie Salige Fräulein in Mondnächten so wunderbar auf dem Burghügel gesungen haben, wie der ritterliche Jäger Max mit Freikugeln selbst ferne Bären erlegt habe und wie Bruder Berthold gespensterhaft durch die Schloßhöfe gehuscht

sei, auch vom blaugekleideten Schloßgeiste, der Walthers Weisen summte.

Das Meßnerhaus ist seiner Anlage nach sehr alt, und da ich für derartige Bauten mehr Interesse habe als für neue, die mir nichts Neues bieten, machte ich einen Rundgang durch die sauber gehaltenen Gemächer, während mein lieber Eschenbacher auf der Ofenbrücke der Siesta pflag. Als ich in der hintersten Kammer mich umsah, erblickte ich in einer Ecke eine Statue des heiligen Laurentius lehnen, gut geschnitten und gut gefaßt, — aber händelos. Sie scheint dem 16. Jahrhunderte anzugehören.

„Aber“, sprach ich zu der mich so freundlich begleitenden Meßnerin, „wie geht Ihr mit den lieben Heiligen um, habt den hochverehrten Märtyrer, der auf keine Rosen gebettet war, in das Winkele gestellt, — wie ein ungehorsames Kind! Dies soll in einem gutkatholischen Hause nicht geschehen.“

Letztere Worte sprach ich mit großem Ernste, mit einer gewissen Feierlichkeit, wie ich es sonst selten zu thun pflege.

„Ja, wissen Sie“, entgegnete die Gastwirthin, „in der Kirche hat man ihn nicht mehr gebraucht und die Kinder haben ihre Freude daran gehabt und haben mit ihm gespielt, und so hat der Heilige, weil er öfters fallen gelassen wurde, beide Hände verloren. Jetzt sind die Kinder herangewachsen, und er steht in der Ecke.“

„Nun so gebt ihn mir", sprach ich, „und ich will den Heiligen besser in Ehren halten."

Und wirklich geschah es. Der wackere Herzlaiener, — man darf da nicht etwa an Herzeloyde, Parzivals Mutter, denken — brachte mir den Heiligen auf einer „Kraxe" nach Gufidaun, wo St. Laurentius noch steht. Ich habe meine Freude an dem Heiligen, und er schaut auf seinen Retter so freundlich nieder, als ob er ihm danken wolle.

Da ist es zwei Heiligen in B... schlimmer gegangen, als dem von mir hochverehrten. Auf dem alten Altare standen zwei gute Statuen, und zwar aus der „Zopfzeit". Als die neue Kirche gebaut war und ein neuer Altar errichtet werden sollte, erklärte ich, daß ich die zwei Seitenheiligen gern erwerben möchte. Sie wurden mir freundlich zugesagt. Als ich mich aber später darnach erkundigte, hieß es, der Herr Provisor habe dieselben erbarmungslos in den Ofen gesteckt und verbrannt, weil sie dem Zopfe angehörten. Mich reuen die schönen zopfigen Heiligen noch, wie die dort zertrümmerte Römer-Urne mit den herrlichen Reliefs. — Aber warum diese unerklärliche Furcht vor den Zöpfen! — Jede Kunstperiode hat ihre volle Berechtigung, wenn sie Schönes, sei es auch in ihrer Art, fertigt und leistet. Der Volkswitz rächte aber die verbrannten Heiligen, da er dem vandalischen Herren den Namen „Heiligenröster" beilegte.

Als der Eschenbacher ausgeruht und ich Alles zur Genüge besehen hatte, kam uns der Gedanke, heute

nicht nach Gufidaun zurückzukehren, sondern zum vielgenannten Gstammerer-Hofe emporzusteigen. Frisch war der Entschluß gefaßt und selbviert setzten wir den Marsch weiter fort. Der Weg führte anfangs durch tiefschattigen Wald, dann durch Wiesen zum alten Figister-Hofe, der anno 1420 der Hof zu Vigers hieß und jährlich drei Käse in's Schloß zinsen mußte.

Also Vigers war erreicht, aber mein lieber Eschenbacher, der damals noch auf schwachen Füßen stand, war vom Steigen erschöpft. Wir kehrten in das alte Gehöfte ein und fragten die freundliche Hauswirthin, ob er mit seiner Schwester nicht hier ausruhen oder sogar übernachten könnte.

„Freilich", klang die gütige Antwort. „Sie müssen halt fürlieb nehmen, wir werden thun, was wir können."

Die braven, lieben Leute hielten auch redlich Wort, und meine zwei Kinder gedenken noch dankbar des gastlichen Hofes zu Vigers.

Ich nahm sorgenvollen Herzens Abschied von den Zurückbleibenden und schritt mit dem ritterlichen Max tapfer vorwärts, bald durch Waldesgrün, bald über Heidegründe. Auf letzteren blühte lichtviolet die Erica in Fülle. Wir erreichten den Einödhof Gnohl, und bei dem lebhaften, heiteren Gespräche, mit dem Herr Max mich tröstete und erheiterte, kamen wir rasch durch duftenden Fichtenforst zum gepriesenen Gstam-

merer Hofe, der so hoch über den schweigenden Gründen liegt.

Wer hat von diesem Luftkurhofe, er liegt circa 1000 Meter hoch, außer den Klausnern, die gern hier stärkende Sommerfrische halten, jemals gehört? — In keiner Vaterlandskunde ist derselbe genannt, obgleich er mit dem einstigen Obladis kühn sich messen kann. Allmälig drang aber der Ruf dieser heilbringenden Stätte in weitere Kreise, — und sie wird nun auch von Meraner Bürgern besucht, selbst ein Fräulein aus Livland, das die kräftigende Waldluft und das herrliche Wasser nicht genug loben konnte, fand ich im Sommer in der neugebauten Veranda sitzen. Der stille, abgelegene Waldhof und eine Gastin aus der fernen Ostsee-Provinz!

„Ah! Beehren Sie uns auch? Aber jetzt schon, so früh im „Langes", hätten wir Sie nicht erwartet. Wir glaubten, erst im Juni würden Sie kommen. Na, welche Freude wird mein Mann haben!" rief die durch unseren Besuch überraschte schwarzäugige Gstammerin, die ihre Wirthschaft besser versteht, als mancher weltbekannte Hotelier. Man lobt bei ihr nicht nur freundliches Entgegenkommen, liebevolle Aufmerksamkeit, gute Bewirthung, sondern auch große Billigkeit in diesen „theuren Zeiten".

Sie führte uns in die neugetäfelte Stube, in der eine Wanduhr pickte und in der auch Alles so rein und traulich aussah.

Bald setzte sie uns unverfälschten Rothwein vor und verschwand in die Küche, um uns das Abendessen zu bereiten. Wir, ich und Herr Max, saßen gemüthlich beisammen. Als er gerade von etlichen „Mohrenhetzen“ erzählte, trat der Wirth ein und begrüßte uns freundlichst. Der Gstammerer ist ein ebenso hübscher als verständiger und heiterer Mann, der Allerlei in trefflicher Weise zu berichten weiß. Er hat den Hof neu aufgebaut und mit zehn lichten Gastzimmern versehen, die höchst reinlich gehalten sind. Auch trägt er sich noch mit Gedanken mancher Art, um den Aufenthalt Fremden angenehmer zu machen. Es ist ein Vergnügen, mit diesem frischen Manne zu verkehren.

Da war auch die Rede, wie es bei dem bekannten „Gstammerer Kirchtag“ vor einigen Jahren noch so kreuzlustig hergegangen, wie auf der Tenne die ganze Nacht hindurch musicirt und getanzt worden, wie es im lieben Himmel oben nicht besser sein kann. Die Klausner zogen dazu in hellen Haufen herauf, denn sie hatten sich schon das ganze lange langweilige Jahr auf diese Kurzweile gefreut.

Wie so Dies und Jenes besprochen wurde, trat der Christl mit seinem Jagdhunde „Wächter“ ein. Wer kennt in weiterer Welt den Christl? Aber in der Klausner Gegend ist er überall bekannt, wie nur jemand. Einst hat er unter Radetzky gedient, die Heldenkämpfe 1848 und 1849 mitgefochten, sich Ehrenzeichen erworben und ist nun Forst- und Burgwart in Gufidaun. Als ein erfahrener Jäger und kundiger

Führer sollte er Herrn Max auf die Auerhahnjagd begleiten.

Nun begann zwischen den drei Nimroden das Jägerlatein, und mich wunderte nur, daß keiner von ihnen im Tschannberge einen Auerochsen oder den weißen Hirschen angeschossen oder wenigstens gesehen habe.

„Husch husch! Piff paff! Trara!“

Um nicht allzu blau anzulaufen, suchte ich mein reinliches Lager auf. Ich schlief gut, vermuthlich habe ich auch vom schwirrenden Kirchweihtanze auf der Tenne, von dem verhängnißvollen Gejaid im Odenwalde und vom weißen Hirsche geträumt.

Um 7 Uhr Morgens stand ich auf dem Söller. Frischer Lufthauch, aus der Tiefe rauschte der Bach, von Theis klangen die Glocken herüber, und „die süßen Waldvögelein“ zwitscherten und sangen in die Wette. Ausgebreitet lag das schöne Villnößer Thal vor meinen Augen! Im Hintergrunde der graue Breitkogel, an dessen Fuße das Dörflein St. Magdalena auf grünen Wiesen sich lagert, die alten gothischen Kirchlein St. Jakob und Valentin[1]) grüßten, wie alte Bekannte, herüber, und die Zinnhöfe, die schon J. J. Staffler ob ihrer unvergleichlichen Fernsicht gepriesen hat[2]). Busch und Wald, Aecker und Wiesen erfreuten in buntem Wechsel das Auge, wie die Dörfer Theis, Velturns, Garn, Verdings mit ihren

---

[1]) „Schildereien“, I., 189.

[2]) „Das deutsche Tirol“, II., 995.

hochsteigenden Gehöften, und die berühmte Cassians-Spitze grüßte aus der Weite herüber, als ob sie zu einem Besuche und zum Genusse ihres vielbewunderten Panorama's einladen wollte. Im Sommer erquickt auf dem Söller aber auch der Duft großer blutrother Nelken, die hier mit besonderem Glücke gedeihen. Als ich in die Stube hinunterkam, fand ich die Jäger, die schon um 2 Uhr ausgezogen waren, in bester Laune, — doch ohne Auerhahn. Denn der edle Wildvogel hatte das Licht der Laterne, mit dem sie in den dunkeln Wald gestiegen, um ihn aufzusuchen, bemerkt und flog davon. Doch sein „Schnaggeln" hatten die Birscher vernommen.

So war das Leben an einer Täuschung wieder reicher.

Der Gstammerer Hof hat vor vielen anderen Sommerfrischen auch diesen Vorzug, daß er drei beinahe ebene Waldwege besitzt. Es sind dies nicht dünne Bestände, sondern dunkelschattige Vollwälder, reich an rieselnden Bronnen, unter denen eine kräftige Eisenquelle nicht fehlt. Es ist für einen Naturfreund ein seltener Genuß, morgens durch diese duftenden Fichtenhallen zu wandeln, dem Singen der Vögel und dem Murmeln der Wässer zu lauschen. Muntere Eichkätzchen spielen auf den schwanken Zweigen ihre lustigen Spiele und lassen die Schuppen der zernagten „Tschurtschen"[1]) auf den Hut des Wanderers fallen. Am liebsten

[1]) Fruchtzapfen der Nadelbäume.

hausen diese niedlichen Thiere bei den Brunnen, und sie haben mir, wenn ich einsam auf einer „Waldbank“ bei einer frisch sprudelnden Quelle saß, manche Unterhaltung gemacht. Neben den Fichten finden sich auch Föhren und Lärchen und der Zirmbaum, der weiter oben sehr verbreitet ist. Bei den Nadelbäumen fehlt, um fröhlichen Wechsel zu bieten, nicht das Laubholz. Linden und Ebereschen stehen neben zitternden Espen und hohen Haselstauden. An ihrem Fuße duftet die Krausminze.

Auf einem solchen Waldwege kam der Eschenbacher auf einem kleinen Bergpferde dahergeritten, an dessen Seite seine Schwester mit einem großen Ericastrauße in ihrer Rechten gieng, den sie mir zum Morgengruße bot.

Nun war die ganze Gesellschaft wieder froh beisammen, bald schieden wir vom gastlichen Hofe und stiegen auf kühlen Waldwegen gegen Gufidaun nieder.

„Aber da waren wir ganz gut verpflegt, und billig war es“, sprach Herr Max.

„Errathen Sie, was ich für Zimmer und gutes Bett nur bezahlt habe.“

Ich nannte ihm meine abgegebene, höchst bescheidene Summe.

„Da haben Sie ja mehr bezahlt, und ich hatte doch ein ganz gleiches Zimmer und Lager. Dies ist doch nicht gerecht“.

„Ei“, entgegnete ich, „ich finde dies sehr billig, denn Sie sind schon um 2 Uhr Morgens aufgestanden, und ich habe die schneeweißen Leintücher beinahe fünf

Stunden länger abgeschlissen. Ist dies nicht einige Kreuzer mehr werth?“

Wir sprachen auf dem Wege auch Manches von dem berühmten Bade Froi, das nur eine Viertelstunde vom Gstammerer Hofe entfernt ist und die stärkste Eisenquelle Deutsch-Tirols besitzen soll. Das Volk erzählt, daß der heil. Theobald dort als Einsiedler gelebt und den heilkräftigen Bronn entdeckt habe.

Ehe noch die Mittagsglocke vom Gufidauner Thurme klang, traten wir aus dem Fichtendunkel und erreichten alsbald das stille, malerische Dorf, unsere zweite Heimat.

16.

Theis.

Ich ward zu Meran im Hause Nr. 47 in der Laubengasse geboren. Dieses alte, theure, mir allerliebste Haus war im siebenzehnten und bis hoch in das achtzehnte Jahrhundert im Besitze der Familie Theis. — Ich erinnere mich aber mit Vergnügen noch, daß, als ich als Knabe mit der nicht schwer beladenen Ledertasche durch die langen Lauben in die Schule trabte, mich die Passeirer Bauern den „Theiskramerbuben" nannten. Der Name Theis war mir an das Herz gewachsen, wie das liebe Vaterhaus. Auch wußte ich, daß die selige Großmutter meines unvergeßlichen Vaters eine geborne Theis war.

Welche Freude hatte ich, als ich in Oberlana ein Theiswirths-haus entdeckte, und als ich im Sommer 1842 nach St. Leonhart in Passeier kam, dort wieder ein Theiswirthshaus fand, und das Glück hatte, dasselbe Bett besteigen zu können, in dem vor wenigen Tagen Se. kais. Hoheit Erzherzog Johann geruht hatte. Wenn ich das Bild des hochseligen Reichs-

verwesers im Gufidauner Schlosse erblicke, kommt mir unwillkürlich jenes ehrenvolle Lager in den Sinn, und der Ausflug über den Jaufen 1858, auf dem ich zum letzten Male den von mir so bewunderten hohen Herrn sehen und sprechen durfte. Bei solchen Verhältnissen muß sich der freundliche Leser erklären, welch' großes Interesse ich an dem Namen Theis hatte.

Da machte ich einmal 1875 einen kleinen Abendspaziergang von Klausen aus, ich glaube zum „Kalten Keller", und fragte meinen Begleiter: „Wie heißt das hochgelegene Dorf da droben, dessen schöner Spitzthurm so stolz und herrisch zu Thale schaut"? — Die kurze Antwort lautete: „Theis!" — Das klang wie Sphärenmusik in meine Ohren, und seitdem blickte ich oft sehnsuchtsvoll zum thalbeherrschenden Dorfe empor.

Mein Wunsch aber, es zu besuchen, blieb einige Jahre unerfüllt. Desto glänzender aber ward er später ausgeführt. An einem sonnigen Augustmorgen stieg man wieder zum Kometen und von der Straße zum alten weitblickenden Dorfe hinauf. Es war ein bunter, heiterer Zug. Junges, lebfrisches Volk zu Fuß und Pferde. Lustig klang das Waldhorn in's Thal hinaus. Das weißrothe Fähnlein flatterte munter im Morgenwinde, und daß der romantischen Fahrt nichts fehle, war auch der blondgelockte Spielmann Volker unter den Knappen. Hei, wie staunten und gafften die Theiser, als sie das Hürnen hörten und so viele fremde Leute im selten besuchten Dorfe sahen! Wir

Reisige nahmen aber im Leithause einen Stehwein und zogen hinein in den wilden Wald zum kalten Brunnen, dessen frisches Wasser weitum bekannt ist. Hier im kühlen Schatten ward auf weichem Moose gelagert, die Pferde waren an Bäumen festgebunden. Es sah Alles so romantisch aus, ich konnte mich am malerischen Bilde nicht sattsehen, die grasenden Rosse mahnten mich an alte Gedichte, in denen Ritter ihre Pferde an der Linde Ast banden und auf Blumen und Klee ausruhten. Während ich an Nibelungen und Ortnit, an Erec und Enite dachte, krachten einige Dinamitpetarden und ich war aus romantischen Träumen und Bildern herausgedonnert in die spekulierende Gegenwart. Der schöne Traum war so schnell zerronnen. „Ist mir mîn leben getroumet, oder ist ez wâr“? fragte ich zweifelnd, wie Walther.

Ein ander Mal war ich eingeladen, mit meiner Frau bei einem Kirchenfeste zu erscheinen. Wir stiegen am sonnenhellen Morgen, es war der 15. August, der hohe Frauentag, wie das Volk ihn nennt, zum stillen Dorfe hinauf. Festlich gekleidete Mädchen mit Blumenkörben kamen denselben Weg. Duftende Minzen, Johanneskraut, Kamillen und andere Blumen und Kräuter ruhten in den „Zeggern“[1]). Ich sah, daß manche „Madlen“ Georginen und Skarletten, mit denen die andere „Tracht“ verziert war, aus den Körbchen warfen. Ich fragte ein Mädl, warum sie dies thäte.

[1]) „Tragkorb“ Schöpf, Tirol. Idiotikon S. 826.

„Ja wissen Sie“, ward geantwortet, „die Blumen sind nur so zum Scheine da. Es sind neumodische und nehmen die heilige Weihe nicht an.“

Jetzt konnte ich mir wol erklären, weßhalb an manchen Stellen so viele derartige Blumen lagen, als ob bald eine Fronleichnamsprozession des Weges kommen sollte. Mir waren die vielen Skarletten, hierzulande „brennende Liebe“ genannt, aufgefallen, und auf meine Frage entgegnete die Moidl: „Ja, die brennende Liebe wirft man zuerst hinaus, weil diese die heilige Weihe gar nicht annimmt. Besser sind diese Blümlein“, und sie wies auf einige rothe „Ewigkeitsblümlein“ (Immortellen). Es war Alles so feierlich, Buben mit blutrothen Nelken auf den Hüten sprangen eilend vorbei, Mädchen, lichte Kränze auf dem dunkeln Haare, giengen sittsam vorüber, von dem Kirchthurme klangen Glocken, von einem Hügel krachten Pöller hernieder, selbst die Wellenmusik des Thalbaches schien festlicher, als an andern Tagen, zu rauschen.

„Heut scheint das Fest besonders feierlich begangen zu werden“? sprach ich.

„Ja, wissen Sie“, antwortete das Mädchen, „die Becken-Lise, die immer das Brot und die Briefe heraufbringt, hat eine gar schöne Muttergottes machen lassen, und diese ist heute zum ersten Male in der Kirche aufgestellt, und wird nachmittags umgetragen.“

Ich wußte von der Sache. Die rüstige Bötin, — sie zählt schon über sechzig Jahre und schleppt noch schwere Brotkörbe an den heißesten Sommertagen nach

Theis und Froi, ließ vom bedeutendsten Bildhauer Südtirols, Franz Pendl in Meran, eine Statue der Immaculata fertigen und widmete dieselbe frommen Sinnes der Kirche zu Theis.

Die ob dem schönen Weihegeschenke hocherfreuten Theiser boten alles auf, um den Einzug der Himmelskönigin recht herrlich zu begehen. An der Gasse standen frischgrüne Maien, der Boden war mit Blumen und Klee bestreut, aus den mit Fichtenzweigen umkränzten Fenstern blickten zwischen Fuchsien und Pelargonien Heiligenbilder herunter — und selbst die stattlichen Düngerstätten waren mit duftenden „Taxen“[1]) verkleidet und geschmückt. Wie viele Pöller losgebrannt wurden, weiß der liebe Gott im Himmel, denn es krachte in einem fort „wahrhaft mörderisch.“

Nach dem Hochamte, bei dem zur größern Ehre des Höchsten nach alter Sitte die Pauken noch wirbelten und die Trompeten schmetterten, — nicht nur zwei Kätzchen zum monotonen Orgeltone miauten, wie es nun an manchen andern Orten gebräuchlich, begaben wir uns in das bescheidene Wirthshaus. Dies war dicht belagert, denn die Nachbarn aus Albeins, Gufidaun, Villnöß und Velturns waren in hellen Haufen herbei geströmt, selbst die lieben Gäste aus Klausen fehlten nicht.

Als wir so im summenden Gewühle standen, drängte das Mädchen, welches uns herauf begleitet

---

[1]) Taxen = Fichten- und Tannenzweige.

hatte, durch dasselbe, gieng auf mich zu und reichte mir ein Wildblumensträußchen, das ich nach ihrer Wahl und Rath gepflückt und, mit einer Schmehle zusammengebunden, ihr übergeben hatte, um es auch segnen zu lassen.

„Jetzt sind sie geweiht“, sprach schüchtern die kleine Maid. —

„Hat der „Buschen“[1]) wol die hl. Weihe angenommen“? fragte ich.

„Ja wohl“, war die Antwort, „dies sein alles die rechten „Buschen“ gewesen.“

Ich wollte ihr einige Krenzer für ihren Dienst geben, sie lehnte dieselben aber entschieden ab mit den Worten: „da darf man kein Geld dafür nehmen, sonst könnte es der hl. Weihe Abbruch thun“. — Zum Andenken an das schöne Fest habe ich das längst verwelkte Sträußlein bis auf den heutigen Tag aufbewahrt.

Nachmittags zog die Prozession hinaus zum Hügel, der so weit in das Land schaut, mit den großen Fahnen, mit mächtig schallender Musik, mit der idealen Madonnastatue, die von bekränzten Jungfrauen getragen wurde. Wie andachtsvoll und zur Andacht stimmend ist so ein „Umgang“ auf dem Lande! Wie oft denke ich der frommen Umgänge in Axams und Schnals, in Schalders und Villnöß! Man sieht, das Volk ist mit Leib und Seele dabei und will

---

[1]) Buschen = Blumen, Blumenstrauß.

dem Höchsten seine Huldigung bittend und dankbar bringen.

So hatte ich das Glück, Theis im Feierkleide und frommer Feststimmung zu sehen.

Seitdem stieg ich öfters nach dem abgelegenen Orte, das seine Reize für mich hat: eine wundervolle Nah- und Fernsicht, malerische Hütten mit altbraunen Söllern, von denen lichte Blumen heiter niederwinken, zwei sehr pittoreske Gäßchen — und an einigen Gartenzäunen einen so schönen Wickenflor, wie man desgleichen selten findet. Das bunteste Farbenspiel erfreut daran das Auge.

Wenn ich so durch das stille, nun „außer Curs“ gekommene Dorf schlendere, denke ich an die Zeiten, wo es noch in hohen Ehren stand, und Alberte, Friedriche, Gottschalke, Heinriche und Wernharde, unter denen ein romanischer Mingo nicht fehlte, sich hier tummelten, wie minnigliche Gertruden, Giselen und Jeuken hier im wonnigen Maien Kränze flochten und Ball spielten[1]).

Denn in diesem alten Dorfe, das im 12. Jahrhundert unter dem Namen Tisis erscheint und 963 m hoch liegt, obgleich an seinen Lehnen noch gelobter Wein gedeiht, war einst ein reges Leben. Es saßen hier die Edlen von Theis, ein hochangesehenes Geschlecht. Als ihre Burg wird das verlotterte, thurm-

[1]) Diese Namen erscheinen in den Traditionsbüchern des Hochstiftes Brixen. Acta Tirolensia, Bd. I. 291.

ähnliche Haus Nr. 58 bezeichnet, das aber keinen bedeutenden, aber höchst alterthümlichen, — und sehr schmutzigen Eindruck macht. Andere möchten das Schloß hinauf versetzen auf den Hügel ober dem Dorfe, wo eine Kapelle steht. Aber ich möchte mich für den alten Sitz Nr. 58 erklären, obgleich er keiner höfischen Wohnung heutigen Schlages ähnlich sieht. Die alten Ritter begnügten sich häufig mit kleinen Gesäßen und mancher Bürger würde jetzt einen Burgstall, wo einst ein Edler mit Frau, Kind und Gesinde wohnte, viel zu enge, ja unerträglich finden. Die Theiser waren auch Brixner Ministerialen und Bürger und führten ächte deutsche Namen, wie: Albert, Chunrad, Leupolt, Ludwic, Rubelin, Winther, Randold. Ein Theiser erscheint 1291 als Richter in Mühlbach, „judex in Mulbaco", wo ein kräftiger Pfleger wol nöthig war, da zu jener Zeit ein „Dyabolus de Mulbach" (1282) erscheint.

Als gottgefälligster unter allen Edlen von Theis wird aber der selige Randolt gepriesen,[1] denn ehe er als der letzte seines Stammes zu seinen Ahnen 1348 heimgieng, machte er mit seiner Wirtin Weirata große Schenkungen an das obere oder hl. Geist-Spital in Brixen, „mit wolbedachtem Muet und mit gesundem Leib". — Die Urkunde ward ausgestellt im 1348 Jahr an unser Frauen Tag, als sie gen Himmel fuhr[2]). Es fielen dadurch bedeutende Zinsen aus

[1]) Acta Tirolensia I. 291.

[2]) Sinnacher V, 335.

Gütern in Villnöß, Theis und Barbian dem Spitale zu. Auch eine Sonntagsmesse in der Frauenkirche seines Dorfes hat der fromme Herr gestiftet.

Im Jahre 1351 erwarb Fürstbischof Matthäus in Brixen von Herzog Conrad von Teck, Pfleger und Hauptmann der Herrschaft von Tirol, alle Güter des seligen Randolt um eintausend Mark.

Lange vor dem Hinscheiden des frommen Randolt stand hier ein Gotteshaus, denn schon 1303 vermachte Äble von Summersperk in Gufidaun Getreidezinse zu einem Jahrestag der Liebfrauenkirche in Theis. Die Gufidauner hatten also dazumals ein Herz für Theis, wie heutzutage die tapfere Bötin. Unser Dorf gehörte, wie Villnöß, zur Pfarre Albeins (Alpines), die den Bischof Hermagoras als Kirchenpatron verehrt und dem Patriarchate Aquileia untergeben war. Da war noch kein eigener Priester, wie jetzt, im Dorfe und die Bewohner mußten in die Pfarre zur Kirche gehen. Aber an den Festen des hl. Chrysostomus (24. November) und des hl. Zeno (12. April) begab sich der Pfarrer von Albeins in hocheigener Person auf den Berg, um eine Messe zu singen. Dies war ohne Zweifel ein seltenes Ereignis im Jahre, und das arme Volk wird mit um so größerer Andacht derselben beigewohnt haben.

Einen eigenen Seelsorger erhielt es erst 1670. Die alte Kirche, wohin der edle Randolt seine Messe gestiftet, ist nicht mehr zu sehen. Ihr Umbau wurde am 18. Juni 1475 vom Fürstbischof Georg von

Brixen eingeweiht. „Die heutige Kirche war ein einfacher gotischer Bau mit einem Nebenschiffe auf der Südseite; das Hauptportal ist noch schön gegliedert“ [1]). Im Jahre 1703 ward das Gotteshaus nicht zu seinem Vortheile „renoviert“, was ja heutzutage auch noch allzuoft geschieht. Unter der Tünche zeigen sich Spuren alter Fresken. Diese Kirche ist nun zu klein und dumpfig und ein Neubau ist höchst wünschenswert. Möchten fromme Herren, wie einst Randolt von Theis und Äble von Sommersberg noch leben und das fromme Vorhaben zur Freude des Herrn Curaten Dominicus Planer und der armen Gemeinde mit gottgefälligen Gaben unterstützen! Dies mein Wunsch! —

Von der Kirche gehen die Leute in das Wirthshaus. Wer wird es einem verargen, wenn man diesem „Beispiele“ folgt? Wir kamen aber einst ermüdet nach Theis und kehrten zuerst im Gasthause ein.

„Was schaffen Sie?“ fragte der Wirth. „Etwas zu essen“, war die kurze Antwort.

„Wünschen Sie einen Schweinsbraten? Wir haben kein anderes Fleisch.“

„Gott bewahre uns vor Ihrem Schweinefleische! — Eine Mehl- oder Eierspeise“!

„Warum wollen die Herrschaften kein Schweinernes“? fragte der Wirth wieder.

---

[1]) Ph. Neeb und K. Atz. Der deutsche Antheil des Bisthums Trient. S. 75.

Darauf ward ihm mitgetheilt, daß hier der reckenhafte Graggele-Schmied ein „Schweinernes“ gegessen habe und infolge dessen sechs Wochen krank gelegen sei. —

„Ei, der Schweinsbraten hätte ihm nicht geschadet“, sprach der Wirth, „aber der Schmied hat sieben Maß Neapolitaner Wein dazu getrunken, und der hat ihn getückt“. —

Als ich aber später den Schmied befragte, gab er die entschiedene Antwort: „Der Wein hätte mir Nichts gethan, aber das verfluchte Fleisch. Da droben esse ich keinen Bissen mehr.“

Die Aussage des alten Schmied's hatte, wie ich aus besten Quellen erfuhr, ihre Berechtigung. Eine Seuche war unter die Schweine gefahren, — und ein Thierarzt aus Bozen war bald darauf erschienen, der die „schelmigen Facken“ zu stechen und zu vergraben gebot. Dies geschah großentheils unter seinen Augen. Endlich wollte er speisen und aß einen „kranken“ Schweinsbraten. Dieser schadete ihm aber nicht, — und die Bauern sagten: „wenn das Fleisch dem herrischen Magen nicht schaden thut, thut es uns auch nicht's“, gruben die begrabenen Schweine aus, verspeisten sie frisch oder räucherten sie ein.

„Hat es Euch nicht geschadet“? frug ich später Bauern.

„Na“, war die Antwort, „aber etlichen hat es Bauchweh gemacht.“

Wenn der Genuß des Bratens dem kräftigen

Magen des herkulischen Schmied's ein Leid zufügen konnte, um wie eher andern schwächern Menschenkindern! Wir waren aber klug, kein Schweinefleisch in Theis zu verkosten, und hielten uns mit den Semiten an das Gebot des Patriarchen Moses.

Von Theis steige ich gewöhnlich nach dem Dörflein Naven hernieder, das nur eine gute Viertelstunde entfernt ist, besuche auf dem Wege auch den Herrn Lehrer, der die bekannten „Theiser Mugeln" in die weite Welt sendet. Wie Terlan und Tramin des Weines wegen klangvolle Namen haben, so Theis wegen seiner Achatkugeln (Chabasit, Datolit etc.)

Keinem Mineralogen ist deßhalb Theis unbekannt und der Herr Magister erzählt gerne von den Bestellungen, die er empfängt, wenn wir uns im Gasthause zu den zwei goldenen Schwänen zufällig treffen.

Das stille Naven, wo schöne Edelkastanienbäume und Weinberge bei den Einödhöfen stehen, hat für mich einen besondern Reiz, — das alte Kirchlein, das ich gerne mit Andacht betrete. Es ist dem St. Bartholomäus geweiht, einem Heiligen, den ich vor vielen andern hochhalte. Der kunstverständige Herr Conservator Karl Atz schreibt darüber[1]): „Diese Kirche mit merkwürdigen Ueberresten für die Geschichte der Baukunst in unserm Lande, das Chor ist nämlich bereits dreiseitig und zeigt noch schmale Fenster, wie in der romanischen Bauperiode, sie schließen aber bereits im

---

[1]) Der deutsche Antheil des Bisthums Trient. I, 75.

stumpfen Spitzbogen ab. Eine ähnliche Uebergangsform vom romanischen zum gotischen Baustile zeigt auch der auf der Südseite stehende Glockenthurm an den Schallfenstern, wo ein Säulchen auf hohem Sockel zwei Spitzbogen trägt, deren Zwischenwand in Form eines über Eck gestellten Vierecks durchbrochen ist. Diese beiden Bauten, Chor und Thurm, hat man gegen Ende des 13. Jahrhunderts aufgeführt, denn 1307 stand bereits diese Kirche.“ — Später 1489 wurde der Bau gotisirt. Mich freut der alte Flügelaltar mit der sitzenden Madonna, dem hl. Kirchenpatron und St. Florian mit verbrämtem Pelzrocke und Baret. Von Außen ist die Kirche mit zwei Gemälden, die St. Christoforus und die vierzehn Nothhelfer darstellen, geschmückt. Das „wundernette“ Kirchlein ist auch in neuester Zeit von Vandalenhänden nicht entweiht worden, und muß dafür dem lieben Gott und dem heiligen Zwölfboten dankbar sein. Denn für unsere „Heilige“, die von früherem regen künstlerischen Streben und Leisten glänzendes Zeugnis geben, ist eine bedrängte, elende Zeit gekommen. Wertvolle Statuen werden verkauft, von Schmierern in schändlicher Weise „neu gefassen“ — oder gar verbrannt. Man gab sich dem süßen Wahne hin, daß wenigstens die herrlichen alten Frescobilder, viel bewundert von Kunstkennern, mit „heiler Haut“ davon kommen würden und dem Lande zu Schmuck und Ehre gerettet blieben. — Bei Leibe nicht! Da fällt einem geistlichen Herrn, der weder von Kunst Etwas gesehen hat, noch

weniger davon versteht, ein, dieselben renovieren zu lassen. Das Restaurieren von Fresken ist aber eine schwierige und kostbillige Sache. — Wo haben wir in Tirol geeignete Kräfte, wo das Geld dazu? — Da wird der nächstbeste Held, der sich einbildet, ein Künstler zu sein, und fromm zu reden weiß, gegen geringen Lohn hergenommen, um das Bild zu restaurieren, das heißt zu ruinieren." Es ist dies eine ebenso traurige, als empörende Thatsache[1]).

---

[1]) Mein hochgeehrter College Hans Semper bedauert auch in seiner Schrift „Wandgemälde und Maler des Brixner Kreuzganges. Innsbruck 1887" S. 12. die barbarische Pietätlosigkeit, mit der man in Tirol die alten Malereien übermalt ꝛc. Wir möchten Semper's Büchlein Kunstfreunden bestens empfehlen. Vgl. auch den Aufsatz: „Neuer Bildersturm in Tirol" in der Beilage zur Münchner Allg. Zeitung vom 3. Nov. 1881.

17.

Nach Lazfons.

Wie oft blickte ich im Sommer 1885 nach den kastanienreichen Feldern von Velturns, nach dem freiblickenden Garn mit wehmüthiger Sehnsucht hinüber! Ach, dachte ich, könnte ich wieder wie vor vierzig Jahren wohlgemuth und frisch hinaufsteigen zum hohen Lazfons, das ich im Juli 1845 in der lieben Gesellschaft meiner zwei Schwestern und einiger treuen Freunde besucht hatte, um von dort in's lachende Sarnthal zu pilgern und meine theure, schöne Heimat Meran, das tirolische Paradies, wieder zu sehen! — Wenn ich so hinüberschaute, dachte ich der schönen Zeit der Jugend und des unvergeßlichen Marsches, dachte an meine Begleitung, an den Führer der kleinen Karavane, des munteren Jörgele, der uns von Lazfons bis Reinswald mit seinen Sprüchen den Weg verkürzt hat, an eine mit Kreß umsäumte Quelle, die uns Müde gelabt hat, an das duftende Heulager, auf dem ich mit meinen Gefährten geruht — und den berauschenden Duft der Brunellen

auf den Almwiesen! — Vergangene Zeiten, die nicht mehr wiederkehren, dachte ich schmerzlich, und wandte von der lockenden Landschaft meine Blicke. Resignation ist ja in solcher Lage die beste Arznei.

Der Anstieg nach Lazfons war für mich aufgegeben, obwol der hochwürdige Herr Baur in Villnöß mir denselben dringendst empfohlen. Lazfons, sagte er, sei eines Besuches wert, es könnte eine berühmte Sommerfrische werden, wenn man alle Vorzüge würdigte: Hohe Lage, herrliches Wasser, noch herrlichere Luft und — unbeschreibliche Fernsicht. — Die Worte des hochwürdigen Herrn erregten gesteigerte Sehnsucht nach den gepriesenen Höhen. Ich mußte aber gestehen: „Non possumus". Das alte Dorf wurde aber immer verführerischer, je mehr ich über dasselbe las und erzählen hörte.

Das Lazfonser Kreuz und die darüber ragende Cassiansspitze haben ja schon europäischen Ruf erlangt, was nicht wenig sagen will. Alle Besteiger dieses Berges kehren hymnenvoll zurück und kommen wieder, um nochmals von diesem tirolischen Nebo in das „gelobte Land" nach allen Seiten zu blicken. Wenn so ein glücklicher Moses begeistert ankam, erzählte und schilderte, summte es in meinen Ohren, als ob ein Bienenschwarm mich umflöge.

Eines Abends saßen wir im dämmernden Saale und es gieng die Rede über Lazfons.

„Da müssen wir hinauf, ich war nie dort und lange schon hat es mich gejukt, dies Dorf zu sehen",

sprach der Tafelrunder Professor Alois, ein berühmter Maler aus München.

„Ich wäre auch bei dem Ausfluge, Lazfons muß man sich doch anschauen“, fügte begeistert ein lieber Freund hinzu.

Alt und Jung stimmte dem Vorschlage bei, und ich mußte nach constitutionellen Grundsätzen der Majorität mich fügen. Meine Bedenken, der Weg sei für meine alten Beine zu steil und anstrengend, wurden nicht gewürdigt und ein Abend festgesetzt, an dem wir in Velturns Schlag Siebenuhr uns treffen sollten.

An dem bestimmten Tage setzte sich, als die Sonne sank, das Hauptcorps aus Gufidaun in Bewegung und traf, als die Thurmuhr eben die siebente Stunde rief, in Velturns vor dem obern Gasthause ein. Das war aber ein merkwürdiges Klappen. Von Süden kam Professor Alois, aus der Brixner Gegend mein Freund. Es war, als ob der günstigste Wind oder die strengste Taktik uns auf die Minute zusammengetragen hätte. Mir fiel dabei die alte Legende von den heiligen drei Königen ein, die sich, — zwar nicht verabredeter Maßen, — von drei Wegen her wunderbar zusammengefunden haben. Wie staunten die braven Wirtsleute, als drei Herren mit ihrem Gefolge, — leider fehlten Kameele und Elefanten, — bei ihnen unerwartet Herberge suchten. Die Frau Wirtin war bei dem Anblicke nicht ganz erfreut, eine trübe Wolke schien über ihre schöne Stirne geflogen zu sein. Nun die Sache klärte sich aber bald. In Velturns halten

sich gerne Künstler auf, um Baumstudien zu machen oder das unvergleichliche Getäfel des Schlosses, das Se. Durchlaucht der Herr Fürst von Lichtenstein glücklicher Weise sein Eigen nennt, zu bewundern, aber für viele Betten ist nicht gesorgt. Die meisten Besucher übernachten in Klausen, wo sie beim „Lampl" heitere und anregende Gesellschaft finden. Die Frau Wirtin hatte rasch die Köpfe der Fahrenden gezählt und gefunden, daß der Vorrath ihrer Lagerstätten nicht im geraden Verhältnisse mit der Zahl der Gäste stehe. — Daher die trübe Wolke. Als ihr aber klar gemacht, daß das Gefolge auf dem duftenden Heu nächtigen wolle, heiterte sich ihr Antlitz auf und freute sich des zahlreichen und ehrenhaften Besuches. Wir saßen lange bei dem bescheidenen Abendimbisse, fanden auch, daß die gastlichen Leute nicht nur für Schöpsenbraten und Schmarren, sondern auch für geistige Nahrung der Einkehrenden sorgen. Als ich zu meiner Ueberraschung ein profanes Buch fand, denn Goffine, Legenden 2c. sieht man in jedem Bauernhause, und ich mich darob verwundert zeigte, sagte die Wirtin: „Ja, wissen Sie, das hat mein Mann in Bozen gekauft denn die Fremden wollen abends Etwas lesen, — karten thun sie nit, — und die Maler erst recht. Sie lesen soviel gern — und die Schrift g'fallt allen. Wir werden schon noch mehr Bücher anschaffen." — Wir fanden diesen Entschluß sehr lobenswert und bestärkten die Wirtin in ihrem schönen Vorhaben, das zur Nachahmung empfohlen werden muß. In einem

bescheidenen Dorfwirtshause erheiternde, belehrende Lektüre! — Die Thatsache scheint kaum glaublich, umsomehr, da selbst begüterte Familien in den Städten lieber Bücher leihen, als kaufen, und schon seelenvergnügt sind, wenn sie sich an dem balsamischen Dufte der „Monatrosen" oder an den wunderbaren Klängen des „Franziskiglöcklein" erfreuen können.

Da saßen wir nun wolgemut in dem wohnlichen Hospiz der alten Velturner und plauderten von den Rhätiern und dem rhätischen Weine, den der höchstselige Kaiser Augustus so gerne trank. Auch uns mundete der Velturner Rothe und wir sprachen lange von diesem und dem, „was rauschet und was brauset." Da wir aber gewohnt sind, uns an den Spruch des alten Schmiedes: „Bei jedem Segen und bei jedem Seitel Wein kann man nicht sein", zu halten, so verließen wir die getäfelte Stube und suchten unser Lager theils im Stadel, theils in den Zimmern auf. Ueber die hohen Bettstätten, in die man hinaufkraxeln mußte, und über die bewegte Nacht auf dem duftenden Heu decken wir den Mantel der Verschwiegenheit. Die Unruhe im Stadel rührte nicht von heiterem Lärmen her, sondern vom Bergheuführen. Da kamen die „Heuschlaipfen" an und wurden abgeleert, Pferde wieherten, Kühe muhten. Das Heulager wurde frühe verlassen und die Gesellschaft fand sich bei leuchtendem Morgen in der Gaststube wieder fröhlich zusammen. Einige giengen alsdann das wegen seiner Täfeleien und herrlichen Boiserien berühmte Schloß zu besich-

tigen, das nun das Glück hat, den Fürsten Lichtenstein als seinen Besitzer zu nennen, und über das Dr. D. v. Schönherr in den „Mittheilungen der k. k. Centralcommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale“ (Bd. 11) interessante Forschungen veröffentlicht hat. Diesem zufolge hat Meister Topf, Tischler in Brixen, (1578) die ersten Arbeiten gefertigt, der Meraner Tischlermeister Hans Schineider und Meister Hans Rumpfer zu Klausen haben die viel bewunderten Boiserien des Fürstenzimmers geschaffen. Die Plafondrosen rühren von Thomas Bart in Bruneck her, der wol auch die Holzschnitzereien im Sophienschlößlein zu Aufhofen geliefert hat, denn die Thüreinfassungen sind in beiden Bauten sehr ähnlich, wie die Oefen [1]. Die Malereien an der Außenseite des Schlosses, die durch ihre Schönheit das Auge nicht gerade entzücken, rühren von David Solbach und Hans Vogler aus Brixen her — und nicht von deren jetzigen Fachgenossen B . . t und H . . . . . r. — Wenn ich deren Bilder sehe, fallen mir stets meines Freundes Verse ein:

„Vom gleichen Eisen sind ja noch
Die Jungen wie die Alten.“

Während meine lieben Fahrtgenossen durch die kühlen Gänge wandelten und die kunstvollen Gemächer und Säle bewunderten, zog ich durch das morgenhelle

---

[1] Das Sophienschlößlein in Aufhofen. Von Karl Freiherrn von Czörnig. Wien 1879.

Dorf mit seinen netten Häusern, braunen Söllern, mit seinen rauschenden Brunnen und schwerbeladenen Obstbaumgruppen, wanderte unter stolzen Kastanienbäumen auf thaunassen Wiesen und erfreute mich am Rieseln des munter durch die „Wäle“ springenden Wassers, am heitern Spiele und Zwitschern der „seligen Vöglein“. Und wie golden blitzten die Morgensonnenstrahlen durch das glänzende Laubwerk der Kastanienbäume! —

Nach meiner Gewohnheit besuchte ich auch den „Freithof“, der eine schöne Fernsicht auf Berg und Thal bietet. Hier fand ich eine Marmorplatte zur Erinnerung an „Andreas Victor a Teutenhofen in Rafenberg.“ — Rafenberg ist ein Edelsitz in diesem Dorfe, welcher durch Heirat an Christof von Deutenhofen gekommen war, dessen Stamm 1736 erlosch.

Bei hohen Nuß- und Kastanienbäumen steht der Ansitz Ziernfeld, vom Herrn Georg von Leopold, einem Arzt in Brixen, 1540 gebaut. Seine Erben legten sich das Prädikat von Ziernfeld bei und führten es fort, wenn auch Karl Ludwig Anreiter von Ziernfeld, der sich zu hohen Ehren gebracht hatte, — denn er war inneröſterreichischer Kammerrath, — schon den Edelsitz 1675 veräußert hatte. Als ich dies Gesäße sah, dachte ich nicht nur an edle Herren und Frauen dieses Namens, sondern mit noch größerem Interesse an die hochselige Frau Elisabeth von Deutenhofen, ge-

borne von Spaur [1]). Diese Dame bildet ein würdiges Seitenstück zur Cineburgis von Coburg. Sie war eine begeisterte Jüngerin der neuen Lehre. Um dieselbe zu fördern, veranstaltete sie Zusammenkünfte auf den Höfen Warten und Mayrl bei Klausen. Als ihre Gesinnungsgenossen begegnen uns nicht nur Laien, sondern auch Priester. Zu diesen zählen Adam Götschl in Kolman, die Pfarrer Jörg Hellweger in Reinswald und Christof Groß in Velturns, sowie der hochwürdige Hans Abfalter, deutscher Schulhalter in Klausen. In Ziernfeld wurden vor wenigen Jahren Briefe dieser Dame, welche in die Jahre 1563—1566 fallen, aufgefunden, welche über papistische Gräuel, über Abgötterei, über die mangelhaften Predigten klagen und die Reichung der Communion unter beiden Gestalten verlangen. Letzterem Wunsche entsprach auch der Caplan in Velturns. Wir können nur die Veröffentlichung dieser Briefe, die meist an den ehrenfesten Herrn Christof Gerhart von Kestlan in Brixen gerichtet sind, wünschen. Wer B. Webers „Tirol und die Reformation", G. Tinkhausers „Beschreibung der Diözese Brixen" und J. Hirns „Geschichte des Erzherzogs Ferdinand" gelesen hat, der wird von derartigen Episteln weder überrascht, noch geärgert werden. — Es strich zu jener

---

[1]) Das Schloß Schenna. Seine Geschichte und seine Besitzer. Von Dr. D. R. v. Schönherr. Meran 1886. S. 32.

Zeit ein anderer Luftzug durch unsere Thäler und Berge, den man freilich „vertuschen" und verheimlichen möchte. — Aber Wahrheit ist das erste Gesetz der Geschichtschreibung, das leider von vielen Seiten nicht befolgt wird.

Nach einer Stunde verließen wir das alte Dorf und stiegen gegen Schnauders empor, das drei Viertelstunden entfernt ist. Der steile Weg führt unter schattenspendenden Fruchtbäumen zwischen Wiesen nordwärts zum Hügel, auf dem das alte gotische Georgskirchlein steht. Einige Bauernhäuser und strohbedeckte Scheunen liegen am Fuße desselben. Hochragende Nußbäume fehlen nicht.

Wem geht aber das Herz nicht auf, wenn man oben auf der Höhe steht und ausblickt auf das weit hingestreckte Thal, auf die von Wäldern und Feldern geschmückten Berghänge und auf die grauen Riesenhäupter der Dolomite! Es ist hier ein herrlicher Ausblickspunkt auf das schöne Land des Eisacks, der mit Fug und Recht neben Putzen, Fonteklaus und Laien genannt werden muß. Im tiefern Eisackthale sind solche Stätten St. Peter bei Völs und Sanct Verena am Ritten.

Das spätgotische Kirchlein, von dem die umliegende Fraktion der Gemeinde Velturns den Namen St. Jörgen-Malgrei führt, ist eines Besuches wert. Man findet darin Betstühle mit hübschen Reliefs, zur rechten Seite des Altars ein flottgeschnitztes Bild des heiligen Ritters St. Georg, in der Sakristei eine

sehr wertvolle Predella vom alten Hochaltare, aus dem Beginne des 16. Jahrhunderts, denn derselbe ist am 8. August 1521 vom Weihbischof Conrad eingeweiht worden [1]). Ein Kirchlein muß aber hier schon vor 1380 gestanden haben, da schon damals die St. Jürgen-Malgrei urkundlich vorkommt und die dem heiligen Ritter geweihten Kirchen zu den ältesten gerechnet werden müssen, wie die Michaels- und Petruskirchen.

Von dem alten Heiligthume führte uns ein steiler schattenloser Pfad über Acker und Wiese in den dunkeln, kühlen Fichtenwald. Wie wonnig wandelte man unter den hohen, in dem Morgenwinde säuselnden Bäumen! An einer Stelle, wo waldumrahmt eine kleine, von einem Bächlein lustig durchrauschte Wiese lag, flog den heiteren Meister Alois sogar der Gedanke an, hier ein Blockhaus zu bauen und als Einsiedler den Sommer zu verleben.

Auf die Frage, was er hier in stiller Waldöde, ferne dem Hofbräuhausbier, machen würde, gab er den Bescheid: „Ich würde mir ganz gut die Zeit vertreiben, läge auf dem grünen schattigen Plane, sähe aus diesem Jammerthale zum tiefblauen Himmel empor, tränke Tiroler Rothen mit Andacht und, wenn ich der Ruhe überdrüssig wäre, zeichnete ich zur Erbauung der sündhaften Welt die Anfechtungen und Versuchungen der

---

[1]) Ueber die Geschichte dieses Kirchleins s. K. Atz und Ph. Neeb, der deutsche Antheil des Bisthums Trient I, 41.

Altväter Antonius, Pachomius und Paphnutius. Das müßte etwas Ordentliches werden."

Wir waren durch diesen frommen Entschluß nicht wenig überrascht; wanderten jedoch von dem Bauplatze der künftigen Siedelei rüstig auf dem angenehmen Wege vorwärts und erreichten bald die Haltestelle Garn, wo kurze Rast gemacht wurde. Auch dieses kleine Dorf, 1242 Meter hoch gelegen, bietet eine schöne Aussicht und erfreut sich eines ansehnlichen Alters, denn am Beginne des 13. Jahrhunderts erscheint es schon in Urkunden und schon damals stand hier eine Kirche, die im 16. Jahrhunderte umgebaut wurde.

Von unserer Ruhestätte ward hinausgeschaut in Gottes freie, schöne Welt, nieder in die Thäler, hinauf zu den Wolken, aber auch geplaudert von alten Zeiten und Geschichten. Auch Garn hat seine Burg, aber nicht auf luftiger Höhe, sondern in dämmernder Thalschlucht. Sie hieß einst: Gerrenstein und Gernstein, nun Garnstein. Prof. Dr. Egger, der um unser Land hochverdiente Historiker, schreibt[1]): Heinrich Garro, ein Mitglied des Geschlechtes der freien „de Lacefons", erbaute gegen die Mitte des 12. Jahrhunderts das nach ihm benannte Schloß Garnstein im Hintergrunde des Tinnebachthales und erhielt dasselbe, wahrscheinlich gegen Verzicht auf seine Freiheit und gegen Eintritt in den Stand der brixnerischen Ministerialen, sammt dem Bezirke Lazfons

---

[1]) Tirolische Weisthümer B 4, S. 356.

vom Stifte zum Lehen mit der vollen Gerichtsbarkeit, mit Stock und Galgen." Diese Garrones, die schöne deutsche Namen, wie Ekkehardus, Fridericus, Heinricus, Wilhelmus führten, waren etwas wilde, übermüthige Herren. Der Mannsstamm der ältern Linie erlosch mit Reimprecht III. im Jahre 1250. Seine Tochter Sophie, vermählt mit dem jüngern Voitsberger, Namens Ernst, brachte Burg und Gericht an dieses berühmte Geschlecht. Am bekanntesten unter diesen Garnsteinern ward Heinrich von Garnstein, der 1356 Krieg mit seinem Lehensherrn Bischof Matthäus anfieng, aber gefangen und des Landes verwiesen wurde. Die weitere wechselvolle Geschichte gibt in kurzen Umrissen J. Staffler II, 969. Im Jahre 1874 besuchte ich diese bachumrauschte Waldburg, und sie übte durch ihre Einsamkeit einen solchen Zauber auf mich, daß ich den weltfernen Thurm gerne erworben hätte[1]. Es sollte aber dem verschollenen Schlosse ein besseres Glück erblühen. Denn nicht nur die Bücher, sondern auch die Burgen haben ihr Schicksal. Der reiche und kunstsinnige Herr Baron von Gerstein in Wiesbaden entdeckte in der waldumrauschten Tinneschlucht die Heimat seiner Ahnen, brachte die Ruine an sich und zauberte an deren Stelle ein sehenswertes Castell mit Thurm und Zinnen, einen wahren Prachtbau. Wenn der Weg durch die Tinneschlucht hergestellt sein wird, werden gewiß viele

[1]) S. Schildereien, I, 152 ff.

Waller dies romantische Waldschloß besuchen. An die Garronen knüpft sich folgende alte Sage:

In dem wilden Vildarthale
Steht bemoost der Heidenstein,
Graubehaarte Fichten wehren
Gold'ner Sonne lichten Schein.

Dumpf erbraust des Baches Rauschen,
Der durch Stein' und Bäume bricht.
Schauerlich wird's dir zu Muthe
Selbst bei hellem Tageslicht.

Doch wenn auf dem düstern Grunde
Dunkler liegt die dunkle Nacht
Und der Wildbach dumpfer brauset
Durch des Thales finstern Schacht,

Hebet an der grausen Stätte
Sich ein Treiben bang und wild,
Schwerter sausen, Funken sprühen
Und es dröhnen Helm und Schild.

Zwei Garronen, wilde Brüder,
Schlugen sich am Vildarbach
Und in manchen Nächten werden
Beide Todte wieder wach,

Greifen nach den rothen Schwertern,
Kämpfen, daß es weit erschallt,
Bis von Lazfons, Tag verkündend,
Hell die Morgenglocke hallt.

Da wir bei den Volkssagen angekommen waren, ward auch von den Mähren, die am Pfunderer Bergwerke haften, gesprochen und zum Schlusse erzählte Meister Alois Spuckgeschichten von Pützen und Kasermännlein, daß uns im hellen Sonnenscheine zu gruseln

begann. — Wir fanden es wolgerathen, die Rast zu verlassen und weiter zu wandern. Der Pfad führt beinahe eben durch Wiesen und Felder in einer Stunde nach dem alten Pfarrdorfe Lazfons. Ich ließ meine Gesellschaft im bewegten Gespräche zurück und eilte voraus. „Ein Märchen aus alten Zeiten“ beflügelte meine Schritte. Der Weg kam mir so bekannt vor, denn vor 41 Jahren war ich ihn gewandelt und ich erinnerte mich, daß wir damals am heißen Juliabende nach Wasser uns sehnten, um den brennenden Durst zu löschen, und endlich ein frisches Brünnlein, von Kreße umgeben, fanden und uns dabei lagerten und erquickten. — Und sieh', ich fand die alte liebe Stelle, den aus einer Baumrinde rieselnden Quell und die stärkende Pflanze, wie einstens. Längere Zeit saß und sann ich hier, — und eilte, alter schöner Tage gedenkend, dann raschen Schrittes dem Ziele unserer Fahrt entgegen.

18.

Lazfons.

Einsam und mit Ehrfurcht betrat ich dieses alte Dorf. Eine historische Weihe liegt ja über solchen alten Nestern und andachtsvoll denkt man an längstvergangene Zeiten und an den Wechsel der Geschicke. Schon der Name Lazevunes, Lazefunis 1050, später Lazevons, Laczvans zeugt für das hohe Alter. Eine Kirche muß hier schon vor der Mitte des zwölften Jahrhunderts bestanden haben, da schon 1153 ein „Freithof" erwähnt wird. Ein Reginperht de Lazuvunes begegnet uns urkundlich 1147—60, die Pfarre 1202. Das Weisthum von Lazfons, das wir leider nur in einer Abschrift vom Jahre 1539 besitzen [1]), zeigt uralte Satzungen, z. B.: „Wer einem absagt und will nicht Recht von ihm nehmen und tritt darüber an das Holz über ihn, wird er dann begriffen, das ist Fuß an das Holz und der ander an Galgen."

---

[1]) Tirolische Weisthümer IV. 356—397.

„Wer den andern unterdingt von seinen Baurechten, Aeckern oder Wiesen, oder was einer zu fünf Jahren bestünde um einen Zins, es sei auch Aecker oder Wiesen, .. so soll der, dem dies geschehen ist, zum Richter gehen, der soll ihn zur Stunde wieder in sein Gewehr setzen. Thät aber der Richter das nicht, so soll derselbe, der unterdingt ist worden, mit seinen guten Freunden dahin gehen, wo der ist, der ihn unterdingt hat, zu seinem Haus, wenn er daheim ist, und soll all seinem Volk herausrufen, und dann das Haus an drei Enden anzünden und brennen lassen, und wo er dann heraus will laufen, so sollen sie ihn wieder hineinstechen und lassen verbrennen."

Allein der verbissenste Liebhaber des Alterthums wird von seinen Erinnerungen und vergilbten Schwarten nicht fett, — und so mußte ich für mich und meine Begleitung ein Gasthaus suchen. Uns ward in Velturns das Wirtshaus zum Heusler, hinter der Kirche gelegen, empfohlen. Scharfen Schrittes gieng ich am Leithaus, wo ich 1845 übernachtet war, vorüber, um die bessere Taverne zu entdecken. Hinter der stattlichen Kirche guckte ich zur Linken und Rechten, konnte aber keine gastliche Herberge finden. An allen Häusern fehlte ein Schild mit einem heraldischen Thiere. Kein rother Ochs, kein weißes Lamm, kein weißes Rößl, kein schwarzer oder goldener Adler! Zweimal machte ich den Rundgang, doch vergebens. Ich fragte einige Kinder und suchte Bescheid. Diese sahen mich aber mit großen Augen an, — und ich

war so klug als früher. Endlich kam ein Mädchen mit etwelchen Büchern daher und ich fragte, ob man nicht hier in der Nähe Etwas zu essen und zu trinken bekäme. Es müsse irgendwo ein Wirtshaus sein. Es entgegnete freundlich: „Da droben am Wege, wo eine Bank vor dem Hause, kehren die Leute ein."

Ich war nun im Klaren, wollte ihr zwei Kreuzer geben, die sie ablehnte, dagegen aber frug: „Sie sein gewiß aus München?

„Beileibe nicht", antwortete ich, „aber warum fragst mich so?"

„Ja, es kommen öfters Maler aus München, aber andere fremde Leute nit. Ich hab' aber noch nie gesehen, wie die ausschauen." Ich verrieth ihr, daß ein Herr aus München bald nachkommen und in das Wirtshaus gehen werde. Neugierig begleitete mich das Mädchen und blieb bei der Thüre stehen. Was wird sie sich unter einem Herrn aus München vorgestellt haben? — Da fällt mir die alte Goiener Moidl ein. Die sagte einst zu ihrer Gebieterin: „Es kommen so viele Fremde in's G'schloß, aber noch nie hab' ich einen „Luttrischen" gesehen. Dagegen wird halt der eiserne Herrgott helfen." —

Einige Tage darauf kam ein Herr, der öfters Goien besucht hatte, und Frau J.... hieß die Moidl Trauben bringen, was sie auch vollzog. Der fremde Herr sprach freundlich mit der Moidl, wie ein anderer „Christenmensch." —

Abends sprach die Frau zur Magd: „Heut hast wol einen Luttrischen gesehen?“ — „Na, ich gewiß nit.“

„Hast ihm ja die Trauben gebracht und lange mit ihm geredet.“

„Na, das ist ein Christ gewesen, er hat ausg’schaut wie andere Leut’.“ — Die gute Moidl hatte weder die vermuthete schwarze Farbe, noch kleine Hörnlein an dem Fremden entdeckt. —

So war ich glücklich beim Heusler eingelaufen. Ich trat in die reinliche Stube, setzte mich an einen der drei Tische, an dem zweiten saß ein festlich gekleideter Bauer mit einer Frau, die das canonische Alter noch nicht erreicht zu haben schien, — in ihrer Mitte ein imponirendes, breites, viereckiges Weib, dem mit besonderer Verehrung eingeschenkt wurde. Es war ein ganz symmetrisches Bild, das selbst Meister Alois später hoher Beachtung wert fand. Die Gruppe war so symmetrisch angelegt, wie die Serlosspitze. — Links und rechts die zwei jüngern Leute, — in der Mitte die wiflingaufgebauschte Riesin. — Auf dem dritten Tische lag ein Bündel, wie es die Hausierer gewöhnlich auf dem Rücken tragen.

Was war aus der Dreizahl zu machen? Was steckte im Bündel? — Wandernde Krämer waren die drei nicht, sondern Einheimische.

Da kam der Wirt und fragte, was ich wünsche.

„Bringen Sie eine Halbe guten Wein und Brot. Das Essen werden die bald Nachfolgenden bestellen.“ Er brachte Wein, der aber so pechschwarz aussah,

daß ich an dessen Anblick genug hatte. Denn ich liebe nicht die dunkeln Weine, die entweder sehr schwer oder nur gefärbt sind.

Ohne das edle Naß zu kosten, sah ich zur Dreizahl hinüber, — und bemerkte, daß dort lichtheller getrunken wurde.

„Ist Euer Wein gut“? frug ich.

„Ja, nicht übel. Versuchen Sie ihn“, sprach der Bauer.

Er mundete mir, ich klopfte, der Wirt erschien und stellte mir auf meinen Wunsch auch lichten Rothwein vor. Ich und der Bauer tauschten nun Wechselreden über Wetter und Ernte, — aber das Bündel auf dem Tische blieb mir ein Räthsel, um das ich den Wirt, wenn er wieder kommen werde, fragen wollte. Neugierde ist ja aller Menschen Erbtheil seit der verlockenden Eva Zeiten. Wie wir sprachen, klang aber plötzlich ein kindertrompetenähnlicher Ton aus dem geheimnißvollen Bündel.

„Was ist da drinnen“? fragte ich den Bauer.

„Ja“, entgegnete dieser, „da ist mein Bub drinnen, der vor einer Stunde getauft worden ist.“

Ich erfuhr nun, daß mein Tischnachbar einen Hof besitze, der eine halbe Stunde entfernt liegt, daß er in letzter Nacht mit dem ersten Sprößlinge erfreut worden, daß die Bäurin seine Base und des Kindes Pathin sei, — und daß die dicke Frau, die in der Mitte thronte, den Frauen in ihren Wehen hilfreich beistehe und alles Lob verdiene.

Nun war mir alles klar gelegt, die heiter trinkende Gruppe und der Inhalt des sonderbaren Bündels.

An der Wand hieng eine nicht übel gemalte Pietà.

„Wer hat die schöne Muttergottes gemacht?“ fragte ich den Wirt und erhielt den Bescheid, daß sie das Werk eines Bauern sei, der zur Unterhaltung male.

„Wo hat er gelernt? in München?“

„Na, er ist gar nie weiter gewesen. Nur wie die Maler und Altarfasser hier gewesen, hat er fleißig zugeschaut und die Farben gemerkt, — und jetzt malt er halt und hat seine Stube voll Bilder“, war die Antwort.

So gedeiht manches Talent in ungeahnter Stille und schafft sich und andern zur Freude Schönes. Jedenfalls könnte unser unbekannter Lazfonser mit den oft genannten B. und H. kühn in die Schranken treten. Mir macht es auch Behagen, daß manche Priester Stift und Pinsel führen, und daß in manchen Klöstern von den Söhnen des heiligen Benedictus und Franziskus Kunst oder Kunsthandwerk geübt wird, so auch daß manche geistliche Herren nicht nur Diener der Kirche, sondern auch der Muse sind, wie z. B. P. Patrik Anzoletti, Prof. Josef Seeber, P. Norbert Stock, deren zarte Dichtungen ich meinen Lesern bestens empfehlen möchte.

Die ganze Gesellschaft war nun nachgekommen und um den ganzen Tisch versammelt, pries die zu-

rückgelegten Pfade und die lohnenden Aussichten, während aus dem Bündel manchmal das Trompetlein sich hören ließ, was allgemeine Heiterkeit erregte. Endlich erhoben sich die Dreie, die mächtige Hebamme nahm den Pack — und wir Fremde saßen allein in der Stube. Nur der Wirt leistete uns zeitweilig Gesellschaft. Da ward gesprochen von der gepriesenen Aussicht der Cassianspitze, von der Wallfahrtskirche zum Lazfonser Kreuze und der Bergpredigt am St. Magdalenen-Feste (22. Juli), zu der Prozessionen aus manchen Ortschaften des Eisackthales und aus Sarnthal kommen. Dies Fest hoch oben im Gebirge, mit dem prachtvollen Anblicke der Dolomite, mit der andächtigen Menge im Freien findet wol nicht seines Gleichen, und der Besuch desselben kann nicht genug empfohlen werden. Hans von Berlepsch hat einen schwungvollen Bericht in der Beilage der M. Allgemeinen Zeitung (Jänner 1887) gegeben, und sein Ruf zum Lazfonser Kreuze wird nicht wirkungslos verhallt sein.

Lazfons hat für Touristen eine ungemein günstige Lage. Man kann von hier aus zur Cassianspitze und zum Rittner Horn, nach Sarnthal und Schalders und auf den Ritten gelangen, und von Sarnthein kann der Wanderer die Wege nach Bozen, Meran und Sterzing wählen. — Es ist dies Dorf ein wahrer Knotenpunkt verschiedenster Ausflüge.

Nach Tische giengen wir im Dorfe Umschau halten.

Zuerst betraten wir die Pfarrkirche, die im J. 1857 von Josef von Stadl erweitert und glücklich restauriert worden, denn der frühere um das Jahr 1523 entstandene gotische Bau bot zu wenig Raum. Die alte Kirche war vermuthlich von Matthäus Punt und dessen Polier Thomas aufgeführt, welche wenige Jahre früher die Kirche in Velturns vollendet hatten [1]). Dem Baustile entspricht auch die innere Einrichtung. Die drei Altäre sind nach Zeichnungen des Prof. Michael Stolz in Innsbruck gefertigt, von dem auch die schönen Reliefs des Hochaltars herrühren. Kurz, die Kirche zum heiligen Jakob macht einen harmonischen Eindruck und überrascht im hochgelegenen Bergdorfe.

Auf der Sterbglocke vom Jahre 1746 kommt der Name Balhauser Fosalt vor. Wir haben hier einen zwiefachen Gußfehler vorhanden. Es sollte zweifelsohne heißen: Balthauser Fasolt, denn wir haben hier den alten Riesennamen der Eckensage vor uns, der auf dem Muthofe bei dem Dorfe Tirol und auch in Kössen noch als Familienname fortlebt.

Als die älteste Kirche der Umgebung wird St. Peter im Walde nach der Sage genannt. Zur Tradition stimmt, daß die Peterskirchen zu den ältesten zählen, nicht, „weil man häufig das erste Gotteshaus einer Gegend dem hl. Petrus als dem Grundfelsen

---

[1]) K. Atz und Ph. Neeb I, 30, die weitere Aufschlüsse geben.

der Kirche weihte"[1]), sondern weil man die heidnischen Cultusstätten des Jupiter und Donar nach Einführung des Christenthums dem hl. Petrus widmete. Die St. Peterskirche bei Völs, an der Stelle eines römischen Baues, und St. Peter bei Tirol mit seiner Zwergen- und Riesensage bestätigen neben andern Peterskirchen diese Annahme auch in meinem lieben Vaterlande. Wer aber über diese Frage nähere Aufschlüsse wünscht, dem empfehle ich das Werk: „Beiträge zur deutschen Mythologie von J. W. Wolf." In der von mir oft genannten Schrift von K. Atz und Ph. Neeb liest man S. 32: „Die Abside bemalte man in neuerer Zeit mit den zwölf Aposteln über älteren Bildern, die noch durchscheinen. Auch auf der Außenseite der Kirche schimmern alte Wandmalereien durch die Uebertünchung noch durch." Gepriesen ist das Schicksal jener Bilder, die noch durchschimmern, denn viele alte schöne Fresken werden so „übersudelt und überschmiert", (sit venia verbo!) daß sie in ewiges Dunkel getaucht sind. Es geht Nichts über den Geschmack mancher „kunstsinnigen" Herren. — Beachtenswert ist für den Besucher der alte Flügelaltar.

Das Hauptheiligthum aber, im Volke weit und breit bekannt, ist das Lazfonser Kreuz auf Ritzlor, 2½ Stunden vom Dorfe entfernt. Es steht nun eine hübsche gotische Kapelle dort, die in den

[1] K. Atz und Ph. Neeb I, 31.

sechziger Jahren dem hochwürdigen Herrn Johann Krapf, nun Curat in Gufidaun, ihr Entstehen verdankt. Das Gnadenbild wird von Wallfahrern häufig besucht, besonders am Feste der hl. Magdalena. Seitdem die Wallfahrt besteht, sollen die Felder von Lazfons vor Hagel und andern „groben Wettern" geschützt sein. Gewöhnlich sind unsere Wallfahrtskirchen der Gottesmutter geweiht, und ich erinnere mich oft an eine Bötin, die zu mir sagte: „Wissen Sie, daß im Schlosse Trostburg auch ein Mirakelbild ist und Leute dahin „kirchfahrten", es ist „lei" (nur) ein Unser Herrgott, aber es wirkt doch „Wunder."

Da wir uns um Volkssprüche auch bekümmerten, ward uns folgender Kinderreim mitgetheilt:

„Der Petrus mit dem Schlüssel
Schlagt den Paulus nur a bissel, (ein wenig)
Der Paul mit dem Schwert
Schlagt den Peter, bis er plerrt."

Dieser Lazfonner Kinderspruch steht manchen alemannischen, wie deren E. Rochholz veröffentlicht hat, würdig zur Seite.

Neben dem Häusler steht ein stattliches Gebäude, das ehemalige Gerichtshaus, mit alten Stuben und Gemächern.

Vor unserm Abmarsche saßen wir noch eine halbe Stunde auf der Bank und erfreuten uns der erfrischenden Bergluft und anregender Gespräche. Endlich schlugen wir den Heimweg gegen Verdings ein.

Es war ein schöner Gang, wenn auch dort und da Nebel an den Berglehnen krochen und leichter Sprühregen niederflog. Da sah man hinunter in die dunkelbläuliche Thalschlucht der Tinne und auf das wieder erstandene Schloß Garnstein, und weit hinein flog der Blick bis in die Gegend von Kolmann und Atzwang. Es waren nicht großartige Fernblicke, aber dieser Wechsel zwischen goldigen Lichtstellen und violetten Schattengründen, das Säuseln der Bäume und das gedämpfte Heraufrauschen des Baches gaben poetische Stimmung.

Mein Freund Alois, entzückt von den Contouren und der Beleuchtung, gab mir an manchen Stellen begeisterte Belehrung über das Malerische von lichten Höhen und dunkeln Gründen, vom unbeschreiblichen Zauber der Abendbeleuchtung und dem wunderbaren Aufbau der weichliniegen oder großartigen Gebirge südwärts. Zu unserer Rechten die finstere Thalschlucht wanderten wir nach Verdings, dem unansehnlichen, aber glücklich gelegenen Weiler. Da flog aber mitten zwischen lebhaften Gesprächen mein Geist nach Verdins bei Meran, wo ich als glücklicher Knabe manche Sommermonate verlebt, Ziegen gehütet und Schwarzbeeren gelesen habe. Alte, selige Tage! — Verdings und Verdins ist ja derselbe Name, wie Salern, Schlern und Salurn, das mit dem halbgelehrten „Solis urna" nichts zu thun hat. Verdings, auf einem Hügelvorsprunge, — das Volk nennt dieselben „Nasen", — gebaut, gewährt einen weiten Ausblick

auf Thal und Gebirge. Tief unten liegt Säben, das der jetzt regierende Herr Caplan zu einem kleinen Metz erweitert hat. Der Ort ist uralt, denn es kommt unter dem Namen: Fridines, Virdines, Ferdings, Vurdins urkundlich seit dem Ende des zwölften Jahrhunderts vor. Die durch alte Briefe überlieferten Verdinner führten schöne deutsche Namen: Ekehardus, Henricus, Marquardus, Rempertus, Wernherus und im nahegelegenen Weiler Pradell erscheint im Jahre 1211 ein Waltherus de Pradelle. Als dieser Herr als Zeuge auftrat, stand schon die jetzige Kirche. „Sie bildet ein Rechteck, dem sich gegen Osten ein massiver Glockenthurm aus Granitquadern anschließt und in seinem untersten Stockwerke den Altarraum bildet. Diese Bauanlage kehrt in der romanischen Bauperiode häufig wieder, besonders im Etsch- und Eisackthale"[1]. Im Altarraume sind übertünchte Malereien noch bemerkbar, und der Triumphbogen war mit dem jüngsten Gericht geschmückt.

Lazfons, Pradell, Verdings und Vilanders rühmen sich nicht nur alter Geschichte, sondern können auch stolz sein auf ihren Heldenmuth im Jahre 1797. Es war der 3. April dieses Jahres, als ein französisches Detachement gegen Pradell zog, aber von den tapfern Bauern dieser Gemeinde bis

---

[1]) K. Atz und Ph. Neeb I, 32, wo Näheres über diese hl. Valentinskirche mitgetheilt ist.

Säben in wilder Flucht zurückgeworfen wurde, wo ein „für die Bauern ehrenvoller Friedensschluß zu Stande kam.“ Wie Recken in alten Zeiten tranken nach heißem Kampfe die Gegner mitsammen und die Franzosen nannten die Sieger „braves Camerades.“ Dem Kaplan Josef Schweigl war es gelungen, den Frieden zu vermitteln. Neben den Männern hatten aber die Weiber und Jungfrauen von Lazfons tapfer mitgefochten, und ihr Commandant Margaretha Unterthiner, die ein im Schlosse Garnstein gefundenes, großes Schwert geführt, lebt noch als Heldin im Volksmunde fort, wie das Mädchen von Spinges[1]).

Von Verdings stiegen wir nach dem alten fürstbischöflichen Küchenmaierhof Viersch nieder, in dessen Nähe stattliche Kestengruppen sich befinden. In Lazfons gedeihen nur Kirschen und kleine Holzäpfel und wilde Birnen, hier schon Edelkastanien und Zwetschken von seltener Güte.

Wir wollten den um die tirolische Geschichte so hochverdienten Professor Dr. Josef Egger, der auf stillem Hofe mit wonnevoller Aussicht die Ferienmonate verlebt, besuchen, fanden aber den verehrten Freund nicht zu Hause. Wir hielten in der kühlen Stube dessenungeachtet Rast und erquickten uns an rothem Velturner und köstlichem Obste. Das Haus

---

[1]) Näheres in J. Stafflers Tirol II, 67—69. Josef Egger, Geschichte Tirols III, 205.

ist nun ein stattliches Neugebäude, denn das alte ist mit seinen wertvollen Gemälden, Möbeln und andern Schätzen vor wenigen Jahren ein Raub der Flammen geworden.

Wer betritt dies Gehöfte nicht mit tiefer Andacht, denn „schon Bischof Wisund von Säben (938 – 956) machte mit der damaligen Besitzerin dieses Hofes, Namens Irminlind, einen Tausch und ebenso dessen Nachfolger Richprecht (956—975) [1]. Ob die schöne Irminlinde bei dem Handel auf dieser Erde gegewonnen habe, wissen die seligen Fürstbischöfe. Aber der Name Irminlinde, hat wie Alflinde, Berthlinde, Theodelinde, Waglinde so etwas Bestechendes, daß ich, wenn Viersch, ältern Namens Fieres, Vieres, so traulich nach Gufidaun hinüberblickt, an die schöne Riesenschlange des zehnten Jahrhunderts und an alte und jüngere Wisente und Schelche denke. Im Beginne des 13. Jahrhunderts begegnen uns Heinrici de Vieres, wie auch gegen Ende desselben (1278) ein Vierscher dieses Namens erscheint. Für das Alter unsers Mairhofes sprechen auch die Funde aus der Römerzeit, Münzen von den Imperatoren: Antoninus Pius, Caligula und Claudius, Schmucksachen und Derartiges. Wie viele römische, ja vorrömische Schätze müssen in dieser Gegend verborgen liegen, wollen aber nicht blühen. Uns Norikern fehlt ein Schliemann. Dieser würde die

---

[1]) K. Atz und Ph. Neeb I, 33.

Schätze von Säben und Castelrutt ebenso entzaubern, wie die von Troja und Tiryns. Es ist aber gut, daß für die nachfolgenden Geschlechter auch noch Schätze unter der Erde bewahrt bleiben, wie Fresken unter der sie heutzutage schützenden Tünche.

Seit der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts saßen die Edlen von Trojer auf diesem Hofe, deren Erbin Prof. Dr. J. Egger zum Altare führte. Möge der hochverdiente Historiker noch viele Sommermonate auf der historischen, herrlichen Stätte verleben! —

Wir stiegen nach Klausen nieder. Dies war ein schöner (?) Weg.

„Führt er in den Hades"? frug ein Weggenosse.

Ich erwiderte: „Nein zum Nornenbrunnen im kalten Keller!" —

„Was"! sagte Meister Alois, „der Weg zur Hölle könnte nicht steiler und schlechter sein, als dieser Schuhzerreißer."

Wir alle waren seelenfroh, als wir beim Spitalerhofe die Landstraße erreicht hatten.

19.

Die Peggelhaube.

Wer hat von einer Herberge dieses Namens gehört? — Und dennoch verdient sie aus dem Dunkel der Vergessenheit gezogen zu werden.

„Peggelhaube“ lautet in ältern Schriften „Beckelhaube“ und bedeutet eine Blechhaube, die in letzteren Zeiten als „Pickelhaube“ zu einem mehr als europäischen Ruhme gelangt ist. Sie muß einst beliebter gewesen sein, als heutzutage, denn Conrad von Würzburg sagt:

„Der frouwen tanz ist hin geleit,
die schôpen [1]) die sint worden wert,
für einen kranz man gerne treit
ein beggelhûben oder ein swert.“

Wie sich doch die Zeiten ändern! In der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts trug man lieber eine Pickelhaube, als einen Kranz, — und heutzutage würden die meisten jungen Männer einen leichten,

---

[1]) Jacke als Theil der Rüstung.

duftenden Blumenkranz einer schweren drückenden Pickelhaube vorziehen.

P. Abraham a. S. Cl. that den merkwürdigen Spruch: „Die Beckelhauben auf dem Kopf macht keinen Soldaten, sonst wären auch die Kothlerchen Soldaten."

Alte Pickelhauben kann man in Sammlungen, neue Pickelhauben allerorten sehen, — und dennoch mußte ich nach einer „Peggelhaube" lange vergebens suchen.

Vor beiläufig dreißig Jahren las ich Manches über die Wiedertäufer in Tirol und Mähren. Ich bekam für diese Märtyrer ihrer Ueberzeugung, für diese wackern, gewerbthätigen Leute Achtung, ja pietätvolle Zuneigung. Ein Wiedertäuferprozeß aus Sarnthal fiel mir in die Hände, eine ergreifende Geschichte, — und es reifte in mir der Plan, eine historische Novelle: „Der Wiedertäufer" zu schreiben.

Im August 1863 fuhr ich über den Brenner, um den Schauplatz der Erzählung kennen zu lernen, durchwanderte die liebliche Waldöde von Schalders, stieg über das alpenblumenreiche Joch nach dem einsamen Durnholz, das so reizend am blauen Bergsee liegt, gieng nach Sarnthein, machte dort einschlägige Studien, besuchte den Irscher-Hof, die Heimstätte des Helden unserer Geschichte [1]), — und zog mit meiner gewonnenen Beute glücklich nach Meran, wo ich einige Wochen verweilte.

---

[1]) Vgl. Volks- und Schützenzeitung 1872 Nr. 25—27.

Ich konnte mit meiner Forschungsreise auch zufrieden sein, denn ich hatte den alten Hof des Wiedertäufers, wo er einst angesehen und glücklich mit seinem treuen Weibe und lieben Kindern gewohnt, ich hatte die Richtstelle, wo er den Tod erlitten, gesehen — und war die Pfade gewandelt, die er wie ein von den „Einspännern" gehetztes Wild mit seiner Frau als Flüchtling gegangen war. —

Aber im hellen Bilde der erforschten Landschaft lag ein dunkler, räthselhafter Punkt „die Peggelhaube", die heimliche Synagoge der Wiedertäufer, selbst besucht von Häuptern dieser Sekte z. B.: Jakob Huter und Blaurock. Ich wußte aus den Akten, daß diese Zufluchtsstätte der Verfolgten im Eisackthale, nicht weit von Mittewald liegen müsse, — aber wo? an welcher Stelle? —

Damit es mir nicht gehe, wie A. Brachvogel am Schlusse seines Romans: „Der deutsche Michael", wollte ich die Peggelhaube mit eigenen Augen sehen.

Ich wandte mich an verschiedene Herren in Brixen und in Bozen, schlug Bücher auf, sah in Karten nach, — doch über der verhexten „Peggelhaube" lag eine unbezwingliche Tarnkappe.

Da ließ ich die Geschichte ruhen, — und der halbfertige „Wiedertäufer" blieb als Torso unter andern Schriften halbvergessen liegen.

Da erschien 1883 das hochverdienstliche Werk: „Die Geschichtsbücher der Wiedertäufer in Oesterreich-Ungarn. Gesammelt, erläutert und ergänzt durch

Dr. Josef Beck" — und der Wiedertäufer Irscher regte sich wieder, wie ein mahnender Geist, der erlöst sein wollte. —

In meinem Glauben, daß die Wiedertäufer in Tirol und Mähren brave, überzeugungstreue, ja heroische Leute waren, die ein besseres Loos verdient hätten, war ich durch diese Geschichtsbücher ebenso bestärkt, als durch dieselben mein Einblick in das Leben und Streben derselben, und mein Ausblick auf die Verbindungen derselben erweitert wurde.

Aber auch hier keine Silbe von der „Peggelhaube." —

Endlich sollte doch das biblische Wort: „Wer sucht, der findet" sich auch hier erwahren. Ich hatte über diese Zufluchtsstätte öfters mit dem Neustifter Chorherrn Theodor Wieser gesprochen, er forschte nach dem verschollenen Orte — und endlich flog der Ruf in meine Stube „die lange gesuchte Insel ist entdeckt." Der hochwürdige Herr ist der glückliche Columbus der Peggelhaube.

Die Nachricht lautete: „Etwa fünf Minuten von dem Wirthshaus in der Unterau entfernt, nördlich davon auf der linken Seite der Landstraße gelegen, befindet sich die „Pöggelhaube." Sie gehört schon lange zum Wirthshofe. Kaufbriefe von den Jahren 1710 und 1738 (Copie des ersten) sind erhalten. Darin liest man: „Widerumben (sc. gehören zum Hofe in der Unterau) die Paurecht und Gerechtigkeit der Hab und Guet zum Harstner oder

Pögglhauben genannt, negst nach der Unterauen bei dem sogenannten Clausenpach an der gmainen Landstraßen Gerichts Tirol gelegen, so vor Alters in fünf Höfen, als den Hof der Pruggen, den Hof genannt Clausenpach, den Hof nach Clausenpach und den Hof an der Holzpruggen und vorbemeldten Harstnerhof bestanden, welche aber vor vielen Jahrn durch das Gewässer meist verschüttet und anjezt alle unter obigen Guet der Pögglhauben verstanden und begriffen seint."

Nun folgen die einzelnen Güter und ihre Gränzen aufgezählt. Für mich war wichtig die Stelle an dem Clausenbache „da liegt ein Wald hinauf, genannt das Griebl, geht hinauf bis an den Ort Länner an das Joch, da liegen etliche klein Pergmähder, die seint nit geraumbt; die gehören auch zum Harstner oder Pögglhauben."

Dies Anwesen war somit von großer Ausdehnung und zinste der Gerichts- und Grundherrschaft zu Neustift jährlich vier Kitze, zwei Schweinschultern, zwei Brote, zwei Schafe und in Geld fünf Gulden und 41 Kreuzer, wegen der Mühle, die zur Pöggelhaube gehörte, zwei Hühner und zwölf Kreuzer, und für die Güter dem Gotteshaus zu Mittewald zwei Gulden 5 Kreuzer und dem Herrn Dekan zu Stilfes ein halb Star Roggen und ein halb Star Gersten und steuerte auf ein Jahr fünf Gulden.

Unser Wirtshaus mit seinem großen Gütercomplexe hatte eine höchst günstige Lage für den da-

maligen Verkehr, und wir können leicht begreifen, daß die Landsknechte, wie anderes fahrende Volk, hier gerne ihre Einkehr und Herberge nahmen. Die Peggelhaube lag ja an der Stelle, wo der Weg aus dem Pusterthale, der Kuntersweg, und die Straße nach dem Norden zusammentrafen. Ein Pfad führte durch das Thal Schalders nach Sarntein, von wo man in vier Stunden nach Bozen, in sechs Stunden nach Meran gelangt. Für die Wiedertäufer war diese Herberge auch sehr günstig gelegen. Aus dem Sarnthale, wo sie bedeutenden Anhang hatten, und aus Sterzing konnten sie leicht hieher gelangen und der Zug nach Mähren gieng auf unbeachteten Pfaden durch Pusterthal. Im Sarnthale ward noch Ende der vierziger Jahre vom Hirten Wendelin erzählt, der zwar ein Ketzer, aber sonst ein frommer Mensch gewesen und allerlei vorausgesehen, und vom Irscher Bauern, der auf der Gerichtsstätte am Oetterbache geköpft und verbrannt worden.

Es zog mich mächtig nach dem Schauplatze der Landsknechte und der Wiedertäufer und ich fuhr am Pfingstsamstage dieses Jahres über den Brenner zur Station Franzensfeste, wo mich der Entdecker der Peggelhaube erwartete. Wir giengen alsbald auf unser Ziel los. Dasselbe ist nun ein armseliges, einstöckiges Haus mit sehr niedriger ebenerdiger Wohnung. Nicht besser sind die Gelasse „obenauf". Ein Schuster sitzt nun im kleinen, kümmerlichen Neste. Aber an der Nordseite desselben befand sich ein Anbau, den der

Vater des jetzigen Wirtes zu Unterau zusammenschlagen ließ, und unterhalb der Straße, östlich vom Hause, steht der Stadel mit einem sehr geräumigen Keller, für den der frühere Wirt der Franzensfeste 500 Gulden Zins gab. Die „Dille“ (Stadel) ist ziemlich groß und an einer Eckmauer sieht man, daß dieser luftige Raum einst bemalt war. Diese Halle war ein ganz geeigneter Saal für fahrende Horden, die da saufen, fluchen und raufen konnten, aber für die verfolgten Wiedertäufer taugte sie wol nicht oftt, weil sie an offener, besuchter Straße lag.

Als ich dies bemerkte und dem Wirte erklärte, daß die Wiedertäufer Ketzer waren und sich verborgen halten mußten, wie die ersten Christen unter den heidnischen Kaisern, sprach er: „Sell (dasselbe) wär nit übel; i thät mi bedanken.“

Als ich ihm aber erklärte, daß diese Leute schon vor mehr als dreihundert Jahren hier geweilt hätten und, ihre ketzerischen Ansichten ausgenommen, brav, redlich und arbeitsam gewesen, beruhigte er sich. Und, wie ich ihn fragte, ob keine Alm zum Wirtshause gehört habe, entgegnete er, daß leichte zwei Stunden weiter droben ein Bödele mit „Kasern“ war, das aber wegen wenigen Nutzens und Uebermuhrung die Alm dort längst aufgelassen sei. Da der Weg zu den Mähdern steil ist und ich derartige kleine Alpen oft gesehen, ward die Inspektion vollendet und wir folgten dem freundlichen Wirte in sein Gasthaus, um, wie es die

alte Sitte heischt, nach eingenommenem „Augenschein“ den Akt mit einem Trunke zu beschließen.

Dem „Leitgeb“ zu Unterau wird nachgerühmt, daß er immer preisvollen Rothwein in seinem kühlen Keller habe, und wir fanden diesen guten Leumund vollauf bestätiget. Dem Wirte lagen aber die Ketzer am Herzen und immer kam er darauf zurück und wollte wissen, wie ich es erfahren habe, daß einst „Abtrünnige“ sich hier aufgehalten haben. Es sei immer ein gut katholisches Haus gewesen, in das auch geistliche Herren gerne einkehren. Auch werde jeden Sonn- und Festtag in Unterau Gottesdienst gehalten und allabendlich in allen Häusern Rosenkranz gebetet. „Dies Alles weiß ich, und noch mehr — nämlich, daß Ihr Unterauer auch immer in gutem Sinne Eure Abgeordneten wählt“, entgegnete ich. „Aber andere Zeiten, andere Sitten. Damals kehrten in der Peggelhauben an der Straße lustige Landsknechte ein und soffen, sangen und würfelten, auch die sauberen Hispanier, die hier durchzogen, um den katholischen Glauben zu retten, und sich so empörend aufführten, daß der Chronist Wunderdinge von ihren Greueln zu erzählen weiß, sind gewiß nicht an der Peggelhauben stracks vorüber marschiert, sondern haben hier Halt gemacht, gezecht und geludert, — vermuthlich ohne zu zahlen oder ein „Vergelts Gott“ zu sagen.

Aber droben auf der wilden Alm lebten die Ketzer, die da wähnten, den alleinigen rechten Glauben zu haben, und hofften, das Leben, wie es zur Apostelzeit

gewesen, wieder herzustellen, und beteten, sangen fromme Lieder und arbeiteten. Herunten war wildes Treiben und Prassen, droben im Walde stilles Leben, das freilich nicht lange dauerte."

Ich erzählte nun in schlichter Weise, was ich von den Wiedertäufern auf der Peggelhaube wußte, erlaube mir aber dasselbe meinen verehrten Lesern nach „dem Malefizrecht über Erharten Irscher" vom Jahre 1533 genau mitzutheilen. Erhart Irscher, der aus Sarntein mit seinem Weibe sich flüchten mußte, fragte den Valtein Schuester, wohin er mit seiner Hausfrau ziehen sollte? „Hab ihn Valtein Schuester Anzeigen geben und gesagt, er weiß wol ein Orl, heißt in der Pögglhauben, daselbs sollten sie hinziehen, da behielt man sie wohl, und wofern er Irscher den Weg nit wisset, wollt er mit ihm gehn und sie daselbst hinweisen. Was ihm Irscher wohl gemeint gewesen, und darauf mit samt seiner Hausfrau und dem obbemeldten Valtein dahin zogen, hindurch das Schalderer Thal und hinein in die Pögglhauben. Daselbs wär sein Irschers Hausfrau niederkommen und daselbs acht Tag in dem Kindlbett gelegen, auch im Willen gehabt, das jung Kindl nicht wollen taufen lassen, bis daß es zu sein Verstand wär kommen, denn sie auf die Tauf [1]) nicht gehalten. Nachdem hab er Irscher sein Hausfrau aus der Hauben und in ein Kaser, ob Mittwald hinauf gelegen, geführt, wäre

[1]) Taufe der Kinder.

daselbst auch ein Weil geblieben und darnach sei er mit ihr gen „Prunleit“ gangen, hab sie daselben auch etlich Tag gelassen.

Ueber solches habe er Irscher sich wieder aufgemacht und mit zwei Wiedertäufern, und wieder hieher ins Gericht [1]) zogen zum Irscher Hof umb die Irschers seine Kinder, und dieselben mit ihm dahin geführt und getragen hunzt [2]) in die vorbemeldt Pögglhauben. Da wären sie über Nacht blieben. Darnach des anderen Tags hab er die Kinder und sein Hausfrau wiederum in die vorbenannt Kaser geführt. Also wären sie in derselben Kaser bei zwölf Wochen blieben und ihr Unterschleifung daselbs sammt andern zwein Mitbrüdern gehabt, und er Irscher sei in der Weil in der Pögglhauben gewesen und gearbeit bei 35 Tagwerk. Da hätten sie zu Zeiten ein Versammlung und Synagog gehabt durch ihre Vorsteher, einer N. W. und N., genannt Jakob Hueter, auch einer mit ihm, genannt Hanns, und einer, genannt Valtein, als ihr Säckelmeister, auch einer, genannt Stindl, und etliche aus diesem Gericht, N. und K. genannt, und er Irscher sei auch alweg darbei gewesen. Also hätten die vorbemeldten ihr Vorsteher alda in der Pögglhauben gelehrt und von ihrem Glauben gesagt, wie sie den unter einander hielten. Das wär der recht Weg, darauf sie zum Herren kämen. Aber den Weg, den jetzt die Welt gieng, kumb einer

---

[1]) Sarntein. [2]) bis.

lang nicht in das Reich Gottes, und hätten uns für Heiden und Ungläubigen geacht.

Darnach hätten sie weiter gelehrt, wie sie sollen (sich) untereinander liebhaben und brüderlich Lieb einander anzeigen. Also, welcher mehr hab, als der andre, soll dem andern sein Mitbruder und Mitschwestern mittheilen und alle Ding auf der Welt unter einander gleich sein, Einer nit höher als der Andere gehalten werden, sunder der Wenigst als viel sein als der Meist, und der Meist als viel als der Wenigst. Und wann Einer 1000 fl. hab und dieselben seinen Mitbrüdern und Schwestern nit mittheilet, sondern nur ein Vierer ihnen verschwieg, derselbige soll nimmer ihr Mitbruder sein, sunder von ihnen wider zu uns als die Ungläubigen ausgetilgt werden und verdammt müssen sein.

Es soll auch keiner in kein Kirchen nit gehn oder keines Pfaffen Lehr nicht annehmen oder verführen lassen, denn ihr Lehrursach als nicht gerecht sei, sondern sie verführten das Volk.

Man soll ihnen aber nicht opfern, denn sie verkauften den Herrn und richteten ihr H . . weis damit aus. Dazu sollten sie an ein Sakrament auch nicht glauben und nicht darvon halten, denn es sei nur ein natürlich Brot, gleich wie ein anderes Brot, sondern ein Jeder soll von dem Sakrament halten und glauben, wie es der Herr am Abendessen ausgesetzt und seinen Jüngern geben hat.

Unser Frau oder ander Heiligen und die Bilder in den Steinmauern, (so) bei den Strassen steh'n, soll

man nit anbethen oder Liebe zumessen, sunder man soll den Herrn anbethen und ihm diese Ehr zumessen und die Bilder auf den Straßen soll man nit leiden, sondern (sie sollen) zerstört werden.

Auch soll man auf den Freithof nicht halten, wann Einer sterb und zu einer Gande begraben wurd, so lieg Einer gleich als wohl, als wann Einer im Steinhaufen begraben wurd.

Der Obrigkeit soll man ihre Zins und Rent geben, aber man soll sie auch nicht höher halten, weder ein Laien."

Irscher verlangte schließlich von den Vorstehern, daß sie ihm Etwas von dem Gelde, das er dem Vorsteher Blasi überantworten müssen, wieder geben, damit er sich und seine Hausfrau, auch Kinder besser erhalten könne. Da seien die Vorsteher gegen ihn ganz unwillig gewesen und hätten ihm nichts geben wollen, sondern gesagt, wem er sein Geld vormals gegeben habe, den soll er es bezahlen machen. Seine Kinder hätten sie zu sich nehmen wollen, er habe sie aber ihnen nicht überlassen. Deßhalb seien die Vorsteher gegen ihn unwillig gewesen und wollten ihn nicht mehr bei ihnen leiden und er wollte nicht länger dort bleiben. Da hörte er, daß vom Landesherrn ein Befehl ausgegangen sei, daß man die wiedertäuferischen Personen nicht mehr fanglichen annehmen oder ihnen Nichts mehr thun sollte, sondern daß sie begnadet werden bis auf ein Conzil. Irscher zog nun mit Weib und Kindern nach Saubach, dessen Besuch ich meinen

Lesern wegen der schönen gotischen Kirche, des rauschenden Sturzbaches, der alten, breitästigen, riesigen Kastanienbäume und der bemoosten riesigen Felsblöcke bestens empfehle [1]). Besonders Landschaftern lege ich diesen unbekannten stillen Winkel an ihr für alle Naturschönheiten warmfühlendes Herz. Irscher ließ Frau und Kinder hier zurück und wanderte mit seinem Sohne ins Gericht Sarntein, wo er gefangen und hingerichtet wurde.

In der Peggelhaube wohnt nun, wie gesagt, ein Schuster, dem unser Besuch nicht willkommen schien, denn er wähnte, irgend ein moderner Ketzer könnte sein stilles Heim kaufen und er müsse die liebe Stätte verlassen. Wenigstens war am Pfingstsonntage das unheimliche Gerücht schon verbreitet.

Wir besichtigten noch das alte Gasthaus in Unterau, schauten dessen Hausrath und Bilder an und wanderten gegen das herrliche Vahrn [2]). Da lag wieder das schön aufgebaute Dorf mit seinen Riesenkastanienbäumen und dunkeln Fichten, mit seinem rauschenden Schalderer Bach, mit seiner gotischen Kirche und dem hohen rothdachigen Spitzthurme vor mir —, und darüber die graue Ruine des Schlosses Salern! Tausend Erinnerungen an alte und neue Zeit werden wach, wenn ich dies norische Paradies, das alte Va-

---

[1]) S. Schildereien I, 101 ff. Saubach kommt schon 1186 urkundlich vor. In Osw. Redlichs Acta Tirolensia I. begegnen uns 1295—1298 Albrecht, Gotschalk, Heinricus von Saupach.

[2]) Vgl. Schildereien I, 224.

rina, erblicke. Längst haben die Herren: Albenarius, Arnoldus, Ingrammus, Reinbertus, Reinhardus, Rutherus, Volnandus, Werenbertus das Zeitliche gesegnet, wie die Frau Alhaidis, aber ihre Schatten tauchen auf, wenn ich diesen schönen Winkel im Isarkenthale schaue, und das graue Salernum gemahnt mich an die alte Gerichtsherrlichkeit und an die ehlichen Tädinge, die um Georgi und Martini gehalten wurden [1]).

Wenn ich aber die um die Kirche gezogenen Freithofmauern sehe, denke ich an manche „mondbeglänzte Zaubernacht", die ich auf ihnen genossen. Unvergeßliche Bilder! Da lag das schöne, weite Blachfeld von Brixen mir zu Füßen, vom Mondscheine verklärt, in magischer Beleuchtung. Drunten die träumende Stadt mit dem blinkenden Dome, der seine zwei Thürme wie Riesenarme erhob, als ob er segnen oder fluchen wollte. Ein leichter silberner Schleier schien die Hügel zu decken, — und aus der Tiefe rauschte durch die Nacht der Bäume die Schalder lauter, als bei Tageslichte, herauf. — Manch geisterhaft Lied kam auf den „entrischen" Kirchhofmauern damals angeflogen, das leise nachklingt, wenn ich Vahrn wieder begrüße. Wir stiegen nieder nach dem ehrwürdigen Gotteshause Neustift, das der selige Bischof Hartmann gegründet, und wo Oswald von Wolkenstein mit seiner gepriesenen Gretli der seligen Auferstehung im kühlen Kreuzgange harrt.

---

[1]) Tirolische Weisthümer IV. 395—412.

Der Gang am schönen Frühlingsabende stimmte uns aber trüb. Wir dachten nicht nur an die unglücklichen Tage des 16. Jahrhunderts, an dessen Wirren und Wehen, sondern sahen auf demselben, welch unsäglichen Schaden die Fröste an Bäumen, Reben und Saaten angerichtet hatten. Solche Verheerung muß in einer Gegend doppelt schmerzen, wo der arme Bauer selbst in „mittleren" Jahren mit des Lebens Notdurft ringen muß. Wenn Feuer oder Wasser Gebäude vernichten oder Fluren verwüsten, schallt lauter Notruf in die Weite und findet milde Erhörung; wenn aber der Reif ein nicht begütertes Thal um eine Million Gulden und mehr schädigt, schweigt die Welt und keine gabenspendende Hand öffnet sich. — Wir fanden dies in unserm Wechselgespräche nicht billig, umsomehr da über den verarmten Bauer ein nahendes Verhängnis zu schweben scheint, das seinen dunkeln Schatten schon jetzt wirft. — Sollten unsere freien Bauern, die so oft zur Stunde der höchsten Gefahren „mit Gott für Kaiser und Vaterland" fochten und unsterblichen Ruhm sich erwarben, wirklich zur Rolle der Coloni herunter sinken? — Der liebe Gott verhüte dieses!

Unter solchen Gedanken und Gesprächen erreichten wir Neustift mit seinen stattlichen Bauten.

Inhalt.

Druckfehler.

Seite	20	lies:	„stimmte“ statt „immte“.
„	70	„	„eines engen Thales“ statt „eines tiefen Thales“.
„	141	„	„Bureaukratie“.
„	240	„	„Lia“ statt „Lya“.
„	251	„	„Augenbrauen“ statt „Augenbraunen“.

In unserm Verlage ist erschienen:

Schildereien aus Tirol

1. Bändchen

von Ignaz V. Zingerle.

1877. Preis fl. 1.80 kr., elegant geb. fl. 2.50 kr.

Erzählungen aus dem Burggrafenamte

von Ignaz V. Zingerle.

1884. Preis fl. 1.40 kr., elegant geb. fl. 2.10 kr.

Sagenkränzlein aus Tirol

von Martinus Meyer.

2te vermehrte und verbesserte Auflage.

1884. Preis fl. 2.—, elegant geb. fl. 2.80 kr.

Skizzen und Culturbilder aus Tirol

von Christian Schneller.

1877. Preis fl. 1.80 kr., elegant geb. fl. 2.50 kr.

Innsbruck im November 1887.

Wagner'sche

Universitäts-Buchhandlung.

Druck der Wagner'schen Univ.-Buchdruckerei in Innsbruck.

J. Grun

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Zingerle, Ignaz Vinzenz,

Schildereien aus Tirol

Bd.: 2

Innsbruck 1888

Austr. 5275 d-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11556194-2